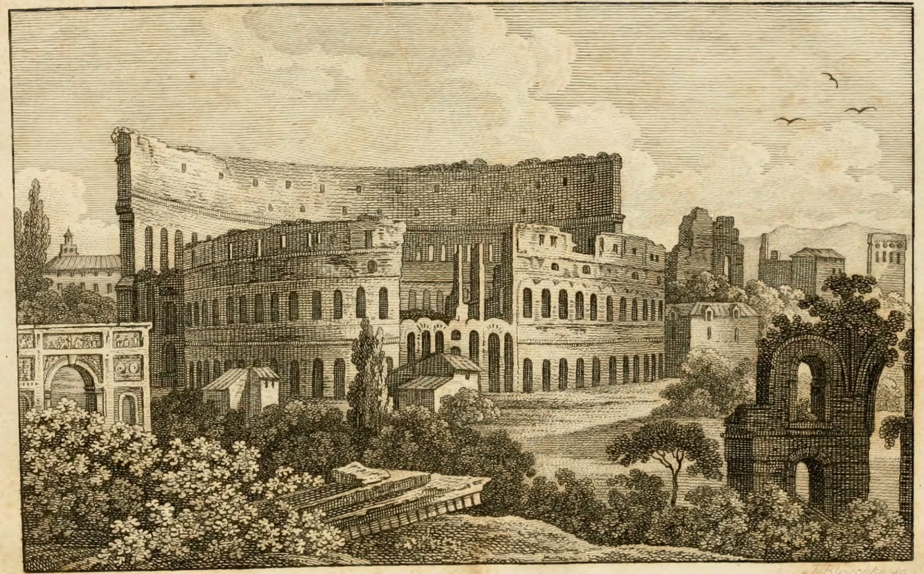
Theresia Gräfin Bacce

5 (**Viaggio a Roma e Napoli) ROSSEBUE August von.** Bemerkungen auf einer Reise nach Rom und Neapel. Köln [Colonia], P. Hammer, 1805, in 16 di pp. X + 326n. + 1cnn. Con una bella incis. su rame del Colosseo eseguita da J. Blaschke. Appunti di un viaggio a Roma e a Napoli. L'A. relaziona dapprima il suo viaggio in Germania (Berlino, Riga, Lipsia, Norimberga, Augusta, Innsbruck, il Tirolo) e poi l'Italia (Verona, Firenze, Appennini, Roma, Gaeta, Napoli, il Vesuvio, Caserta, Portici, Baja, Pompei, Ercolano, il Museo di Portici). Un capitclo a parte sono dedicati a Firenze (pp. 129-151); a Roma (pp. 157-178); a Napoli (pp. 194-237) e al Vesuvio (pp. 237-271); oltre che ad altri posti come riportato sopra. Libro interessante, che potrebbe contenere notizie inedite del tempo, viste, obiettivamente, da uno straniero. Raro.

vr- '75



J. Blaschke sc

Hauptansicht des Coliseums zu Rom.

Bemerkungen
auf einer
Reiſe aus Liefland
nach
Rom und Neapel.

Von

Auguſt v. Kotzebue.

Erſter Theil.

Köln, 1805.
bey Peter Hammer.

Bemerkungen

auf einer

Reiſe nach Rom und Neapel.

Von

Auguſt v. Kotzebue.

Erſter Theil.

A

Statt einer Vorrede.

Verzeichniß von denjenigen, welche dieſes Buch nicht leſen müſſen:

1. Alle Künſtler und ſogenannte Kunſtkenner; es wäre denn, daß es ihnen Vergnügen machte, alle Augenblicke mitleidig die Achſeln zu zucken. Denn weil ſie die Kunſt als etwas fertiges betrachten, ich

aber als etwas täglich neues — ſie als die Schöpfung einer Form, ich aber als den Aushauch eines Geiſtes — ſie als eine Prüfung geübter Augen, ich als eine Beſchäftigung der Seele — weil ihnen die Form das erſte und mir das letzte iſt: ſo können wir nie zuſammen treffen; ich werde ſie nicht belehren und ſie mich nicht; wir bleiben ewig weit auseinander.

2. Alle diejenigen, welche Kunſt zwar lieben, auch wohl gern Kunſtwerke betrachten, aber nicht gern davon erzählen hören. Solche Leſer werden wenigſtens viel, ſehr viel überſchlagen müſſen. Ich verſpreche, das keinem übel zu nehmen.

3. Ich habe nicht geſchrieben, um einen trocknen Catalog von Merkwürdigkeiten zu liefern, wie Volkmann; oder um meine Beleſenheit in den Alten auszukramen, wie Stollberg, (der, ſo oft er eine Ziege erblickt, nicht unterlaſſen kann, ein paar

Stellen aus dem Virgil zu citiren; oder um auf fremde Unkoſten witzig zu ſcheinen, wie Gorani; oder um empfindſame Gemählde aufzuſtellen, wie Meyer u. ſ. w. Wer etwas dergleichen ſucht, der laſſe mein Buch ungeleſen. Ich bin der Meinung, ein Reiſebeſchreiber müſſe, (um mich eines gemeinen Sprichworts zu bedienen), reden, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt. Iſt er ihm gut gewachſen, das heißt, iſt er ein intereſſanter Menſch, ſo wird der Leſer Vergnügen finden, denn die Seele des Reiſenden wird ſich in der Beſchreibung kunſtlos ſpiegeln Setzt ſich aber der Verfaſſer zurecht, ſchraubt ſich hinauf, kitzelt ſich, ſchlüpft in geborgte Kleider, oder ſucht ſonſt auf irgend eine Weiſe zu ſeyn, was er nicht iſt, zu geben, was er nicht hat; ſo kann dem Leſer unmöglich wohl bey ſeinem Buche werden; es wird ihm immer ſo ängſtlich dabey zu Muthe ſeyn, als ſpräche er mit einem Stotternden, dem er gern nachhelfen möchte.

Italien iſt ſo viel hundertmahle beſchrieben worden, daß es lächerlich wäre, ſich einzubilden, man könne noch etwas neues darüber ſagen. Aber etwas ziemlich ſeltenes bleibt noch immer zu ſagen übrig, nähmlich ein getreuer Bericht des Reiſenden, wie ihm die Dinge vorgekommen, indeſſen die meiſten nur nachplaudern und erzählen, wie ſie ihnen wahrlich nicht vorgekommen ſind. Solche Leute haben die Form ihres Buches ſchon im Kopfe, ehe ſie ſich noch in den Wagen ſetzen; ſie wollen jetzt empfindſam, oder gelehrt, oder witzig reiſen, und was ſie dann ſehen, wird dieſer Form angepaßt: nichts betrachten ſie mehr mit unbefangenem Blicke.

Ich habe mir keine Noten gemacht, habe daher ſelten eine Schreibtafel zur Hand genommen; bin aber jeden Morgen lange vor Tage aufgeſtanden, und während der drey oder vier Stunden, die ich auf dieſe Weiſe ungeſtört in ſtiller Einſamkeit zubrachte, habe ich alles ehrlich niedergeſchrieben, was ich Tages vorher ge-

ſehen, gedacht, empfunden hatte. Anfangs geſchah das bloß, um meinem Gedächtniſſe nachzuhelfen, nach und nach iſt ein Buch daraus geworden. Iſt es gut, ſo bedarf es keiner Entſchuldigung; iſt es ſchlecht, ſo hilft das Entſchuldigen auch nichts.

In mehrern Jahren, die vor meiner Reiſe nach Italien voraus gingen, hatte ich nichts über dieſes Land geleſen, und jetzt, nachdem dieſe Reiſe beſchloſſen war, wollte ich nichts darüber leſen, um mein Urtheil nicht gängeln zu laſſen. Nur in Neapel lieh mir ein Freund Volkmanns Reiſe, in der ich zuweilen blätterte und nachſchlug; denn leſen kann man ſie ſchwerlich. In Rom hingegen, und an andern Orten meines Aufenthalts, hatte ich gar keinen Leitfaden, welches vielleicht um ſo beſſer war. Nur wo ich das Gemählde des neuen Roms, durch die Erinnerung an das alte Rom ſchmücken wollte, da bediente ich mich theils der Beſchreibung von Adler, theils eines vor kurzem erſchienenen oder neu aufgelegten Werks: Accurata e succinta

descrizione topografica delle antichità di Roma vom Abt Venuti. Vaſi's Wegweiſer von Rom iſt oft unzuverläßig, und immer nur mit vollen Backen lobpreiſend. Viel verdanke ich auch dem Umgange mit Künſtlern aller Art. Ich ſchmeichle mir daher, dem Reiſenden ein Buch zu liefern, welches doch wenigſtens in den erſten zehn Jahren ihn richtig leiten wird, und in welchem er zwar keine tiefgeſchöpften, aber auch keine nachgeplauderten Urtheile findet. Wer mit Unbefangenheit, ohne Kunſtvorurtheile, nach Rom und Neapel kommt, deſſen Gefühl wird ſicher mein Urtheil beſtätigen. —

Mein Aufenthalt in Italien war zwar nur kurz, doch wüßte ich nicht, warum das eben den etwanigen Werth meiner Urtheile verringern ſollte? Die Gabe zu beobachten, iſt eine Naturgabe; wer ſie nicht mitbringt, wird ſie auch in Jahren nicht erwerben. Die meiſten Dinge ſieht man entweder gleich beym erſten Mahle recht, oder nie. Das wirklich Auffallende, wirklich Bemerkenswerthe, zeigt ſich beym erſten Ueberblick,

und ich möchte faſt ſagen: nur beym erſten. Hat das Auge ſich einmahl an die Gegenſtände gewöhnt, ſo iſt der ſcharfe Blick ſchon verlohren. Auch ich habe die berühmteſten Kunſtwerke zwey und mehrere Mahle geſehen, doch immer gefunden, daß mein erſtes Gefühl, mein erſtes Urtheil am friſcheſten, am durchdringendſten war. Darum ſuchte ich auch immer dieſen Eindruck feſt zu halten, und wenige Stunden nachher auf dem Papiere zu ſchildern. Wer indeſſen mein Buch bloß als eine Sammlung von flüchtigen Bemerkungen betrachten will, der thue es immerhin; die flüchtigen Bemerkungen ſind nicht immer die ſchlechteſten.

Alles was ich beſchreibe, habe ich auch wirklich geſehen. Es blieb aber noch manches übrig, das ich nicht geſehen habe; doch wohl nur Weniges von Bedeutung. Uebrigens iſt die Form meines Buchs die Form einer Reiſe ſelbſt; ich habe mich an keine Ordnung gebunden, ſondern jedesmahl erzählt, was mir eben am nächſten lag; nicht ſtudiren ſollte

der Leſer, ſondern mich auf meinen Wanderungen begleiten, ſo wie ſie eben von Wind, Wetter und Laune abhängig waren.

1.

Einleitung.

Hang zur Veränderung iſt des Menſchen angeſtammte Art oder Unart; alles muß wechſeln und ſchnell vorüber gehen, gleich ihm ſelbſt. Auch das Glück wird ihm langweilig. Jener glückliche König warf ſeinen koſtbarſten Ring in die Fluten, um nur das ewige Einerley ſeines Wohlbehagens zu unterbrechen. Plötzliches Unglück ſogar führt einen großen, nicht erkannten Troſt bey ſich, nähmlich das Gefühl einer veränderten Lage.

Doch dieſer rein menſchliche Trieb kann verhätſchelt, zur Schmarotzerpflanze werden, die Alles umwindet, erſtickt. Ich meine, ſeit vierzig bis fünfzig Jahren habe der Hang zur Veränderung unter den Europäern gewaltig zugenommen, im Großen wie im Kleinen, von der Geſetzgebung an bis zum Vaudeville herab. Unſere Väter grübelten wohl über die

beſte Geſetzgebung, aber ſie änderten nichts an der, welcher ſie nun einmahl ſeit Jahrhunderten gehorchten; ihre Meinungen bewieſen ſie gern durch Citate, ungern durch Waffen. Unſere Väter gingen ins Theater, und begnügten ſich, wenn man ihnen vier neue Schauſpiele jährlich auftiſchte; jetzt müſſen wir deren monathlich ſo viele haben, und ehe wir ein gutes Stück oft bewundern, laſſen wir lieber geſchehen, daß die Donaunymphe dem Odoardo den Dolch aus der Hand winde. Unſere philoſophiſchen Väter hatten höchſtens Wolf und Leibnitz; wir aber erfreuen uns ganzer Schaaren von großen Geiſtern, die uns der Welt Räthſel löſen, und, wie die geiſtreiche Frau von Stael einſt in meiner Gegenwart ſagte, dem drolligen Lügner Münchhauſen gleichen, der, als er einen breiten Graben nicht überſpringen konnte, ſich ſelbſt beym Zopf faßte und ſich hinüber ſchleuderte. Wir genießen dabey das Vergnügen, aus der heutigen Ewigkeit eines Syſtems in die morgende Ewigkeit eines andern überzuſpringen. — Selbſt die Kleidermoden, obwohl ſtets veränderlich, behaupteten doch vormahls einige Wochen länger ihr wandelbares Regiment.

So war es denn auch mit dem Reiſen. Unſere Väter ſaßen ſtill und laſen in der Bibel das Gebet: „daß ihre Flucht nicht geſchehe im

Winter.“ Auch im Sommer, wenn kein Geſchäft ſie drängte, blieben ſie lieber daheim. Mußten ſie aber dann und wann eine Reiſe von zwanzig Meilen antreten, ſo nahmen ſie Abſchied von der ganzen Sippſchaft, weinten eine Quantität Thränen, machten auch wohl ein Teſtament. Jetzt — lieber Gott! — jetzt weiß man es kaum ein paar Tage vorher, wenn man nach Paris oder London reiſen will; man hüpft eben ſo ſorglos in den Reiſewagen, als man vormahls in die Sänfte ſtieg, um ſich zum Mittagsſchlaf in die nächſte Kirche tragen zu laſſen. Wenn der Hang zum Reiſen ſo fort um ſich greift, ſo erlebe ich noch wohl Völkerwanderungen, die ohnehin, nach meiner Meinung, nur zum kleinſten Theil von angewachſener Bevölkerung oder von dem Drucke des Grenznachbars, größtentheils aber vom Hange zur Veränderung herrührten. Dieſer iſt es, der den nomadiſchen Tartar von Steppe zu Steppe, und mich, freundlicher Leſer, vom Ufer der Oſtſee an den Golf von Neapel treibt. Unſere Väter verthaten ihr Geld, indem ſie für ihre Nachkommen maſſive Gebäude aufthürmten, die nach Jahrhunderten noch der Zeit wie dem Brecheiſen trotzten. Wir verthun das Unſrige, indem wir für die Enkel Erfahrungen ſammeln. Eines mag leicht das Andere aufwiegen, ja das letztere hat wohl manchen Vorzug. Häuſer werden doch bau-

fällig, unbequem; Erfahrungen behalten ſtets gleichen Werth: man braucht ſie nicht einmahl einzuſchmelzen wie altes Silber, an dem man wenigſtens die Faſſon muß ändern laſſen. Erfahrung iſt eine Münze, die in der ganzen Welt gilt, und deren Gepräge ſich nie abgreift. Wie manche Regel der Lebensweisheit, die uns Salomo's leider viel zu wenig geleſene Schriften aufbewahrten, iſt noch heute ſo treffend als vor ein paar tauſend Jahren.

Wer dieſe Betrachtungen, Schwätzereyen, Paradoxen, oder wie man es nennen will, für eine Apologie meines Hanges zum Reiſen will gelten laſſen, der thut mir einen Gefallen, denn in der That, ich habe keine andere. Da ſie aber, mir wenigſtens, hinreichend ſcheint, ſo will ich in Gottes Nahmen wohlgemuth anfangen, meine kleinen Reiſeabentheuer zu erzählen. Meine Art iſt dem Leſer bekannt. Ich reiſe weder als Gelehrter noch als Kunſtkenner; ich reiſe blos als Menſch, überlaſſe mich meinem Gefühl, meiner Laune, künſtle nicht an meinem Vortrage, ſondern betrachte das Publikum als einen freundlichen Reiſegefährten, mit dem ich durch Städte und Dörfer rolle, auch wohl bisweilen auf einem anmuthigen oder romantiſchen Fußpfade mich verliere. Wem das ſo recht iſt, der ſchlendre ſorglos neben mir her, und laſſe ſich den Strauß von Wieſenblumen gefallen, den

ich ihm wandelnd zu pflücken gedenke. Wem das nicht genügt, der bleibe zurück und gehe meinetwegen ſpazieren im nächſten Treibhauſe.

2.

Kaiſer Alexander.

Auch Alexander — ich meine nicht den gewaltigen Reiſenden, der in großer Geſellſchaft die Welt durchſtrich, und endlich gar eine Brücke in den Mond hinauf bauen wollte; ich meine den holden Genius Rußlands, dem die Mondbewohner, wüßten ſie von ihm, wohl gern eine Brücke herunter bauen möchten — auch Alexander iſt in dieſem Jahre durch ſeine deutſchen Provinzen gereiſet, freylich nicht wie ich, um Blumen zu pflücken, ſondern, wie es ihm gebührt, um Früchte zu ſammeln, die im Strahl ſeiner Frühlingsſonne zu reifen beginnen. Nicht Liebe möchte ich es nennen, ſondern Leidenſchaft, die man in Eſth- und Liefland für Alexander empfindet. Ich erzähle wahrlich bloß, was ich ſelbſt ſah. Jedes Auge glüht, jede Stirn entwölkt, jede Zunge löſ't ſich, ſobald ſein Nahme genannt wird. Er war nur einige Tage in Reval, und doch weiß ich, daß bey ſeiner Abreiſe Thränen gefloſſen ſind, wie man ſie um einen ſcheidenden Geliebten weint. Ja, was be-

zeichnet wohl kräftiger das Gefühl, das er in Aller Herzen zurückließ, als der mit Jubel aufgenommene Vorſchlag des wackern Gouvernements-Procureurs von Rieſemann: jährlich an dem Tage, da Alexander in Reval war, zum dankbaren Andenken die Armen zu ſpeiſen. So ehrt wahre Liebe den Fürſten. Man vergleiche doch Alexanders ſtille, wohlthätige Reiſe durch Eſth- und Liefland, mit den Triumphzügen manches Welten-Erſchütterers, deſſen empörender Uebermuth durch nichts übertroffen wird, als durch die Schmeicheley eines jochgewohnten Volkes. Möge man dem Schützlinge Fortunens immerhin Triumphbögen und Pyramiden errichten; die geſättigten Armen um Alexanders Tafel werden noch Jahrhunderte lang den Herrſcher durch Liebe fröhlich ſegnen, wenn jene Pyramiden ſchon längſt in Staub zerfallen ſind.

Gut iſt es, daß ich außer dem ſchönen, in Reval geſtifteten Liebesmahl, noch hundert ähnliche Thatſachen anführen könnte, denn bloße Worte würden mich in den Verdacht der Schmeicheley bringen, mich, der ich ihn ſah, mit ihm ſprach, und dem höchſten wie dem niedrigſten ſeiner Unterthanen gleich, von ſeiner Huld bezaubert wurde. Nach dieſem Geſtändniß breche ich lieber ab, denn kalt von ihm ſprechen kann ich nicht, und meine Wärme ſoll Niemand mißdeuten. — Wollte Alexander des höchſten Ge-

nuſſes

nuſſes ſich erfreuen, ſo müßte er, wie vormahls die orientaliſchen Fürſten, verkleidet unter ſeinem Volke umher wandeln; ha! welche Augenblicke würden da ſeiner warten! — Heil der Mutter, die ihn gebar! aber auch Heil dem edlen Manne, einſt ſein Erzieher, jetzt ſein Freund, der ſolchen Saamen auf ſolchen Boden ſtreute. Man erräth, daß ich von La Harpe ſpreche.

Um einige Stunden früher den Armen ſeiner Mutter, ſeiner Gattin, zuzueilen, verließ Alexander ſein Gefolge, und warf ſich in den leichten, nur halb verdeckten Wagen ſeines Oberhofmarſchalls. So ſah ich ihn auf Jewe ankommen, gleich einem gewöhnlichen Reiſenden, von keinem andern Geleite umgeben, als von dem der Liebe ſeines Volkes. So fuhr er, nach kurzem Aufenthalt, trotz der einbrechenden Nacht weiter, durch öde Wälder, mit dem ruhigen Bewußtſeyn, daß Liebe ſein wohlthätiges Leben beſchirme. — Mit Vater- und Menſchenliebe ſorgte er für einen Poſtillion, der das Unglück hatte zu ſtürzen und ein Bein zu brechen. Nicht eher wich der Kaiſer von der Stelle, bis der ſchon weit entfernte Leibarzt herbey geholt, und ſeiner Pflege der Verunglückte übergeben worden. Daß er ihn mit Geſchenken überhäufte, war für einen Kaiſer wenig; daß er aber bey ihm ausharrte bis Hülfe kam, daß er ihn nicht mit Geld abſpeiſte, (wie die Großen zuweilen zu thun pflegen), ſon-

dern durch Menſchenliebe erquickte, das iſt ein köſtlicher Zug im Charakter eines Beherrſchers von dreyßig Millionen Menſchen.

3.

Conſtitution der Liefländiſchen Bauern.

Seit Jahr und Tag iſt in allen Zeitungen und Journälen des Lobens und Rühmens viel geweſen, von der neuen beglückenden Conſtitution, welche der lief- und ehſtländiſche Adel ſeinen Bauern gegeben. In ſo fern dadurch des Kaiſers vortrefflicher Wille kund geworden, ſtimme ich herzlich mit ein; wenn aber von der Ausführung dieſes Willens die Rede iſt, ſo glaube ich, man habe, wenigſtens vor der Hand, etwas zu früh und etwas zu viel davon geſprochen. Die Conſtitution für die Letten iſt bereits gedruckt und in Jedermanns Händen. Ich maße mir nicht an ſie zu beurtheilen, nur das kann ich nicht verſchweigen: Als ich Liefland verließ, war die kaiſerliche Commiſſion, welche die neue Einrichtung den Bauern bekannt zu machen beauftragt iſt, bereits in Thätigkeit, aber — viele Bauern, beſonders die, welche gute Herren hatten, machten trübe Geſichter und baten, ſie beym Alten zu laſſen. Das beweiſ't freylich noch nichts, denn wie oft leidet das Neue Widerſpruch,

wenn gleich das Beſſere klar vor Augen liegt; auch haben die Bauern zu viel erwartet, haben ſich eingebildet, der Kaiſer wolle ſie ganz frey laſſen, meinen wohl gar, es ſey wirklich geſchehen, die Commiſſion aber, in welcher ihre Herren mit ſitzen, verſchweige es ihnen, (Mißverſtändniſſe, die ſämmtlich beweiſen, wie behutſam jeder Schritt geſchehen muß, wenn man Blinde oder Verblendete leiten will); indeſſen ſollte jene auffallende Bitte: es beym Alten zu laſſen, doch ſo viel bewirken, daß man ſein Urtheil über die neue Conſtitution vor der Hand ſuſpendire. Wenn nach einigen Jahren ſegensreiche Folgen die Bemühungen des menſchenfreundlichen Adels belohnen, ſo wird dann von ſelbſt die gehäſſige Sage verſchwinden, als hätten die meiſten Herren bey der neuen Einrichtung gewonnen. Manche behaupten, ſie ſey immer noch wohlthätiger für die Bauern, als die des ehſtländiſchen Adels, welches ſchon daraus erhelle, daß der letztere zu befürchten ſchiene, dieſelbe annehmen zu müſſen. Wahr iſt es, der ehſtländiſche Adel hat eine, der oben erwähnten nicht ganz ähnliche, Conſtitution aufgeſetzt, die aber, als ich abreiſte, noch nicht vom Kaiſer beſtätigt war. Es iſt ein Punkt darin, der mir — mit gebührender Achtung ſey es geſagt — ein Fehlgriff ſcheint. Die Bauern nähmlich, die vormahls bey allzu unleidlichem Druck ihre

Beſchwerde bey der Regierung anbringen durften, ſollen zwar künftig zu dieſem Behuf drey Inſtanzen haben, aber jede dieſer Inſtanzen wird einzig und allein durch den Adel ſelbſt mit deſſen eignen Mitgliedern beſetzt; die dritte iſt inappellabel. So brav und edelgeſinnt nun dieſe Männer auch ſeyn mögen, ſo bleibt es doch nicht recht, und ſcheint mir unzweckmäßig, daß ein ganzer Stand im Reiche von dem Monarchen gleichſam abgeſchnitten, ihm jeder Weg verſperrt wird, bis zum Throne zu gelangen, er folglich ganz in die Hände ſeiner Herren überliefert worden. Wenn nun einmahl ein unreiner Esprit de corps ſich dieſer bemächtigen ſollte, (welches freylich von der jetzigen Generation nicht zu befürchten iſt) was würde dann aus den armen Ehſten werden? — Zwar hat jeder Herr auf ſeinem Gute ein Bauergericht niedergeſetzt, in welchem von den Bauern ſelbſt gewählte Richter ihres Standes die Strafen dictiren; aber — den Vorſitzer dieſer Gerichte ernennt der Herr ſelbſt, und ſein Einfluß auf ſeine Leibeigenen wird überhaupt ſtets ſo groß bleiben, daß dieſe wohl nie wagen werden, ein ihn kränkendes Urtheil zu fällen. Es iſt, sans comparaison, eben ſo, als ob ein Fürſt ſeine Tribunäle mit lauter Höflingen beſetzt, und einen ſeiner Kammerherrn ihnen zum Präſidenten gegeben hätte. Doch, wie ſchon erwähnt, jene

Conſtitution iſt noch nicht beſtätigt, und es wäre voreilig, mehr darüber zu ſagen. Dürfte man annehmen, daß die Geſinnungen der Enkel ſtets den guten Abſichten ihrer Väter entſprechen würden, ſo hätte ich überhaupt kein Wort darüber verloren, denn mit Vergnügen bekenne ich, daß der Geiſt des jetzigen ehſtländiſchen Adels nur ſeltene Mißbräuche befürchten läßt.

4.
Ungewitter am Peipus See.

Der Peipus See, der weniger bekannt und weniger ſchön iſt als der Genferſee, hat mir dieſesmahl ein fürchterlich ſchönes Schauſpiel gewährt. Langſam fuhr ich am ſandigen Ufer, da erhub ſich ein gewaltiges Sauſen in der Luft, ein Sturm in den obern Regionen, unten nur hörbar, denn der See blieb ſtille, und eben dieſe Stille, im Kontraſte mit dem heftigen Sauſen hoch über mir, war gräßlicher, als hätten die Wellen ſich gethürmt. Rechter Hand über dem finſtern Fichtenwalde hingen ſchwarze Wolken, die der Blitz zerriß. Links über dem See rollte es dunkel vom Himmel herab, wie ein Leichentuch, und bedeckte die jenſeitige, etwa eine Meile entfernte Küſte. Die Möwen kreiſchten über dem ruhigen Waſſer; ein paar kleine Fiſcherböte mit ſchlaffen Segeln ſuchten ängſtlich das Ufer. Jetzt zogen die furchtbaren Heere langſam

gegen einander, links hallte der Donner im tiefen Walde, rechts rollte er von der verhüllten Küſte herüber. Keine Hütte weit und breit, nur einzelne Fiſchernetze hier und da ausgeſpannt. Immer näher rückten einander die ſchwarzgewappneten Kämpfer, immer ſchneller wurden die Blitze vom Donner ereilt. Kein Regentropfen fiel, auf Erden war alles ſtill, nur oben ſauſte es fort. Plötzlich ſchoß links ein Blitz in den See herab, ſein langer Strahl, der ſich, das Waſſer berührend, in unzählige Funken theilte, glich einer umgekehrten Rakete. Er ſchien das Signal für herabſtürzende Hagelſtröme, die in wenigen Augenblicken den Boden mit einer Eisdecke, mehrere Zoll dick belegten. Der Hagel hatte vollkommen die Größe von Bohnen. Mein Wagen mußte halten, der Poſtillion ſprang vom Pferde, die Bedienten eilten vom Kutſchbocke herab, alles verkroch ſich u n t e r den Wagen. Aber der Hagel ſchlug die Pferde ſo gewaltig, daß ſie nicht länger ſtehen wollten. Die Menſchen mußten wieder hervor, um, ihren Rücken preisgebend, die unruhigen Thiere zu halten. Was die Gewitterwolken vom Tage noch übrig gelaſſen, das verſchlang jetzt vollends der dichtfallende Hagel, die nächſten Gegenſtände verſchwanden, kaum konnte ich aus dem Wagen die Pferde ſehen. Nur häufige Blitze beleuchteten mit falbem Scheine die weißen Hagelkörner und Donnerſchläge krach-

ten dazwiſchen. Da rings umher kein Gegenſtand war, der den Blitz ableiten konnte, ſo erwartete ich jeden Augenblick, Menſchen oder Pferde ſtürzen zu ſehen, oder — auch ſelbſt den glücklichen Tod des Romulus zu leiden. Wohl ſieben bis acht Minuten krochen ſo vorüber, von der ängſtlichen Lage zu Stunden ausgedehnt. Endlich zog das Ungewitter tiefer in den Wald, Menſchen und Thiere ſchöpften wieder Athem, und bald blieb von dem Schauſpiel des Schreckens nichts weiter übrig, als der ſeltſame Genuß, den der Geiſt des Menſchen, in Betrachtung der Spuren einer überſtandenen Gefahr findet. Ueberſchwemmte Wege, von Hagelgeſchichten eingefaßt; Geyer, deren Flug der naſſe Fittig erſchwerte; wenige Schritte von mir, auf einem abgeſtorbenen Baume, ein Adler, (deren es in dieſer wilden Gegend viele giebt) der wider Willen ſich Menſchen ſo nahe kommen ließ, weil vermuthlich das Unwetter auch ſeine Flügel gelähmt hatte; in der Ferne eine zerſtreute Heerde, um die ein hungriger Wolf ſchlich: — ſo nutzt der Dieb die Feuersbrunſt, um beſtürzte Flüchtlinge zu berauben. Die Sonne trat hervor, Licht und Ordnung kehrten wieder. Auf der nächſten Station wußte man nichts von dieſem fürchterlichen Ungewitter, nur mein Wagen trug deſſen Spuren bis dorthin, denn noch nach anderthalb Stunden war der Hagel, der ſich auf der Decke

geſammelt hatte, nicht ganz geſchmolzen. So ſieht der glückliche Bewohner einer friedlichen Grenze den Flüchtling ruhig ankommen, der aus dem bekriegten Lande die Spuren der Verwüſtung zu ihm herüber tragend, blos ein intereſſantes Schauſpiel ihm gewährt.

5. Dorpat.

Daß Dorpat jetzt eine Univerſität iſt, bemerket man ſehr bald beym Hineinfahren, weil man alle Augenblicke Jünglingen begegnet, welche Helme tragen, ohne Soldaten zu ſeyn; eine Mode, die natürlich nur Studenten aufbringen konnten. Indeſſen kleiden dieſe Helme nicht übel, zumahl da eine Art von Uniform die Täuſchung unterſtützt. Sie iſt geſchmackvoll, dunkelblau mit ſchwarzſammtenen Aufſchlägen und Kragen, auf dem letztern geſtickte goldene Schleifen, dabey die Unterkleider weiß. Natürlich giebt es auch manche junge Helden, die bey dieſer Uniform, und den behelmten Häuptern, noch einen gewaltigen krummen Säbel um ihre Lenden gürten, den ſie an die ſteifen, mit klirrenden Sporn verſehenen Stiefeln ſchlagen laſſen, und einher ſchreiten, als ob ſie, nicht ins Collegium ſondern in die Schlacht zögen. So iſt es ja überall, wo die freundſchaftlichen Muſen thronen, und welcher unter uns ältern Muſen=

ſöhnen hat dieſe wichtigen Kleinigkeiten nicht auch einmahl mitgemacht? Wenn die Jünglinge über dem Helme der Minerva die Eule nicht vergeſſen, ſo kann man ihnen die Spielerey wohl gönnen. Uebrigens ſind ſie, trotz ihres kriegeriſchen Anſehens, wohl ſo fein geſittet, als man ſie ſchwerlich auf einer deutſchen Univerſität im Ganzen findet, wenigſtens waren es die, mit welchen ich in Geſellſchaft war.

Ueberhaupt wird man wohl ſchon längſt in Deutſchland die Bemerkung auch gemacht haben, daß auf allen Univerſitäten die jungen Lief- und Ehſtländer, die Geſittetſten ſind, die man ohne Anſtand in jeder Geſellſchaft produciren kann. Der Grund iſt klar. In Lief- und Ehſtland laſſen bloß Edelleute, Prediger (die dort in allen Stücken dem Adel gleich ſind) und angeſehene Civilbeamten ihre Söhne ſtudieren, nicht aber Bürger oder gar Bauern. Jene Alle kommen, durch die gaſtfreye, weit liberalere Lebensart, welche dieſe Provinzen ſo vortheilhaft auszeichnet, von Jugend auf beſtändig in gute Geſellſchaften, haben hingegen faſt gar keine Gelegenheit, unter den Pöbel zu gerathen und dort ſchlechte Sitten anzunehmen. Wie bengelhaft ſind ſonſt gewöhnlich unſere deutſchen Knaben von vierzehn bis funfzehn Jahren, wie albern blöde oder wie vorlaut? In Lief- und Ehſtland findet man dergleichen verwahrloſte Sprößlinge ſehr ſelten. Die

Knaben ſind freymüthig beſcheiden, denn der gute Ton gehört gleichſam zur Hausordnung, und ſie lernen ihn bloß aus der Uebung. — Eben das iſt auch der Grund, warum der liefländiſche Dialekt der deutſchen Sprache nach meiner Meinung der angenehmſte von allen unſern Dialekten iſt. Das eigentliche Volk nähmlich ſpricht nicht deutſch, die Ausſprache hat ſich daher nicht vergröbern können. Doch ich vergeſſe, daß ich noch immer in Dorpat bin.

Daß einſt ſehr ernſtlich die Rede davon geweſen, die Univerſität von Dorpat nach Pleſcow zu verſetzen, iſt eine Thatſache, obgleich der akademiſche Senat, oder vielmehr der Hr. Profeſſor Scherer im Nahmen deſſelben, in den Zeitungen dagegen proteſtirte, und zwar in einem Tone, der einem ſo reſpektabeln Corpus nicht wohl geziemte. Es hieß unter andern: die Nachricht ſey hiſtoriſch unwahr. Seltſam, eine Nachricht hiſtoriſch unwahr zu nennen, die gerade der Profeſſor der Hiſtorie zuerſt verbreitete; denn nach authentiſchen von mir an Ort und Stelle eingezogenen Berichten, war er es, der ſie mit aus Petersburg brachte, und dem damahligen Rektor officiell von Seiten des Curators anzeigte, und zwar, nicht als Bedrohung der Stadt, (wie man jetzt vorgibt) ſondern der Univerſität ſelbſt, aus Urſachen, die ich nicht berühre. Die Sache war ſo ernſthaft, daß ſchon

Manche daran dachten, ihre Häuſer zu verkaufen. Weil man aber in Dorpat, eben ſo wenig als irgendwo ſonſt in der Welt, gern die Wahrheit hören mag, ſo mußte der arme Freymüthige, der ſie ausſprach, verunglimpft werden, ja man erlaubte ſich ſogar Ausfälle gegen meine Perſon; die doch bey der ganzen Sache nicht im Geringſten intereſſirt war. Vielleicht wird, was ich hier ſage, abermahls einige dergleichen veranlaſſen, aber ſie werden unbeantwortet bleiben. Genug, ich ſchrieb nichts unverbürgtes, will auch der Ehre keines Menſchen dadurch zu nahe treten.

In Dorpat hat vor einiger Zeit die Kuntheleſche Schauſpielergeſellſchaft ihr Weſen getrieben, von der geſchrieben ſteht: Herr erbarme dich unſer! unter andern hat ſie ein Schauſpiel in Manuſcript aufgeführt, Blick in die Zukunft betitelt, von dem mir mehrere Zuſchauer eine komiſche Beſchreibung gemacht haben. Im Vorgrunde der Bühne ſtand eine Raſenbank, auf dieſe ſetzte ſich ein Pärchen, erzählte ſich allerley, trat ab, und machte einem andern Pärchen Platz. Dieſes Ablöſen der erzählenden Paare währte ſo lange, bis das Publikum endlich die arme Raſenbank verfluchte, welche ſie ſämmtlich dahin lockte. Der Verfaſſer ſoll ein Profeſſor in Dorpat ſeyn; da er ſich aber nicht öffentlich dazu bekannt hat, ſo verſchweige ich wie billig ſeinen Nahmen.

Woher kommt es doch wohl, daß Jedermann glaubt, es ſey ſo leicht ein Schauſpiel zu ſchreiben? An keine Art von Schriftſtellerey wagt man ſich mit keckerm Muthe; keine beurtheilt man vorſchneller und ſtrenger. Mißglücken eigne Verſuche, ſo kann man ſich nie überreden, daß man das Ding nicht verſtehe, ſondern — es liegt am Publikum, das hat keinen Sinn für höhere Schönheiten u. ſ. w. Weil man ſich aber an dieſem ſtumpfen Publikum nicht rächen kann, ſo müſſen es die wenigen dramatiſchen Dichter entgelten, die gewöhnlich lauten Beyfall erhalten. Ueber dieſe fallen ſie mit bitterer Wuth:

Ces êtres gonflés du besoin de médire,
Trouvent qu'il est plus grand de blâmer que d'écrire,
Et dont les noms obscurs au mérite inconnu,
Sont répétés sans cesse et jamais retenus.

Der gemißhandelte Dichter muß ſich tröſten, indem er mit Chazet ausruft.

Je chercherai dans leur plaisir
Ma reponse à leurs outrages,
Et je veux, forçant leur suffrages,
Les amuser pour les punir.

Doch ich bemerke, daß Dorpat mich abermahls zu einem Seitenſprunge verleitet hat, und verlaſſe jetzt dieſes artige Städtchen ſchnell, indem ich nur noch die einzige Bemerkung hinzufüge, daß man daſelbſt für eine Univerſität viel

zu theuer lebt. Wenigſtens ſechshundert Rubel braucht ein Student. In Deutſchland bildet man ſich ein, ein Profeſſor habe ſein Glück gemacht, wenn er mit einem Gehalt von zweytauſend Rubeln nach dieſem neuen Muſenbeſitz berufen wird, aber man irrt ſehr. Faſt die Hälfte dieſes Gehaltes muß er aufopfern, wenn er nur eine gute Wohnung haben will. Mit dem Leſen der Collegien iſt wenig zu verdienen, da die Anzahl der Studierenden zu gering iſt. In der Nähe alſo verſchwindet der Rubelſchimmer, den das Wort zweytauſend um den Ruf herzög. Andere Vortheile jedoch, wohin ich beſonders die ſtarken Penſionen für Wittwen rechne, ſind nicht zu verkennen. Die Auszeichnungen des Ranges möchten auch manchen locken, da bekanntlich der Fluch der Rang- und Titelſucht faſt auf allen deutſchen Gelehrten ruht. Man denke doch! in Dorpat trägt der Rektor einen Federhut, ſo lange er dieſes Amt verwaltet, läßt ſich auch wohl Etatsrath nennen, welches ihm aber nicht gebührt, weil er, ſo bald er den Federhut wieder ablegen muß, auch nicht mehr zur fünften Klaſſe gezählt wird, und weil es in Rußland keine Etatsräthe auf gewiſſe Zeit gibt.

6.

R i g a.

Dieſe durch blühenden Handel wohlhabende Stadt, gewährt das ſeltene Schauſpiel einer Verſchwiſterung des Kaufmannsgeiſtes mit Kunſtſinn, feiner Lebensart und dem Hange zur edelſten Wohlthätigkeit. Man erlebt da ganz im Stillen Dinge, die, wenn ſie in Deutſchland geſchähen, in funfzig Zeitungen und Journälen würden ausposaunt werden. Ich kann unmöglich der Begierde widerſtehen, dem Leſer ein paar neuere Beyſpiele mitzutheilen; die Nahmen bekannt zu machen habe ich keine Erlaubniß, ich verſchließe ſie in mein Herz.

Einem angeſehenen, allgemein geachteten Beamten widerfuhr das Unglück, daß die öffentliche ihm anvertraute Kaſſe um eine anſehnliche Summe (wo ich nicht irre, achttauſend Rubel) beſtohlen wurde. Des Morgens früh entdeckte der Mann den Diebſtahl, und ſchon zu Mittag wurde ihm die ganze Summe wieder ins Haus geſchickt, von Männern zuſammengeſchoſſen, die ſeine Verdienſte und ſeinen Charakter ſchätzten, ſonſt aber in keiner weitern Verbindung mit ihm ſtanden. Hoffentlich bedarf dieſe prunkloſe Erzählung für keinen meiner Leſer eines Commentars. — Hier iſt auch die zweyte Anekdote. Ein

Arzt, der ſich beſonders um die öffentlichen Armenanſtalten ſehr verdient gemacht hatte, ſtarb, von einer Krankheit angeſteckt, die er ſich durch eifrige Abwartung ſeines Berufs am Krankenbette der Armen zugezogen hatte. Seine Leichenbegängniß, durch eine treffliche, auch gedruckte, Rede des wackern Oberpaſtor Sonntag verherrlicht, war das rührendſte Schauſpiel; denn alle die zahlreichen Armen, denen er geholfen, hatten ſich auf dem Kirchhofe verſammelt, empfingen ſeinen Sarg mit Schluchzen, ihre Thränen floſſen in ſeine Gruft, ihr Segen hallte ihm nach. Er hinterließ eine junge ſchwangere Wittwe und wenig Vermögen. Ein angeſehener Kaufmann — es wird mir ſauer ihn nicht zu nennen — bat ſich aus, Gevatter bey dem Kinde zu ſtehen. Er machte ſeinem vor der Geburt verwaiſeten Pathen ein Geſchenk von viertauſend Albertsthalern, und fügte eine Bedingung hinzu, die ſeinem Kopfe eben ſo viel Ehre macht als ſeinem Herzen. Das Kapital, ſprach er, ſoll unangerührt Zinſen von Zinſen tragen, bis der Knabe ſo alt iſt, als ſein Vater war da er ſtarb, (ich glaube etwas über vierzig Jahre) damit er, im Vertrauen auf dieſe Hülfe, nicht vernachläſſige ſich Verdienſte zu erwerben, die ihm auch ohne dieſelbe ſein Glück zu gründen vermögen. Dann aber, wenn ſein Vater ſchon zu Staub geworden, genieße er in demſelben Alter die Früchte,

die ſeines Vaters Tugend ſammelte. Stirbt er früher, ſo fällt das Kapital an ſeine Geſchwiſter. — (Der letztere Fall trat leider ein.) — Der wackere Kaufmann beſchränkte ſeine Wohlthätigkeit noch nicht hierauf. Er hörte, die Wittwe ſey geſonnen ihre Equipage abzuſchaffen, er wußte, ſie war an dieſe Bequemlichkeit gewöhnt; ſogleich ſetzte er ihr einen Jahrgehalt von fünfhundert Thalern aus, unter der Bedingung, nach wie vor Kutſche und Pferde zu halten. —

Noch einmahl, wie würden die deutſchen und brittiſchen Zeitungsſchreiber ihre Druckerpreſſen in Bewegung geſetzt haben, wenn ſie ſolche Handlungen zu verkünden hätten. Ich freue mich des Vorzuges, der Erſte zu ſeyn, der ſie, einfach wie es ſich gebührte (denn welche Feder könnte hier Schmuck leihen?) ſeinen für hohen Edelmuth empfänglichen Landsleuten mittheilte. Wen, nachdem er dieß geleſen, ſein Schickſal einmahl nach Riga führt, der wird ſchon von Ferne die Thürme der Stadt nicht mit jener ſtumpfen Neugier erblicken, die den Reiſenden beym Anblick eines fremden Ortes zu ergreifen pflegt; Riga iſt ihm nicht mehr fremd, er weiß, unter dieſen Dächern hauſen wackere Menſchen, er fährt mit leichtem Herzen zum Thore hinein.

7.

Robertſons Luftfahrt.

Eine Luftfahrt habe ich in Riga mit angeſehen, Robertſon war es, der aufſtieg. Ich zweifle keinen Augenblick, daß man die Direktion der Luftballons nächſtens finden werde, ja ich bin gewiß, man würde ſie ſchon gefunden haben, wenn nur, wie vermuthlich bey dem erſten Waſſerbeſchiffer geſchah, die große Lehrerin Noth ihre Stimme erhoben hätte. So lange die Luftreiſen bloß angeſtellt werden, um neugierigen Gaffern ein Schauſpiel zu geben, ſo lange wird es wohl beym Auf- und Niederfahren, nach Willkühr der Winde, ſein Bewenden haben; aber man laſſe einmahl irgend eine Art von Noth, beſonders Hungersnoth und Liebesnoth ein keckes mechaniſches Genie ergreifen, und plötzlich werden wir die Luftballons ſo zahlreich als die Schwalben herum ſegeln ſehen. Dieſer Gedanke iſt es, der mir jede Luftfahrt doppelt intereſſant macht. Ich denke mir, wie bald vielleicht ein liebender Jüngling, ganz im Stillen, ohne dieſe Menge Volks um ſich zu verſammeln, aus ſeinem einſamen Hofe bey nächtlicher Weile aufſteigen wird, um eine hundert Meilen entfernte Geliebte mit gutem Winde zu beſuchen; oder wie ein zärtlicher Hausvater, der in einer

belagerten Stadt Weib und Kinder hungern ſieht, ſich plötzlich kühn in die Luft ſchwingt, über den Häuptern des Feindes höhnend dahin ſchwebt, auf Freundes Boden ſeine Gondel ſtatt des Ballaſtes, mit Brot befrachtet, und nach wenigen Stunden triumphirend zurückkehrt. Will ich lachen, ſo denke ich mir einen Contrebandierer, mit herrlichen Spitzen beladen, der dem dicken lauernden Zollviſitator, im eigentlichſten Wortverſtande, Sand in die Augen ſtreut; oder einen hübſchen, muthigen Faublas, der mitten in den Garten eines Nonnenkloſters, zum großen Schrecken der alten Domina, herabſinkt. Ha! welch ein neues unabſehbares Feld für die Romanenſchreiber! wie werden dann die R i t t e r und G e i ſ t e r auseinander ſtieben, wenn die L u f t f a h r e r erſcheinen werden.

Robertſons anſpruchloſe Kühnheit gefällt mir. Er machte ſeine Anſtalten mit eben ſo vieler Ruhe als Gewandtheit, ja er hatte dieſe Ruhe ſelbſt ſeiner Gattin eingeflößt, die ohne ſichtbare Bewegung den Augenblick herrannahen ſah, in welchem d a s u n e r m e ß l i c h e M e e r o h n e K l i p p e n ſie von dem Gatten trennen ſollte. Sein Sohn, ein hübſcher Knabe, lief ſpielend unter den tauſend Zuſchauern herum. — Jetzt war der Ballon gefüllt, Robertſon beſtieg die Gondel, ließ ſich, an Stricken ſchwebend, einmahl im Kreiſe herumführen, und gab dann das

Zeichen, ihn den Winden Preis zu geben. Es geſchah, aber der Ballon ſenkte ſich wieder, und, um ihn zu erleichtern, war Robertſon genöthigt, die Köpfe der nächſten Zuſchauer mit Sand zu taufen. Jetzt hob er ſich zwar, doch nur wenig; der ziemlich ſtarke Wind gab ihm ſogleich eine ſchiefe Richtung, und er ſchwebte, zu unſer Aller Schrecken, grade auf ein Dach zu. Schon war er im Begriff an dieſer Klippe zu ſcheitern, ſchon ſtreifte ſein Anker das Dach, als er noch zu rechter Zeit, durch Auswerfen ſeines ganzen Ballaſtes, dem er ſogar ſeinen Mantel nachſandte, ſich der Gefahr entzog, und nun in der That majeſtätiſch dahin ſchwebte. Das Händeklatſchen der jauchzenden Menge gab ihm das Geleite. Einige Meilen von Riga, auf der Petersburgiſchen Straße, ſtieg er glücklich aus dem unſichern Element auf den mütterlichen Boden herab.

Was dieſe Luftfahrt am merkwürdigſten machte, war ſeines Nebenbuhlers, G a r n e r i n Gegenwart. Dieſer kleine Mann hat überall den Ruf der Habſucht hinterlaſſen, und vielleicht wiſſen ſogar die Vögel, die er in der Luft beſuchte, ein Lied davon zu ſingen. Man ſah es ihm auch heute wohl an, daß er hinter ſeiner ſpöttiſchen Larve den heimlichen Wunſch barg, Robertſons Unternehmen ſcheitern zu ſehen. Hätte er Glauben gehabt wie ein Senfkorn, und folglich Berge verſetzen können, er würde nicht

ermangelt haben, dem edleren Nebenbuhler, ſtatt jenes Daches, eine Alpe in den Weg zu werfen. Man ſagt, er habe Rußland mit dem Verſprechen verlaſſen müſſen, nie wieder dahin zurück zu kehren; wenigſtens verſicherte ein Poſtmeiſter, dieſe ſchmeichelhafte Clauſel in ſeinem Paſſe geleſen zu haben.

8.

Beſchaffenheit der Extraposten von Petersburg bis Neapel.

Gute Einrichtungen für Extrapoſten zu treffen, mag ſo gar ſchwer nicht ſeyn, man darf nur ſchon vorhandene copiren; aber mit Ernſt und Strenge darüber wachen, daß die guten Geſetze auch befolgt werden, ſcheint allerdings eine ſchwere Kunſt zu ſeyn; denn ich vermiſſe ſie oft in Ländern, wo ſonſt Gerechtigkeit ſtreng gehandhabt wird. Ich will das Extrapoſtweſen ſämmtlicher Staaten, durch welche ich gereiſ't bin, in gedrängter Kürze erzählen. Vielleicht nutzt es hie und da — wenigſtens Reiſenden.

Es iſt bekannt, daß man in Rußland vortrefflich fährt, zwey deutſche Meilen in einer Stunde iſt nichts ungewöhnliches, anderthalb iſt bey guten Wegen geſetzlich. Man muß, der Poſtordnung zu Folge, ziemlich viele

Pferde vorſpannen, aber hingegen bezahlt man für zehn Pferde in Rußland noch nicht ſo viel, als für fünf in andern Ländern. Der Poſtillion iſt flink, unterwürfig, ſingt fröhlich den ganzen Weg über, und wenn er fünf und zwanzig Copeken Trinkgeld erhält, (etwa fünf Groſchen) ſo bückt er ſich tief. Auf den Poſthäuſern iſt aber wenig oder nichts zu haben, man muß Alles bey ſich führen. — Wie in Rußland ſo iſts auch in Ingermannland, nur findet man da ſchon auf manchen Poſthäuſern Bequemlichkeit und Erquickung. In Jamburg beſonders befindet man ſich ſehr wohl. — In Lief- und Ehſtland fährt man nicht ganz ſo ſchnell wie in Rußland, doch iſt der Unterſchied unbeträchtlich, und Erſatz gewähren die guten Poſthäuſer, in welchen man faſt durchgehends nach Wunſch bedient wird. Der Adel unterhält hier die Poſten, und hat in Liefland die lobenswerthe Einrichtung getroffen, die Preiſe alles deſſen, was der Fremde bedarf, genau zu beſtimmen. Man lieſt daher in jedem Poſthauſe angeſchlagen, wie viel man für eine Mahlzeit von zwey, drey oder vier Schüſſeln, für Betten u. ſ. w. zu bezahlen habe. Prellerey hat man alſo in Liefland nicht zu befürchten. — In Kurland ſollte man, was das Poſtweſen anlangt, nicht glauben, noch in den Staaten deſſelben Monarchen zu reiſen. Erſtens iſt das Poſtgeld wohl

zwiefach höher; zweytens iſt in den Verordnungen manches ſo unbeſtimmt angegeben, daß man, was die Zahl der Pferde betrifft, ganz von den Schikanen des Poſthalters abhängt. Ein zweyſitziger Wagen, heißt es zum Exempel, bepackt oder mit vier Menſchen, ſoll ſechs Pferde nehmen. Man komme alſo nach Kurland mit einem halben Wagen, der immerhin ſo klein und leicht ſey, daß ein einziger Menſch ihn fortziehen könne, man habe gar kein Gepäck bey ſich, aber man reiſe mit einem Gefährten und zwey Bedienten auf dem Bocke, ſo muß man, wenn es dem Poſthalter beliebt, ſechs Pferde nehmen. Oder man ſitze auch ganz allein im Wagen, habe aber hinten und vorne Koffer aufgepackt, ſo muß man ſich abermahls ſechs Pferde gefallen laſſen. Dieſe ſonderbare Verordnung iſt von dem ehemahligen Gouverneur von Drieſen unterzeichnet. — Die Poſthäuſer waren ehemahls ſehr gut, aber dieſesmahl habe ich ſie, Frauenburg ausgenommen, ſehr mittelmäßig gefunden. Eine Taxe iſt da auch nicht; man muß viel zahlen. —

In Preußen mit Extrapoſt zu reiſen, hatte ich vor einigen Jahren verſchworen, allein man ſagte mir ſo viel von den vortrefflichen neuen Einrichtungen, daß ich es wiederum wagte. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich es beſſer gefunden hätte, als vormahls. Man glaubt jetzt ſchnei=

ler zu fahren, aber man täuſcht ſich, denn nach der neuen Meſſung ſind die Meilen viel kleiner geworden. Ein Geſetz, welches den Reiſenden, die mit Extrapoſt ankommen, auferlegt, wenigſtens drey Tage an einem Orte zu verweilen, ehe es ihnen vergönnt iſt, einen Fuhrmann anzunehmen, ſollte wenigſtens für die Strandreiſe zwiſchen Memel und Königsberg aufgehoben werden; denn an dieſem Strande, auf den weder Ceres noch Pomona jemahls herabblickten, wo man durchaus nichts anders gewahr wird, als Meer, Himmel, ganz kahle Sandberge, kleine Steine, Schiffstrümmer und Möwen; wo man alle drey bis vier Meilen nichts anders findet, als eine Bretterhütte, zwey Schritt lang und zwey Schritt breit, ohne Thür und Fenſter; wo man in ſolchen elenden Hütten verweilen muß, bis die ausgeſpannten Pferde über die ungeheuern Sandberge ſich eine halbe Meile weit hinüber gearbeitet haben, und bis von dem dort gelegenen, dem Reiſenden aber unſichtbaren Poſthauſe, andere Pferde geſchickt werden; wo man während dieſer angenehmen Pauſe, das etwa mitgenommene Eſſen auf der kahlen Erde ausbreiten und ſich auf die kahle Erde daneben legen kann, (denn Tiſche und Stühle gibt es da nicht); wo man, wenn die Pferde lange ausbleiben, keinen andern Zeitvertreib hat, als am Strande Bernſtein zu ſuchen

oder bunte Steinchen zu ſammeln; bey dieſem von der Natur verworfenen Strande ſollte es wohl erlaubt ſeyn, nach eignem Belieben zu reiſen, ohne vorher drey Tage verlieren zu müſſen. Reiſet man mit einem Fuhrmann, ſo iſt man doch wenigſtens ſicher, über die Sandberge hinüber, bis in das jenſeits gelegene Poſthaus gefahren zu werden, welches zugleich ein Wirthshaus iſt, wo man einige Bequemlichkeit findet; der Poſtillion hingegen thut das nicht, und kann es auch mit ſeinen matten Pferden nicht thun. Beſteht der Reiſende darauf, weil es Nacht wird und er ſchlafen will, ſo reitet der Poſtillion erſt hinüber, um andere Pferde zu holen. Iſt die Equipage etwas ſchwer, ſo ſendet der Poſthalter einen kleinen offenen Wagen, auf den muß man ſich ſetzen, ſein Nachtzeug mit darauf nehmen, den eignen Wagen aber, unter der Obhut eines Bedienten, vor der erwähnten Bretterhütte ſtehen laſſen, bis zum andern Morgen. Nicht jeder Reiſende mag ſeinem Bedienten dergleichen zumuthen. Man rechne nun noch hinzu, daß auf dieſen Stationen überhaupt ſehr wenige Pferde gehalten werden, die Straße dennoch ſehr frequent iſt, (weil die meiſten Reiſenden einen Umweg von vierzehn Meilen über Tilſit ſcheuen) und man daher ſehr oft keine Pferde findet, ja daß ſelbſt eine vorausgeſandte Staffette oft keinen Nutzen bringt. Das Letztere erfuhr ich noch die=

ſesmahl. Schon Nachmittags erſuchte ich das Poſtamt zu Memel, mir durch eine Staffette die nöthigen Pferde beſtellen zu laſſen, und als ich am andern Mittag auf der erſten Station anlangte, war die Staffette nur eine Stunde vor mir eingetroffen, weil man ſie einem Reiſenden mitgegeben hatte. Geſetzt aber auch, man findet Pferde, und glaubt nun alle Schwierigkeiten überwunden zu haben, ſo quält gewöhnlich der Poſthalter den Reiſenden noch mit der Zumuthung, ſein Gepäck zu Waſſer auf einem Boote vorauszuſenden, und auf dieſe Weiſe den Wagen zu erleichtern. Um das Gemählde zu vollenden, muß ich noch hinzufügen, daß an dieſem Strande ſehr oft eine Art von Sand gefunden wird, den man Treibſand oder Triebſand nennt. Solche Stellen unterſcheiden ſich im Aeußern durch nichts, geräth man aber darauf, ſo ſinkt der Wagen plötzlich auf der Seeſeite ein, und zwar bisweilen ſo tief, daß in weniger als einer halben Minute der Sand durch das Kutſchenfenſter eindringt, und die Perſonen, welche darin ſitzen, kaum ſo viel Zeit übrig behalten, ſich zu der andern Thür hinaus zu retten. Mir iſt ein ſolches Beyſpiel bekannt. Ein angeſehener Mann, dem es begegnete, fuhr mit eignen guten Pferden, die dennoch nicht vermögend waren, den Wagen wieder herauszuziehen, er war gezwungen, ihn ſtückweis auseinan-

der zu nehmen und gleichſam ausgraben zu laſſen. Poſtpferde ſind vollends zu kraftlos, und dennoch vermeiden die Poſtillons gerade am wenigſten die Gefahr, ſondern fahren gewöhnlich mit einem Rade in der See, weil da der feuchte Sand härter zu ſeyn pflegt. Wem alſo die Zeit nicht allzu koſtbar iſt, der thut beſſer über Tilſit zu reiſen, ſo vermeidet er auch noch den widrigen Seegeruch. — Doch laßt uns weiter reiſen. Es iſt jetzt die Einrichtung in Preußen getroffen worden, daß der Poſtmeiſter nicht zugleich Poſthalter iſt, auch nicht, wie ſonſt, gewiſſe Einkünfte von den Extrapoſten zieht, er hat daher weniger Intereſſe, ſie ſchnell zu befördern, auch ſcheint der Poſthalter eben nicht ſehr abhängig von ihm zu ſeyn. Der Letztere hat an vielen Orten, z. B. in Bromberg, Drieſen u. ſ. w. ein kleines Gut nahe bey der Stadt, da braucht er die Pferde zur Feldarbeit, ſie müſſen alſo erſt vom Felde geholt werden, oder ſie werden von den Bürgern zuſammen getrommelt. So ging es mir in Bromberg. Die Pferde waren ſchon Abends beſtellt, dennoch mußte ich am andern Morgen drey Stunden warten. Endlich kamen mehrere Bürger. Jeder brachte ein Pferd oder zwey, (ich brauchte deren ſieben), Jeder hatte einen Sattel bey ſich, und noch einen Futterſack und noch einen Kober; alle dieſe Sättel und Futter-

ſäcke und Kober muß der Reiſende mit auf ſeinen Wagen nehmen. In Bromberg ſoll es, wie der Gaſtwirth ſagte, gewöhnlich ſo übel beſtellt ſeyn. In Fülchne und Drieſen ging es mir eben ſo. Am erſtern Orte mußte ſogar ein mit Geld beladener Poſtwagen ſechs oder ſieben Stunden auf Pferde warten. Der brave alte Poſtmeiſter gab ſich alle mögliche Mühe ihn fortzuſchaffen, aber der Poſthalter, ein Jude, hatte die Bürger ſo knickerig behandelt, daß ihm nun keiner vorſpannen wollte. Hier mußte ich abermahls drey Menſchen, drey Haberſäcke und drey Kobers mitnehmen. — Das Geſetz verſpricht dem Reiſenden, daß er ſpäteſtens in einer Stunde fortgeſchafft werden ſoll, aber es hilft zu nichts, ſich auf dieſes Geſetz zu berufen. In Drieſen antwortete mir der Sekretär ganz trocken, das Geſetz gelte nur dann, wenn Pferde da wären. Lieber Gott! dann brauchte es gar nicht gegeben zu werden. Mein Laufzettel war zwey Stunden vor mir angekommen, dennoch mußte ich drittehalb Stunden warten und endlich doch eines meiner Pferde unterweges liegen laſſen. Solche Unannehmlichkeiten hatte ich an mehreren Orten zu bekämpfen, beſonders je näher ich der Reſidenz kam. Man entſchuldigte ſich gewöhnlich mit der Erndte und mit der ordinären Poſt; von beyden erwähnt aber das Geſetz

nichts. — Den ſogenannten Stundenzettel, den man dem Reiſenden mitzugeben pflegt, möchte ich eine mit Extrapoſt reiſende Lüge nennen. Ich fühle, daß ich das beweiſen muß, und ich will es. Aus Graudenz fuhr ich um halb ſechs Uhr Morgens, im Stundenzettel ſtand neun Uhr. In Culm kam ich um halb zwölf Uhr Mittags an, als die Leute eben aus der Kirche kamen, im Stundenzettel ſtand zwey Uhr. In Oſtromezke ſollte ich um acht Uhr Abends angekommen, um neun Uhr abgereiſ't ſeyn, ich war aber um acht Uhr ſchon jenſeits der Weichſel und um neun Uhr bereits in Bromberg. Aber ob ich gleich daſelbſt zum Thore hineinfuhr, als eben der Zapfenſtreich geſchlagen wurde, alſo unwiderſprechlich nicht ſpäter angekommen war, las ich doch am andern Morgen zu meinem Erſtaunen, ich ſey um ein Uhr in der Nacht eingetroffen. So geht es überall. Man kann freylich die Unwahrheiten rügen und auf deren Abänderung beſtehen; aber ſoll ſich der Reiſende mit jedem Poſtſekretair des Stundenzettels halber herum zanken? —

Zu allen dieſen Unbequemlichkeiten rechne man nun noch die göttliche Grobheit der Poſtillions. Wahrlich, als Jupiter verlegen war, die Grobheit recht grob zu ſchaffen, da hauchte er ihr endlich die Seele eines preußiſchen oder ſächſiſchen Poſtillions ein, und ſiehe! das Werk

war gelungen. Man nehme ſich vor, ſo feſt man wolle, mit dieſen Leuten in keinen Streit zu gerathen, man ſpende das Geld mit vollen Händen, es iſt alles einerley, ſie ſind nie zufrieden, und ſo außerordentlich reizbar, daß auch die ſanfteſte Ermahnung, etwa ein wenig ſchneller zu fahren, ſie gleich in eine Art von grober Wuth verſetzt. Nach der Verordnung ſollen ſie ſich nicht unterſtehen, ohne Erlaubniß des Reiſenden unterweges anzuhalten, aber auch dieſes Geſetz wird, ſo wie die übrigen, ſelten oder gar nicht befolgt. Der Poſtillion geht in das Wirthshaus, thut ſich gütlich, und der Reiſende hat das Vergnügen, aus ſeinem Wagen heraus, durch das Fenſter des Wirthshauſes, ihn am Tiſche ſitzen zu ſehen, wo er ſich oft ſogar warme Speiſen auftragen läßt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob den Reiſenden hungert oder ob er Langeweile hat. Sagt man ein Wort dagegen, ſo bekommt man Impertinenzen anzuhören. Klagt man darüber auf dem nächſten Poſtamt, ſo iſt gewöhnlich ein Achſelzucken die ganze Antwort, höchſtens ein Verſprechen es zu melden. Schwerlich aber zieht eine ſolche Meldung dem Kerl Strafe zu, ſonſt würde der Unfug ja wohl endlich aufhören, auch erfährt der Reiſende nie etwas von erlangter Satisfaktion. Sogar den König von Schweden, als er kürzlich von Leipzig abfuhr, behandelten die Poſtillions unterweges ſo grob, daß er von

der erſten Station deßhalb eine Klage nach Dres=den ſandte. Da wurden nun freylich Einige ins Zuchthaus geſteckt, aber das war ein König! wo findet ein Privatmann gegen ſolche Men-ſchen Recht? — Die preußiſchen Poſtillions hatten doch vormahls noch den Vorzug, daß ſie gut auf dem Poſthorn blieſen, und dadurch den Reiſenden bisweilen ergötzten; jetzt aber iſt das Poſthorn eine Qual mehr für ihn, denn alle Poſtillions, etwa zwey oder drey ausgenommen, zerreißen durch ihr Gequicke die Ohren auf das fürchterlichſte, und nehmen es noch obendrein ſehr übel, wenn man ſie bittet, es bleiben zu laſſen.

Ich hoffe nicht, daß dieſe freymüthigen, aber durchaus wahren Bemerkungen über das preußiſche Extrapoſtweſen irgend Jemand beleidi=gen werden, ich ſchmeichle mir vielmehr Dank damit zu verdienen, indem auf dieſem Wege Wahrheiten an die Behörden gelangen, die ſie ſonſt vielleicht nie erfahren würden; denn der Rei=ſende ſcheut Weitläuftigkeiten, hat auch ſelten Zeit dazu, und vergißt lieber das überſtandene Ungemach. Gewiß braucht den Behörden der zunehmende Unfug nur zu Ohren zu kommen, um ihm ſogleich abzuhelfen. Zwar, in Sachſen habe ich die Hoffnung dazu verlohren, denn da ſcheint die ſonſt vortreffliche Regierung gegen die unendlichen Klagen der Reiſenden taub zu ſeyn.

Langſamkeit und Grobheit der Poſtillions haben daſelbſt den höchſten Gipfel erreicht. Gute Poſtverordnungen gibt es da zwar auch zur Genüge, und ſie ſind in allen Poſthäuſern angeſchlagen, aber beym Anſchlagen läßt man es auch bewenden. Einen kleinen Erſatz findet der Reiſende jedoch in Sachſen durch Erſparniß, indem man ihn nicht zwingt, mehr Pferde zu nehmen, als er wirklich bedarf. In Preußen iſt die Zahl der Pferde nach der Zahl der Perſonen beſtimmt, und drey Perſonen z. B. müſſen vier Pferde nehmen, wenn ſie übrigens auch auf einem unbepackten Kinderwagen führen. Bemerken muß ich noch eine Seltſamkeit: jemehr man ſich der Reſidenz nähert, je gröber werden die Menſchen. Es ſollte doch wohl umgekehrt ſeyn. Im eigentlichen Preußen ſind die Extrapoſten am beſten bedient, jemehr man ſich aber dem Brandenburgiſchen nähert, je größern Vorrath von Geduld rathe ich auszupacken. Vielleicht iſt es wirklich nur in der Erntezeit ſo ſchlimm, aber das ſollte öffentlich bekannt gemacht werden, damit Jedermann um dieſe Zeit fein zu Hauſe bliebe.

Es iſt eine ſehr behagliche Empfindung, wenn man nun endlich durch Sachſen ſich durchgearbeitet hat, ſchon in den Ländern der Grafen Reuß, willige höfliche Menſchen zu finden. Zwar ſind die Wege im Voigtlande ver-

dammt ſchlecht, aber hundertmahl lieber will ich doch ſchlechte Wege, als unerträgliche Menſchen dulden. Weiterhin, im Reiche, hört auch die Klage über die elenden Straßen auf, man findet ununterbrochen Chauſſee, man wird auf den Poſten ſchnell bedient, die Poſtillions fahren gut, ſind mit dem Trinkgeld zufrieden und behandeln den Reiſenden mit gebührender Achtung. Man hat gar keine Gelegenheit mehr ſich zu ärgern, man fährt ruhig und ſchnell ſeines Weges, man befindet ſich auf einmahl wie im Himmelreich. So iſt es auch in Baiern und Tyrol. Natürlich dringt ſich Einem alle Augenblicke die Frage auf: wenn in dieſen Ländern ſolche heilſame Maaßregeln genommen werden konnten, warum denn nicht auch in Preußen und Sachſen? beſtehen denn da die Poſtillions aus einer eignen, ganz unbezwingbaren Menſchenrace? — Auch wegen der Anzahl der Pferde entſtehen in jenen Ländern nie Schwierigkeiten. Ohne ſtrenge Poſtverordnungen, (wenigſtens kenne ich ſie nicht) giebt der Poſtmeiſter gern der Billigkeit Gehör. Oft habe ich in Preußen fünf Pferde nehmen müſſen, aber in den zuletzt genannten Ländern, ſelbſt in den Tyroler Gebürgen, hat man mir unweigerlich drey vorgeſpannt.

In Italien ſind die Extrapoſten abermahls vortrefflich bedient, ſelten wartet man eine Viertelſtunde auf Pferde; die Poſtillions fahren ſehr

raſch

raſch und die Wege ſind gut, überall Chauſſee. Wenn in Deutſchland der Boden nur das geringſte Hinderniß in den Weg legt, ſo heißt es gleich: hier kann man keine Chauſſee machen. Lieber Gott! ich habe im Gebiethe des Pabſtes, hoch auf den Apenninen, zwanzig bis dreyßig Eſel auf einmahl angetroffen, deren jeder zwey kleine Körbchen trug, die er voll Sand da hinauf geſchleppt hatte, um die Chauſſee damit auszubeſſern. Wie oft müſſen die Eſelheerden auf- und abklimmen, ehe ſie ſo viel Sand als nöthig iſt in ihren kleinen Körben zuſammentragen? welche Beſchwerde! dennoch ſorgt der Pabſt dafür, und in Sachſen — rings um die berühmte Handelsſtadt Leipzig — verſinkt man in Koth und wirft am hellen lichten Tage, auf ebener Straße, ſchrittfahrend, um, wie es mir wirklich einmahl begegnet iſt.

So gut nun aber auch die Extrapoſten in Italien ſind, ſo thut man doch wohl, nicht weiter als bis Bologna damit zu fahren, dort aber einen Vetturino anzunehmen, mit dieſem über die Apenninen bis Florenz, auch von da weiter nach Rom und Neapel zu gehen. Der Gründe ſind mehrere; die Haupturſache iſt — Sicherheit. Beſonders in dem Kirchenſtaat giebt es keine Station, wo man nicht von Raub und Plündern hörte; die Poſtillions ſelbſt ſollen oft mit den Räubern im Ein-

verſtändniß ſeyn, auch greifen dieſe immer nur Poſten an. Man hat kaum ein paar Beyſpiele, daß ein Vetturino wäre attakirt worden. Die vornehmſten römiſchen Herren halten es für nothwendig, ſich von Bewaffneten begleiten zu laſſen. Ich ſelbſt bin dem Schatzmeiſter des Pabſtes begegnet, deſſen Wagen von vier Kerls zu Pferde mit langen Flinten umgeben war, obgleich noch überdies Bedienten hinten und vorne darauf ſaßen. Wenn man ſolch einem armirten Zuge begegnet, ſo wächſt Einem wahrlich nicht der Muth, in dieſem Lande zu reiſen. Man wird überdies in allen kleinen Städten, durch welche man fährt, ſo verdammt zweydeutige Geſichter gewahr, die, bis an die Naſe in Mäntel verhüllt, ſo gierig hervor glupen; man muß immer an den Angelo in Emilia Gallotti denken.

Ferner hat man, ſo bald die Gebürge ihren Anfang nehmen, ewige Streitigkeiten über die Anzahl der Pferde. Zweyrädrige Kaleſchen kommen, wie in Frankreich, am beſten fort. Rollt man aber auf vier Rädern, ſo werden alle Augenblicke ſechs Pferde vorgeſpannt, zu jedem Paar Pferde ein Poſtillion mitgegeben. Nimmt man nun noch, der Sicherheit halben, eine Begleitung von einigen Dragonern mit, (die zu dieſem Behufe auf allen Poſten bereit ſind) ſo kann man denken, wie ungeheuer ſich die Ausgaben vermehren. — Die Poſtillions ſind zwar

nicht grobe, aber wilde, verwegene Menſchen, zu allem fähig. Im Kirchenſtaate beſtehen ſie gröſtentheils aus Geſindel, das, aus Furcht vor Strafen, ſeit der letzten Revolution aus dem Neapolitaniſchen entſprungen iſt. Hier ein neues Beyſpiel ihrer Bosheit. Ein paar Franzoſen reiſeten in einem ſehr leichten Wagen. Man wollte ihnen, in einer kleinen Stadt, mehr Pferde vorſpannen, als ſie zu bezahlen verbunden zu ſeyn glaubten; ſie wandten ſich daher an die Obrigkeit des Orts. Aber, während ſie dort ihre Sache vortrugen, ſteckten die Poſtillions ihren Wagen in Brand, und als ſie zurück kamen, fanden ſie ihn richtig in Aſche verwandelt.

Oft trifft es ſich auch, da verhältnißmäßig wenig Pferde auf dieſer Straße gehalten werden, daß der Reiſende ſich genöthigt ſieht, die Nacht in einem öden Poſthauſe zuzubringen, wo der Mangel an allen Bequemlichkeiten noch das kleinſte Uebel iſt, ſondern wo er, hinter unverſchloſſenen Thüren, (weil es keine Schlöſſer an den Thüren gibt) alle Augenblicke für ſein Leben zittern muß.

Von allen dieſem hat man bey einem Vetturino nichts zu befürchten. Langſamer geht es freilich, und oft ſehr langſam; indeſſen man die Extrapoſten pfeilſchnell neben ſich einherſchießen ſieht; aber die Mauleſel gehen doch auch einen ſtarken Schritt, und vierzig italiäniſche Meilen

macht man bequem auch in kurzen Tagen. Ferner iſt der Tritt dieſer Thiere äußerſt ſicher, ein wichtiger Umſtand auf einer Reiſe, die faſt immer bergauf bergab, über Abgründe führt, welche, mit keiner Mauer verſehen, den Reiſenden bald rechts, bald links anjähnen. Pferde gehen ſchneller vorwärts, wenn ſie geprügelt werden, das Maulthier aber ſteht nur um ſo feſter, je mehr Prügel es bekommt. Ich bin erſtaunt über die ſteilen Felſen, welche wir oft, ohne das Rad zu hemmen, herabgefahren ſind. Mit Maulthieren hat man kein Beyſpiel eines unglücklichen Sturzes. Sehr oft ſchläft ihr Führer, aber ſie gehen darum nicht minder ſicher. — Der Vetturino läßt ſeine Glocke weit ertönen, ohne, wie ſchon geſagt, die Räuber dadurch herbey zu locken. Es ſcheint eine Art von ſtillſchweigender Verabredung zwiſchen ihnen zu herrſchen. — Für alle Bequemlichkeiten des Reiſenden ſorgt der Vetturino nach Möglichkeit. Er bringt ihn in die beſten und ſicherſten Häuſer zum Nachtlager, er berichtigt ſogar ſeine Zeche, und ſchützt ihn dadurch vor Prellerey. Wird irgend etwas am Wagen zerbrochen, ſo ſorgt er dafür, daß es ſchnell, gut und wohlfeil reparirt werde, kurz, er vertritt den Reiſenden überall. — Herr Polaſtri in Florenz iſt vielleicht der größte Unternehmer von ſolchen Fuhrwerken in ganz Europa. Ich ſelbſt habe einen Vetturino von ihm gehabt, der meh-

reremahle in Wien, Berlin, Calais, ja ſogar einmahl in Warſchau, mit ſeinen Mauleſeln geweſen war, auch deutſch, franzöſiſch und polniſch radebrechte. Er hieß Vincenzo, ein freundlicher, gefälliger Menſch, den ich allen Reiſenden empfehle; ſie werden mirs Dank wiſſen. — Ich füge nun noch hinzu, daß, in Anſehung der Koſten, die Erſparniß bedeutend iſt. Ich bin für 80 holländiſche Ducaten mit ſieben Pferden von Florenz bis Neapel (etwa 80 deutſche Meilen) gefahren, und habe überdieß nur Mittags meine Zeche bezahlt. Mit der Poſt würde es vielleicht noch einmahl ſo hoch ſich belaufen haben.

9.

Reiſe von Riga nach Berlin durch Weſtpreußen.

Für einen Reiſenden, dem der Winter über den Hals zu kommen droht, und der, weil er Italiens Grenze vorher zu erreichen wünſcht, ſo ſchnell als möglich mit Extrapoſt reiſen muß, giebt es zwiſchen Riga und Berlin wenig zu bemerken. Ich ſchütele meine Schreibtafel, aber es fallen nur einzelne Brocken heraus.

Die curländiſche Verfaſſung öffnet auf Privatgütern noch mancher Willkühr die Pfor-

ten. Ein Edelmann, der ſelbſt Gutsbeſitzer dort iſt, und dem ich zu mißtrauen um ſo weniger Urſache finde, iſt bey dieſer Behauptung mein Gewährsmann. Die Krone hingegen hat väterlich für die geringſten und unentbehrlichſten ihrer Kinder geſorgt. Sie behandelt ihre Pächter alle auf einerley Weiſe, die Contracte mit denſelben ſind gedruckt. Ein bedrückter Kronsbauer darf ſich ungehindert mit ſeiner Klage an die Kaiſerliche Kammer (Kameralhof) wenden, die ohnehin verpflichtet iſt, von drey zu drey Jahren, durch eine Commiſſion alle Kronsgüter zu bereiſen und deren Zuſtand unterſuchen zu laſſen.

Wer in Memel ein Stündchen übrig hat, der verſäume doch nicht, die alte Citadelle zu beſteigen; die Ausſicht wird ihm ſeine Mühe reichlich lohnen: denn er erblickt zwey Meere, rechts die Oſtſee, links das curiſche Haff. Von beyder Wellen beſpült, liegt die ſchmale Erdzunge in der Mitte, und befindet ſich freylich ſehr übel dabey, denn noch bey Menſchengedenken prangte ſie mit dem fruchtbarſten Weizenboden. Aber Menſchen, die nicht weiter vor ſich ſahen, als ihre Naſe reichte, hauten die ſchützenden Wälder um. Seitdem verſandet die ganze Erdzunge, und nur noch wenige grüne Plätze liegen wie Inſeln in dieſem Sandmeer. Zwar hat man ſeit einiger Zeit wiederum angefangen, Wälder zu ſäen und zu pflanzen, aber ſelbſt dieſe

Anpflanzungen werden nur mit vieler Mühe vor dem alles verſchlingenden Flugſande geſchützt.

Unter manchen intereſſanten Gegenſtänden, welche die Schloßbibliothek zu Königsberg enthält, (und welche von dem wackern Hrn. Profeſſor Genſike gefällig gezeigt werden) befindet ſich auch die Handſchrift einer Braunſchweigiſchen Fürſtin aus dem Mittelalter, (Nahmen und Jahrzahl habe ich vergeſſen) eine Inſtruction für ihren Sohn, wie er ſich während ſeiner Regierung verhalten ſolle, die durch Klarheit der Begriffe, durch liberale Geſinnungen und durch vorurtheilfreye Würdigung der Geiſtlichkeit, in Erſtaunen ſetzt. Wahrlich, ſo richtig und frey konnte damahls nur noch ein Frauenzimmer beobachten, faſt mögte ich behaupten, auch jetzt noch. Das Ganze iſt dabey kräftig, und oft mit drolliger Herzlichkeit geſchrieben. Es verdiente bekannt gemacht zu werden. Wie abſtechend iſt dagegen eine in gleicher Abſicht, aber nicht mit gleichen Kräften, geſchriebene Inſtruktion des erſten Herzogs in Preußen. Sie iſt nicht einmahl vollendet, denn der gute Mann hat ſich viel zu lange bey dem Religionsunterricht aufgehalten, und hat ſich über das Weſen der drey Perſonen in der Gottheit, in ſolche Spitzfindigkeiten verwickelt, daß ihm endlich die Feder aus der Hand gefallen, noch ehe er zu den Regentenpflichten kam.

Die herrlichen Briefe Friedrich des Zweyten an Fouquet ſind zwar gedruckt, aber es iſt doch äußerſt intereſſant, ſie hier von des großen Königs eigner Hand geſchrieben zu erblicken.

Auch einen eigenhändigen Brief Doctor Luthers an ſeine Frau wird man mit Vergnügen leſen. Die gute Frau hatte allerley Gewiſſenszweifel, das hieß, nach damahliger Sprache, Anfechtungen vom Teufel. Luther tröſtet ſie in ſeinem gewöhnlichen, kräftigen, drolligen Styl, und giebt ihr gute Lehren, wie ſie es anzufangen habe, um den Satan los zu werden. Wolle er durchaus nicht weichen, ſo ſolle ſie endlich ſprechen: „Wohlan Teufel, wenn du es beſſer verſtehſt, ſo fahre hinauf gen Himmel, und diſputire mit unſerm Herr Gott.“ — Ach! wenn man doch überhaupt alles Diſputiren über außerſinnliche Gegenſtände auf ewig dahin verweiſen könnte! —

Die Bedeutung Bocksbeutel, iſt heut zu Tage von ihrer urſprünglichen ſo ſehr abgewichen; daß es wohl der Mühe verlohnt, zuletzt noch einen Blick auf dieſ kleine Antiquität zu werfen, die in der Schloßbibliothek aufbewahrt wird: nähmlich eine Art von Taſche, von grünem Sammt mit Gold verbrämt, in welcher ein Pſalmenbüchlein ſteckt. Solche Taſchen hängten unſre frommen alten Mütter an die Seite, und ſie waren ſo bequem eingerichtet, daß ſie die Pſalmen aufſchlagen konnten, ohne die Taſche

abzunehmen. Solch ein Ding hieß ein Buch's-Beutel, und war — weil die Eitelkeit ſich auch in fromme Seelen ſchleicht — zugleich ein nicht unbedeutendes Stück des weiblichen Putzes, wie die noch vorhandene Figur zeigt. Warum in ſpätern Zeiten grade dieſe kleinen Buchsbeutel erkohren worden, überhaupt jede verſchollene Gewohnheit zu bezeichnen, davon mögte der Grund wohl ſchwerlich wieder zu finden ſeyn.

Der neue Juſtizpallaſt in Marienwerder, an dem der Reiſende vorüberfährt, hat ein dreyfaches Intereſſe: erſtens als herrliches Gebäude; zweytens durch ſeine ſchöne Inſchrift: Jedem Gerechtigkeit; (welche einen neuen Beweis liefert, daß unſere Sprache ſich auch dem Lapidarſtyl ſehr wohl zu fügen weiß) und endlich drittens durch die frohe Ueberzeugung, die in der Bruſt jedes preußiſchen Unterthans lebendig iſt: daß die Inſchrift nicht lügt.

Von Graudenz weiß ich nichts weiter zu berichten, als daß in ſeiner Nähe der ſchönſte Galgen ſteht, den ich in meinem Leben geſehen habe. Zwar, der Galgen ſelbſt unterſcheidet ſich nicht von ſeinen dreybeinigen Brüdern, aber der mit ſtolzen Eichen bepflanzte Hügel, auf welchem er ſteht, iſt ſo ſchön, daß er die armen Sünder gleichſam einladet, ſich mit Vergnügen aufhängen zu laſſen. — Ich ſpreche nicht ganz im

Scherz. Wenn man täglich ſieht, wie ängſtlich die Menſchen um ihre letzte Ruheſtätte beſorgt ſind, wie ſorgfältig ſie das kleine Plätzchen wählen, auf welchem ſie einſt vermodern wollen; ſo iſt es ja wohl möglich, daß auch ein armer Galgencandidat dieſe Empfindung mit zum Richtplatze nimmt.

Ueberall, auf dem Wege durch Weſtpreußen, trifft man Coloniſten, die ſich dem Anſehen nach wohl befinden. Wenn künftige Könige und künftige Miniſter ſo fortfahren, ſo mögte ich wohl nach fünfhundert Jahren einmahl wieder durch die preußiſchen Staaten reiſen; ſchwerlich würde Voltaire dann noch ſagen können: les états longs et sablonneux du roi. Die Breite wird dann wahrſcheinlich ſchon verhältnißmäßig und aller Sand verſchwunden ſeyn.

Von Berlin will ich dieſesmahl weiter gar nichts erwähnen, als daß ich Schillers vortrefflichen Wilhelm Tell habe aufführen ſehen, und daß, nach dem herrlichſten, vier Akte hindurch währenden Genuſſe, es mir in der Seele weh gethan hat, ſehen zu müſſen, wie der fünfte Akt die vier erſten unbarmherzig ermordet. Ein vollkommneres hors d'oeuvre, als dieſer fünfte Akt (wenigſtens für die Darſtellung) iſt, kam mir noch nie zu Geſichte. Doch will ich damit Schillers großem dramatiſchen Genie wahrlich nicht zu nahe treten; denn ich halte ihn,

mit dem aufrichtigſten Herzen, für den größten jetzt ſchreibenden Dichter, und muß immer mitleidig lächeln, wenn ich nachplaudernden Anbetern begegne, welche Göthe vor Schiller den Vorzug ertheilen. Ich ſpreche nicht von dem vormahligen, ſondern von dem heutigen Göthe. Als einſt die vortreffliche Schauſpielerin Adamberger in Wien, aus Gefälligkeit für mich noch einmahl die Gurli ſpielte, zu welcher Rolle ſie ſelbſt ſich zu alt fühlte, und meinen Bitten lange widerſtand; da rief das dankbare Publikum am Ende der Vorſtellung ſie heraus, und bewillkommte ſie mit lautem Jauchzen. Die beſcheidene Frau verbeugte ſich und ſprach nur das einzige Wort: geweſen! — Um wieviel mehr würde Göthe's Bewußtſeyn an der rechten Stelle ſeyn, wenn er jedesmahl, beym Zujauchzen des Publikums, aufträte, und beſcheiden ausriefe: geweſen! — Denn er hat zwar nicht ſeinen Ruhm, aber wahrlich ſeine geiſtige Zeugungskraft überlebt. Seine Eugenia kann man eben ſo wenig als die Offenbarung Johannis ein Theaterſtück nennen. Was wir bringen iſt ein ſo elendes Machwerk, daß nur er es wagen durfte, das Publikum damit zu narren. Seine Ueberſetzungen franzöſiſcher Trauerſpiele kommen mir vor, wie die leeren Rüſtungen alter Helden, die man in Rüſtkammern aufſtellt, ſie ſehen zwar noch aus als ob ſie lebten, aber ſie rühren ſich nicht mehr.

10.

Zwiſchen Leipzig und Nürnberg.

Altenburg iſt ein kleines Städtchen, aber ich wünſche jedem Freunde — und warum nicht auch in Gottes Nahmen jedem Feinde — wenn ihn ſein Weg hindurch trägt, daß es ihm dort ſo wohl behagen möge als mir. Schon vor der Stadt verſetzte mich der Anblick eines ſchönen Gebäudes, mit der Inſchrift: Dem hülfloſen Alter! Ernſt. in die beſte Laune. Zwar könnte man die Inſchrift ein wenig bekritteln: Hülfloſem Alter wäre kürzer geweſen; und dann, ſo ſehr ich auch den Titeln bey ſolchen Gelegenheiten feind bin, und ſo viel Ehre es dem wackern, beſcheidenen Herzog von Gotha macht, daß er hier bloß ſeinen Nahmen genannt wiſſen wollte; ſo hätte doch hier das Wort Herzog nicht wegbleiben ſollen, denn jetzt iſt die Inſchrift, für jeden Fremden, der nicht weiß oder eräth, wie der Stifter hieß, völlig unverſtändlich. Ich ſelbſt glaubte einen Augenblick, es werde dem hülfloſen Alter Ernſthaftigkeit empfohlen, bis mir der Nahme des verſtorbenen wohlthätigen Herzogs einfiel. — Doch ich ſchäme mich faſt der Krittelcy im Angeſicht eines ſolchen Gebäudes. Segen der Aſche des Mannes, der dem hülfloſen Alter dieſe lachende Wohnung bereitete.

Es iſt der Nähmliche, der in ſeinem Teſtament begehrte, in keinem Sarge, ſondern im Schooß der Mutter Erde zu ruhen. Man hat ſein Verlangen erfüllt, und, in der mit Raſen ausgezierten Gruft, ihn bloß mit Blumen bedeckt. Er ſchlummere ſanft unter den Blumen! Das Andenken an ſeine ſtillen Wohlthaten wird nicht welken wie die Blumen. Auf den wohl unterhaltenen Chauſſeen ſeines Landes wird jeder Reiſende ihn ſegnen, wie ich. Die Allee von jungen Obſtbäumen, die ich auch hier an der Straße fand, wird noch ſorgfältiger verpflegt, als die zwiſchen Erfurt und Gotha. — In dieſer friedlichen Stimmung fuhr ich zum Thore hinein, und fand in dem kleinen Altenburg einen Gaſthof, wie er vielleicht in ganz Deutſchland nicht beſſer angetroffen wird. Er heißt Stadt Gotha. Wer ſich gern gütlich thut, der bleibe hier, könnte er auch am ſelben Tage noch eine Station weiter reiſen. Der Anblick der alten Burg wird ihn an Kunz von Kauffungen erinnern, der die ſeltſame Verwegenheit hatte, zwey wohl bewachte junge Prinzen aus ihr zu rauben, die hernach von den treuen Köhlern des Waldes wiederum befreyt wurden. Vor dreyßig und mehr Jahren wurde auf dem Weimariſchen Hoftheater fleißig eine artige Oper geſpielt, zu welcher dieſe Geſchichte den Stoff geliefert hatte. Sie iſt vergeſſen, troß der lieblichen Muſik eines Wolf.

Sie iſt vergeſſen, wie denn alles in der Welt vergeſſen wird. — Die Altenburger Bauern ſcheinen jedoch, in Anſehung ihrer Kleidertracht, von dieſem allgemeinen Fluche ausgenommen zu ſeyn; denn während die bunte Modewelt ſich im ewigen Cirkel um ſie her dreht, ſind ihre Pumphoſen und ihre kleinen runden Hüte noch immer dieſelben, die ſie vor vielen Jahrhunderten waren. Mögten auch ihre einfachen Sitten ſich gleich den Pumphoſen erhalten haben! Die Tracht der Männer fällt recht gut ins Auge, aber die der Weiber — man kann ſich unmöglich des Lachens enthalten, wenn man ſie zum erſtenmahle ſieht. Ein halbes Dutzend Röcke ziehen ſie wenigſtens über einander, und dieſe Röcke ſind bey weitem nicht ſo lang als die Florſchürzen einer Pariſer Tänzerin; das entblößte Knie, und auch noch etwas über dem Knie, zeigt ſich dem lüſternen Auge. Dabey ſind die Füße ſo groß, daß man glauben ſollte, alle Altenburgerinnen hätten Füße, wie weiland der Coloß zu Rhodus. Trotz der anſcheinenden Leichtfertigkeit ihrer Röcke, habe ich doch von ihren Sitten nicht viel Böſes gehört. Sie treten vielmehr auf ihren gewaltigen Schuhen ſo ehrenfeſt einher, als drohten ſie denjenigen zu zertreten, der ihre Röcke für zu kurz halten mögte.

Bey Saalburg auf dem Wege nach Ebersdorf hatte ich Gelegenheit, eine alte Bemerkung

zu erneuern, daß es nähmlich ſehr gut ſeyn würde, wenn man in jedem deutſchen Lande einen öffentlichen Beamten beſoldete, der deutſch verſteht, und der nichts weiter zu thun haben müßte, als alles dasjenige abzufaſſen, was hier und da im Lande öffentlich angeſchlagen werden ſoll. An der Landſtraße nach Göttingen, ich glaube bey Heiligenſtadt, fand ich einſt eine Tafel, worauf bloß die Worte ſtanden: Hüte dich vor einem Gulden Strafe! was man aber unterlaſſen müſſe, um dieſe Strafe nicht zu verwirken, davon erfuhr man keine Sylbe. Eine ähnliche Lächerlichkeit iſt hier bey Saalburg zu leſen. Es wird nähmlich das Tabakſrauchen verboten, es geſchehe unter welchem Vorwande es wolle. Welchen andern Vorwand zum Tabaksrauchen kann es wohl geben, als den, daß man gerne raucht? es wäre denn, daß man es um der Zahnſchmerzen willen thäte, und dann wäre es doch grauſam es zu verbieten.

In Bamberg iſt jetzt nur noch Ein unaufgehobenes Nonnenkloſter, nähmlich das der Klariſſerinnen. Ob es dem allgemeinen Schickſal durch den Nutzen, den es ſtiftet, oder — durch ſeine Armuth entgangen iſt, mag ich nicht unterſuchen. Dreyhundert junge Mädchen werden hier in mehrern Klaſſen gratis im Rechnen, Schreiben und der deutſchen Sprache unterrichtet. Auch iſt das Kloſter zugleich eine Art von Induſtrie=

ſchule, denn alle weiblichen Arbeiten werden gelehrt, und die Nonnen verſicherten uns, daß auch erwachſene Mädchen und Frauen an dieſem Unterricht häufig Antheil nähmen. Recht artige Stickereyen der Schülerinnen, mit darüber gezeichneten Nahmen, hingen an den Wänden. Mögen doch die Lehrerinnen eine Kleidung tragen, welche ſie wollen, ſo lange ſie wackere Hausfrauen für körperliche Bräutigams zu bilden, ſich ſo rühmlich beſtreben. — Der ungeheure Pallaſt des Fürſtbiſchofs von Bamberg, in welchem Niemand unterrichtet wird, macht einen grellen Abſtich mit dieſem demüthigen Kloſter. — Eben ſo demüthig in ſeiner Art iſt das Theater, vom Graf Soden erbaut. Nie haben wohl die Muſen einen beſcheidenern Tempel bewohnt.

11.

Nürnberg.

Daß man hier ſchon eine italiäniſche Uhr findet, und wie man ſie findet, und warum man ſie findet, darüber hat Nicolai, wo ich nicht irre, ein ganzes Buch geſchrieben, auf welches ich, der Kürze halber, verweiſe. — Der mächtige preußiſche Adler hat ſeine Flügel ſeh dicht über Nürnberg ausgebreitet, denn man erblickt ihn hart am Thore dieſer freyen Reichs-

ſtadt;

ſtadt; und mich dünkt, ſie würde wohl thun, ihm lieber ein Neſt mitten auf dem Markte zu bereiten; dann würden gewiß ſogleich die vermaledeyten Löcher verſchwinden, über die, mit Eiſenſtäben vergittert, man unter den Hallen des Rathhauſes ſtolpert. Doch wer auch vorſichtig geht, und folglich nicht ſtolpert, wird dennoch bald, gleich mir, durch einen peſtilenzialiſchen Duft auf dieſe Löcher aufmerkſam gemacht werden. — Mein Gott! woher dieſer Geſtank? — Antwort: Da unten ſind die Gefängniſſe, die bis unter die Sebalduskirche hin dunkel fortlaufen. — Heiliger Howard! welch ein Schauder würde dich hier ergriffen haben! — „O, ſagte mein Führer, die Gefangenen befinden ſich da unten recht wohl, ſie haben gut zu eſſen und zu trinken." — Aber keine Luft? — „Daran gewöhnen ſie ſich." — Nun ſo wollte ich, daß man die Nürnberger Rathsherren ſammt und ſonders einmauerte, und ihnen täglich, durch ein ſchnell wieder zu verſchließendes Loch, die ſchmackhafteſten Rebhühner und Trüffeln in Champagner gekocht vorſetzte. — Der Gedanke an dieſe, des Mittelalters würdige Barbarey, verbittert den Reiſenden den Genuß an Albert Dürers ſchönen Gemählden, die auf dieſem Rathhauſe hängen. Fünf der ſchönſten haben die Franzoſen — erobert. Sie hatten in den herrlichen Sälen ihr Corps de Garde aufgeſchlagen. Die prächtigen

Oefen sprengten ſie durch Ueberheizen, die geſchmückten Wände beſchmierten und verwüſteten ſie; kurz, ſie trieben es hier, wie ſie es überall getrieben haben. — Für den Liebhaber vaterländiſcher Alterthümer iſt die lange Gallerie am merkwürdigſten, die ſich draußen vor den Zimmern herzieht. Ihre Decke nemlich ſtellt in ſchöner, wohlerhaltener Stuccaturarbeit, ein altdeutſches Turnier aus dem vierzehnten Jahrhundert dar. Die Figuren, deren viele hunderte hier geſehen werden, ſind alle in Lebensgröße, und das Ganze giebt den deutlichſten Begriff von dieſem beliebten Schauſpiele unſerer Väter. Voran ziehen die Muſikanten, dann folgen die Ritter, welche damahls turnierten, ſämmtlich an ihren Wappen kenntlich, die ſie, ausgemahlt, auf Helm und Schild tragen. Jeder wird von einem Fußgänger begleitet, der einen Stab in der Hand hält, und gleichfalls ſeines Ritters Wappen auf die Bruſt geheftet hat. Weiter hin rennen die Kämpfenden wirklich gegen einander, Lanzen brechen, Reiter werden bügellos, andere vom Roſſe geſtochen. Große Haufen von Zuſchauern, unter welchen ſich ſchön geputzte Damen befinden, ſchauen von den Balcons herab. Dieſe Darſtellung hat mir ſo viel Vergnügen gemacht, daß mein Nacken es den ganzen Abend empfunden hat, und ich kam in Verſuchung die Stolzen zu beneiden, welche die Naſe ſo hoch tragen,

daß ſie, ohne den Nacken zu biegen, die ganze Arbeit gemächlich beſchauen können.

Die Sebalduskirche iſt ein ehrwürdiges Denkmahl des grauen Alterthums. Sie ſoll ſchon tauſend Jahre zählen. Man ſieht da allerley Legenden vortrefflich in Stein gehauen; auch Albrecht Dürers Abnahme vom Kreuz. Ich habe ſchon irgendwo erklärt, daß dieſes Abnehmen vom Kreuz mir ein ſehr unglücklich gewählter Gegenſtand für die Kunſt ſcheint; ich ſehe es ungern, und wenn der heilige Lukas ſelbſt, der Raphael der erſten Chriſten, es gemahlt hätte. Zwey der ſchönſten Bilder aus dieſer Kirche wollten die Franzoſen, wie gewöhnlich, mitgehen heißen, hatten auch ſchon das Maaß zu den Kiſten genommen, als die Oeſtreicher ſie plötzlich zwangen, die Küſten ſtehen und die Gemählde hängen zu laſſen. Indeſſen iſt doch eins derſelben, auf Holz gemahlt, bey dem ungeſchickten Maaßnehmen geſprungen. — Sonſt zeigt man noch in dieſer Kirche des heil. Sebaldus Grab von Bronze. Der Heilige ruht hier in eine Menge Särge eingeſchachtelt, weil er vermuthlich anders über das Begraben dachte, als der Herzog von Gotha. Die ungeheure Maſſe von Bronze iſt bemerkenswerth, auch wohl die künſtliche Arbeit. — Die zahlloſe Menge von Wappen, die in der Kirche herum hängen, und doch täglich vermehrt werden, beweiſet, daß die Nürnberger Patri-

eier, auch noch nach dem Tode, ihre Eitelkeit gern irgendwo annageln. — Hier belehrte mich auch eine Inſchrift, daß es in Nürnberg eine Zunft der Altmacher gibt. Was dieſe Zunft eigentlich treibt, wußte mir das artige Mädchen, das uns herumführte, nicht zu ſagen, und ich vergaß nachher mich näher darnach zu erkundigen. Dürfte man die Benennung nach dem Wortverſtande nehmen, ſo würden die Altmacher bey den Damen wenigſtens, ſchwerlich in Anſehen ſtehen.

Die Kunſthandlung des humanen Frauenholz zu beſuchen, verſäume doch Niemand. Seit der Beſitzer das Braunſche Kabinet für 38000 Gulden gekauft hat, iſt ſeine Sammlung merkwürdiger als jemahls, beſonders an geſchnittenen Steinen und ſchönen Gemählden. Eine Flucht nach Egypten, vormahls ein Eigenthum der unglücklichen Königin von Frankreich, zeichnet ſich beſonders aus, und nie würde, ſelbſt der Kenner, Teniers Pinſel errathen, der ſonſt nur niedrige, oft eckelhafte Gegenſtände mahlte. Durch dieſes Gemählde ſoll er ſeinen Ruhm, und mit Recht, gegründet haben. Auch ein herrliches, weibliches Portrait von Rembrandt zieht die Blicke an ſich; denn es iſt nicht in ſeiner gewöhnlichen fatalen Manier gemahlt, wo er ſeinen Pinſel in egyptiſche Finſterniß taucht, und ſein Möglichſtes thut, um zu verhindern,

daß der Beſchauer ja nicht errathen möge, was er eigentlich ſieht. Ich begreife nicht, wie dieſe Manier jemahls Beyfall finden konnte. Mehrere ſchöne Bilder von Kupezky und Vandyk ſchmücken dieſe Sammlung. — Der wackere Frauenholz hat den Entwurf zu einer Lotterie ohne Nieten gemacht, in welcher der Hauptgewinn aus tauſend geſchnittenen antiken Steinen beſtehen wird. Schade, daß er zu ſolchen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen muß, um das reichere deutſche Publikum, das lieber Faſanen und Rheinwein als Kunſtwerke kauft, aus dem Schlummer zu wecken.

12.

Augsburg.

Seit mehreren Jahren klagen die Perükenmacher, ihre Kunſt werde nicht mehr nach Würden geehrt; man ſchneide ohne Umſtände die Zöpfe ab, oder laſſe höchſtens ein Rattenſchwänzchen hängen, Alles übrige müſſe hinauf borſten des erquickenden Puders entbehren, und ſtatt dem ſchöpferiſchen Kamm, wie vormahls, die lockigten Reize zu verdanken, fahre man nur, gleich Katzen, Eichhörnchen und Fliegen, mit beyden Pfötchen über den Gehirnkaſten, ſo oft man befürchte, daß die Borſten nicht genug aufwärts ſtreben mögten; an Perüken, an jene edle Kopfzierde unſerer Väter, ſey vollends gar nicht zu

denken; Allongen-Perúken, das Höchſte der Kunſt, kenne man nur noch aus Gemählden, und mit Wehmuth müſſe man ſich der Zeiten erinnern, wo eine Allongen-Perücke dem Höfling, wie dem Richter, Gravität und Würde lieh.

Dieſe Klagen einer ehrſamen Perükenmacherzunft ſind freilich nicht ungerecht; wir machen es mit unſern Haaren wie mit unſerer Philoſophie: Anfangs in jenen viel Wulſt, in dieſer viel Schwulſt; nach und nach haben wir Alles weggeſchnitten, und nur auf dem Wirbel des Kopfes ſteht jetzt noch ein verworrenes Ding, das die Kunſtverſtändigen eine Dolle nennen. Das Wort mag immerhin von der Philoſophie wie von den Haaren gelten, denn unſere Zungen-Weiſen (vormahls benannte man ſie nicht nach der Zunge, ſondern nach der Naſe) bürſten jene gerade ſo aufwärts wie dieſe. Die Perückenmacher müſſen ſich damit tröſten, daß ſie es in dieſen böſen Zeiten weit beſſer haben als die Philoſophen, denn den letztern wüßte ich keine Stadt anzudeuten, wo ihre Kunſt ſich ächt erhalten hätte, wohl aber den erſtern, nehmlich Augsburg. Hierher flüchte jeder alte wackere Pudergott, dem das neue borſtige Unweſen ein Greuel iſt; hier werden ihm die ausgeſtandenen Leiden überſchwenglich vergolten; hier gibt es noch ehrwürdige, mit zehn tauſend Löckchen prangende Allongen-Perüken, ja, was noch mehr iſt, der

wackere Haarkräusler, der in ſeiner Vaterſtadt nur Sterbliche bediente, ſchwingt ſich hier zum Gipfel ſeines Ruhms. Es herrſcht hier nähmlich noch die alte Sitte, die Heiligenbilder mit Perücken zu zieren.

Die herrliche Waſſerkunſt, durch welche ſo viele Häuſer und Brunnen bequem und reichlich mit Waſſer verſorgt werden, bringt den Augsburgern viel Ehre. Beſchreiben läßt eine ſolche Waſſerkunſt ſich nicht. Schnell, wie nützliche Gedanken, durch Gott weiß wie viele feine Aederchen in das Gehirn hinauf gepumpt werden, und von da durch das Papier in die Welt ſtrömen, eben ſo ſammelt ſich hier das Waſſer vier Stockwerke hoch in großen Behältern, und fließt von da durch tauſend Röhren in die Häuſer der Bürger, denen es alsdann frey ſteht, (gerade wie bey den Gedanken) zu ihrem Hausbedarf davon zu ſchöpfen, oder es ungenutzt vorüber fließen zu laſſen. — Auf der Platteforme des Thurms genießt man eine herrliche Ausſicht. Die Franzoſen hatten hier einen Telegraph errichtet, den ſie auch zurück gelaſſen, und der noch gezeigt wird, mit einer Miene, als zeige man Spuren des Blitzes, der ein Haus getroffen. — In den verſchiedenen Stockwerken ſind viele Modelle von Kirchen, Brücken, Salzwerken u. dgl. aufgeſtellt, die den Kunſtverſtändigen ergötzen mögen. Irgendwo iſt auch ein ſehr ſchwerer

Stein, mit einem daran befeſtigten Ringe zu ſchauen; wer Kraft genug beſitzt, mit einem Finger ihn aufzuheben, der erhält, zum ſüßen Lohn, die Erlaubniß, ſeinen Nahmen an die Wand daneben zu ſchreiben. Ich dachte dabey an den Tauſendkünſtler, der, ich weiß nicht mehr welchen König, dadurch in Erſtaunen zu ſetzen glaubte, daß er Erbſen ſehr geſchickt durch ein Nadelöhr warf, und zur Vergeltung, auf die er wacker ſpitzte, einen Scheffel Erbſen zum Geſchenk erhielt. Unter den vielen Nahmen, mit welchen die Wand beklecket worden, iſt auch der Nahme einer Jungfrau zu leſen. Wer einſt dieſe Heldin heirathet, wird doch wohl mit einigem Zagen den Entſchluß faſſen, denn Gott hat ihr Kräfte verliehen, die Herrſchaft zu behaupten.

Eine in Marmor gegrabene Inſchrift, und die modernden Ueberreſte eines Baldachins, verewigen in der Kirche der heil. Afra das Andenken an die Reiſe Pabſt Pius des Sechſten; auch gewährt ein Gemählde von Mettenleiter, die Auferſtehung vielen Genuß.

Mit großen Erwartungen betritt man das Rathhaus, weil von dem herrlichen Saale dieſes Gebäudes Wunderdinge erzählt werden. Groß iſt er, das muß man bekennen, aber auch ſchön? mit nichten! er iſt bunt und vollgepfropft von tauſenderley Verguldungen, Schnitzwerken, Mahlereyen, Inſchriften; Kaiſer an den Wän=

den, Küchenmägde an der Decke; kurz es ſieht aus, als habe man eine große Sündfluth befürchtet, und alle dieſe Gegenſtände hier zuſammen gewürfelt, um eine Arche damit zu befrachten. Sieht man vollends zum Fenſter hinaus in den Hof hinab, ſo zieht ſich das Herz noch enger zuſammen; denn hier erblickt man unterirdiſche mit Bley gedeckte Wohnungen, in welchen Gefangene ſchmachten.

Fliehen wir von dieſem Schauder erregenden Anblick zu einem ſchönen Gemählde des Lucas Cranach, Simſon und Delila, das in einem unteren Zimmer hängt. Je länger man es betrachtet, je ſchwerer reißt man ſich davon los. Simſon ſchläft ſo tief, ſo ſorglos, und in Delila iſt, troß ihrer Schönheit, auf den erſten Blick die herzloſe Buhlerin zu erkennen. — In einem andern Zimmer ſteht ein großes Bild, nicht als Kunſtwerk, aber als treue Darſtellung alter Coſtume merkwürdig, und in dieſer Hinſicht empfehle ich es den Herausgebern der, jetzt Heftweiſe erſcheinenden, altdeutſchen Trachten. Es ſtellt das Rathhaus und den Marktplatz vor, wie beydes vor ein paar hundert Jahren im Winter ausſah, mit großem Menſchengewimmel am Markttage. Käufer und Verkäufer bewegen ſich durch einander; die Rathsherren ziehen in corpore von den Stufen des Rathhauſes herab; der Polizeimeiſter reitet herum, auf Ordnung hal-

kend; ein junger Elegant fährt eine Dame im Schlitten, er ſelbſt ſteht hinten auf und die Dame ſitzt ihm gegenüber, eine Sitte, die vielleicht nur deßwegen abgekommen iſt, weil der junge Herr mehr der Dame ins Geſicht, als auf ſeinen Weg geſehen, und ſo daher öfter als heut zu Tage umgeworfen hat. Kurz, eine unendliche Menge von Figuren bewegen ſich auf dieſem Bilde, und das wohl ausgedrückte, ſehr mannigfaltige Coſtum macht eine jede derſelben intereſſant.

Endlich muß ich doch noch eines Dinges erwähnen, das dem Reiſenden von ſeinem Führer mit großem Pomp angekündigt wird, viel Geld koſtet, aber der Erwartung im geringſten nicht entſpricht: es iſt der ſogenannte alte Einlaß. Zu den Zeiten des Fauſtrechts nähmlich wurden die Stadtthore bey Nacht unter keiner Bedingung geöffnet; man mogte draußen winſeln oder ſterben; kein Augsburgiſcher Hahn krähte darnach. Vermuthlich war man durch Erfahrung gewitzigt worden, und ein Hochedler Rath mogte ganz recht daran thun. Nun begab es ſich aber, daß Kaiſer Maximilian eine Zeitlang in der Stadt herbergte, und wenn er etwa auf die Jagd oder ſpazieren geritten war, nicht immer Luſt hatte, heim zu eilen, um, wie die Leipziger, der Thorſperre zuvor zu kommen. Dem vornehmen Gaſte wollte man nicht Zwang auflegen, und doch auch von der alten Sitte nicht abweichen. Da gerieth man endlich auf den Einfall, einen Gang

unter dem Walle zu wölben, durch mehrere ſchwere Pforten ihn zu verſchließen und über dem Graben eine ſchmale Zugbrücke zu führen. Auf dieſem Wege konnte nun mancher einzelne Reiter und Fußgänger in die Stadt gelaſſen werden, ohne die Sicherheit derſelben in Gefahr zu ſetzen. Um aber auch dieſen Gang möglichſt vor Einbruch zu ſchützen, traf man, durch eine eben nicht künſtliche Mechanik, die Einrichtung, daß die Riegel der Pforten nur von einem unſichtbaren, in der Höhe befindlichen Pförtner geöffnet und ſogleich wieder verſchloſſen werden konnten; grade wie man heut zu Tage manche Hausthüren im erſten Stockwerk entriegeln kann. Die Zugbrücke und das äußere Gatter gehorchten einem ähnlichen Mechanismus. Das iſt nun die ganze Merkwürdigkeit. Weil die ſchweren Pforten ſich auf- und zuthun, ohne daß man eine Menſchenhand gewahr wird, die ſie in Bewegung ſetzt, und weil man zugleich den kleinen Kunſtgriff anwendet, immer die eine Pforte in dem Augenblick ſich öffnen zu laſſen, in dem die andere ſich verſchließt, ſo frappirt das in der erſten Sekunde, in der zweyten lacht man über ſich ſelbſt, daß man von der plumpen Täuſchung ſich überraſchen ließ. Das einzige, wahrhaft Merkwürdige, was am Ende noch übrig bleibt, iſt die Thorheit der Augsburger, die ſich dieſe ſeltſame Einrichtung bis 1768, ſchreibe Eintau-

ſend ſiebenhundert und acht und ſechzig, gefallen ließen, da doch ſchon Kaiſer Maximilian ſelbſt das Fauſtrecht abſchaffte. Bis zu dem erwähnten Zeitpunkte mußte jeder Reiſende, der das Unglück hatte, nach dem Thorſchluß vor Augsburg anzulangen, Wagen und Gepäck draußen ſtehen laſſen, eine Wache dabey ſetzen, ſeine Nachtkleider unter den Arm nehmen, und durch die finſtern Gewölbe, vom Geraſſel der zuſchlagenden ſchweren Pforten begleitet, wie in ein tiefes Gefängniß in die Stadt wandern. — Wahrlich man hätte, ſtatt den Buchsbeutel zu verewigen, jede alte unnütze Sitte den Augsburger Einlaß nennen ſollen.

Ich vollende mein Miniaturgemählde von Augsburg, indem ich die moderne Bemerkung darunter ſetze, daß die Damen hier ſchlecht tanzen, und beym Tanz ihre Röcke gewaltig hoch aufſchürzen. Honny soit qui mal y pense.

13.

Zwiſchen Augsburg und Inſpruck.

Die Nacht brach ein, als ich Schwabmünchen erreichte. Aus dem Poſthauſe tönte mir großer Jubel entgegen. Die Hausthür war mit Blumen geſchmückt, über derſelben drangte ein goldener Kelch auf rothem Grunde, und

aus den Fenſtern, gleich neben dem Kelche, erſchallte ein Lied aus dem rothen Käppchen.

„Vermuthlich wird hier eine Hochzeit gefeyert?“ fragte ich beym Ausſteigen. — Ja, verſetzte die geputzte Hausmagd, indem ſie zugleich erklärte, wir müßten weiter fahren; denn heute könne man uns nicht beherbergen. — „Wird vielleicht die Tochter vom Hauſe verheirathet?“ nicht doch, ein Herr Pfarrer hat ſeine erſte Meſſe geleſen. — Oben wird geſchmauſt. Wenn Sie ein wenig hinauf ſpazieren wollen, wird es Jedermann gern ſehen. — Ich ließ mir das nicht zweymahl ſagen. Oben fand ich denn einen großen Tiſch in Form eines Hufeiſens gedeckt, der mit allerley ehrſamen Bürgern und Bürgerinnen beſetzt war. Den Ehrenplatz nahm der Bräutigam ein, und die Tiſchecke der luſtige Vorſänger, dem ein paar kreiſchende Violinen aus Leibeskräften aſſiſtirten. Sechs bis ſieben Amtsbrüder, von reifen und überreifen Jahren, waren auch gegenwärtig, und noch mehrere fanden ſich ein, während ich dem luſtigen Weſen zuſah. Unten hatte ich geglaubt, die Mahlzeit ſey noch in vollem Gange, denn in der Küche wurde, bey einem praſſelnden Feuer, noch gar gewaltig geſchmort und gebraten; jetzt ſah ich aber, daß nur noch Kuchen und Wein, dieſe Schlußſteine einer ſoliden Gaſterey, aus

ziemlich leeren Flaſchen befeuchtet wurden. Die Anſtalten unten in der Küche deuteten alſo auf eine Abendmahlzeit, welche dem mittägigen Schmauſe ſchweſterlich die Hand zu reichen im Begriff ſtand, und ich wollte wetten, daß die Gäſte es nicht der Mühe werth gehalten, zwiſchen beyden ihre Sitze zu verlaſſen. Die Aufmerkſamkeit der Anweſenden war ſo ganz auf die Sänger gerichtet, oder hatte ſich dermaßen in Rebenſaft gebadet, daß wir Fremdlinge gar nicht bemerkt wurden, ſondern ungeſtört hören und ſehen konnten. Außer dem oberwähnten Liede brüllte der Sänger noch mehrere andere, die zum Theil noch weit luſtiger waren, als jenes, und mit dem goldenen Kelche über der Hausthüre gar artig contraſtirten. Die männlichen, ſchwarz oder bunt gekleideten Gäſte lachten ohne Scheu aus vollem Halſe, und ihre Geſichter leuchteten wie der Mond bey einer totalen Finſterniß; des Herrn Bräutigams weibliche Sippſchaft aber geberdete ſich ein wenig feyerlicher, und ſchmunzelte nur. Zu meinem Bedauern rief mich das ſchmetternde Poſthorn nur allzubald wieder in den Wagen, aber herzlich vergnügt, doch wenigſtens einen Begriff von einer geiſtlichen Hochzeit erhalten zu haben, fuhr ich weiter.

Die ſtille Nacht lud mich zu ſtillen Betrachtungen ein. Ein Feſt mit anpaſſender Feyerlichkeit zu begehen, iſt eine Kunſt, die man ge-

wöhnlich für ſehr leicht hält, die aber wahrlich ein eigenes Genie erfordert. Beſſere Kleider anziehen und einen Tiſch mit Weinflaſchen und Schüſſeln belaſten, höchſtens das Ganze mit Blumen bekränzen oder beſtreuen, das ſind die ſogenannten Feyerlichkeiten, mit welchen man ſowohl eine Braut ins Ehebett, als einen Todten zu Grabe trägt und einen Prieſter vor den Altar ſtellt. Immer läuft die Freude darauf hinaus, die Empfindungen des Herzens durch größere Thätigkeit des Magens an den Tag zu legen, und wenn einmahl ein vernünftiger Menſch bey ſolchen Gelegenheiten die Magen der Gäſte vernachläſſigt, ſo wird er unbarmherzig bekrittelt. Noch kürzlich erlebte ich ein ſolches Beyſpiel. Einer meiner Freunde verlor ſeine geliebte Gattin; ſein Rang machte ihm ein feyerliches Leichenbegängniß, das heißt vor allen Dingen einen Schmaus, zur Pflicht. Da er aber weder Liebhaber von ſolchen Gelägen, noch in der Stimmung war, Gäſte zu bewirthen, ſo raiſonnirte er folgendergeſtalt: „Wie hoch belaufen ſich ungefähr die Koſten einer vornehmen Leichenfeyer?“ — Höchſtens auf tauſend Rubel. — „Wohlan, ich glaube, indem ich zugleich meinen Schmerz ſchone, das Andenken meiner Gattin beſſer zu ehren, wenn ich dieſe tauſend Rubel an ihrem Begräbnißtage unter die Armen vertheile.“ — Das that der wackere Mann wirklich, und nur ein

Paar Freunde geleiteten die Verſtorbene ſtill zu Grabe. Da ſchüttelte denn aber mancher Nachbar den Kopf, und manche Nachbarin verzog den Mund: „Ein ordentliches Leichenbegängniß hätte der Frau doch gebührt,“ ſo hieß es hie und da; das Wort ordentlich bedeutet in der Sprache ſolcher Leute: Schüſſeln und Flaſchen, ſo viel der Tiſch nur immer tragen kann.

Beſonders werden die Blumen bey den meiſten Feſten gewaltig gemißbraucht. Alles ſollen die armen Blumen ſinnbildlich darſtellen. Die Kokette vor dem Traualtar findet ihre welke Unſchuld im friſchen Myrthen-Kranze wieder, der Bräutigam, der um ihren Geldſack freyte, beſcheinigt ſeine Liebe durch die Roſe im Knopfloch. Das Blumen-Streuen iſt ſo alltäglich geworden, daß ich Niemanden rathen wollte, irgend einen großen Herrn zu empfangen, ohne ein Dutzend zwölfjähriger Gänschen in weiße Kleider zu ſtecken, und von ihren rothen Händen ganze Körbe voll Blumen auf den Weg ſtreuen zu laſſen. Am allerunpaſſendſten ſcheint mir dieſe Ceremonie bey Königen und Fürſten angebracht; denn die ſind nun einmahl nicht auf der Welt, um auf Blumen zu wandeln, ſondern ihr chönes Loos iſt es vielmehr, uns Blumen zu ſtreuen, und es wäre gewißlich bedeutender, wenn einmahl ein Fürſt, beym Ausſteigen aus dem Wagen, einen Korb voll Blumen unter den gedrängten

ken Haufen ſeiner Unterthanen ſchüttelte, als wenn er ewig, nach alter Leyer, ſich von naſeweiſen Kindern bewerfen und ſchlechte Verſe vorſagen läßt. Eben ſo ſollte er es auch mit den Schlüſſeln halten, die man ihm am Thore zu überreichen pflegt. Schlüſſel geben ſollte er, nicht empfangen, es wäre denn, daß er die Stadt erobert hätte.

In Ehſt= und Liefland herrſcht der Gebrauch, den Weg, auf welchem eine Leiche zu Grabe getragen werden ſoll, mit gehackten Fichtenzweigen zu beſtreuen, welches wenigſtens den Leidtragenden, die zu Fuße der Leiche folgen, einen wirklichen Vortheil bringt; denn ſind die Straßen kothig, ſo werden ſie gangbarer durch die dick geſtreuten Zweige, und liegt tiefer Schnee, ſo leiden die Füße auch weniger von der naſſen Kälte. Nun erinnere ich mich aber, daß 1783 die alte Verfaſſung Ehſtlands durch die Kaiſerin Catharina aufgehoben, und eine neue mit großem Pomp eingeführt wurde. Ich ſelbſt befand mich damahls unter den neu ernannten Richtern, die ſich ſämmtlich, unter Anführung des Gouverneurs, paarweiſe nach der Kirche begaben, um ihren Eid zu leiſten. Bey dieſer Gelegenheit hatte man denn auch gehackte Fichtenzweige auf den Weg geſtreut, und was war natürlicher, als daß die ohnehin nicht ganz zufriedenen Ehſtländer ſich in die Ohren ziſchelten: „unſere alte Ver=

faſſung wird zu Grabe getragen." — So wenig wird überall bey Anordnung von Feyerlichkeiten Rückſicht auf den Geiſt des Feſtes genommen.— Doch der Poſtillion fuhr ziemlich raſch, die Station iſt nicht lang, die Nacht geht vorüber, und wir befinden uns in Kaufbeuren.

Man muß wohl vor alten Zeiten willens geweſen ſeyn, Kaufbeuren zu einer großen Stadt zu machen, denn die Stadtmauern ſind bey weitem von größerm Umfang, als die Stadt ſelbſt, welches ſich drollig ausnimmt. — Wir begegneten auch vielen hieher zur heiligen Creſcentia wallfahrtenden Gläubigen.

Der Ort — vormahls auch eine erbärmliche freye Reichsſtadt — gehört jetzt dem Churfürſten von Bayern. Eben als wir durchgingen, waren die alten Rathsherren ſämmtlich abgeſetzt worden, und ein ſogenannter Stadt-Commiſſair regierte. Ich fragte unſre gute dicke Wirthin: ob man mit ihm zufrieden ſey? — „O ja, verſetzte ſie, er iſt auch ein galanter Mann." — Das hieß nämlich in ihrer Sprache, ein wackerer Mann, und ich erſtaunte, in Kaufbeuren das franzöſiſche galant homme in ſeiner richtigen Bedeutung gebrauchen zu hören.

14.

T y r o l.

Warum reiſet denn Alles, was reiſen kann, immer nur nach der S ch w e i tz? Warum beſuchen ſo wenige Menſchen T y r o l? Warum ſchreibt denn Alles, was ſchreiben kann, Bücher über die S ch w e i tz? und warum leſen wir ſo ſelten etwas von T y r o l? — Ich habe die Schweitz auch geſehen, wenn gleich nur obenhin, aber ich muß laut bekennen, daß die Naturſchönheiten Tyrols mir jenen der Schweitz in nichts nachzuſtehen ſcheinen.

Das Einzige, was ich vermißt habe, ſind W a ſ ſ e r f ä l l e, die freylich in Tyrol nur ſparſam und unbedeutend ſind; aber auch o h n e Waſſerfälle wage ich zu behaupten, daß man Tyrol vielleicht befriedigter verlaſſen werde, als die unaufhörlich hoch geprieſene Schweitz. Welche romantiſche, gewaltig ergreifende Ausſichten! — Gleichwie man aus einem Sentenzenreichen Autor die beſten Stellen auszuziehen, und zuſammengedrängt ſeinen esprit zu nennen pflegt, ſo mögte ich, zum Exempel, den Weg zwiſchen F u e ſ ſ e n und R e i t t i einen esprit de la nature nennen, denn es ſcheint in der That, die Natur habe ihre ſchönſten, erhabenſten Gegenſtände aus der ganzen Welt zuſammen geleſen,

und hier, auf einem engen Raume wieder ausgeſchüttelt. Fahre doch ja kein Reiſender dieſe Straße im Dunkeln, er würde muthwillig den ſüßeſten Empfindungen aus dem Wege fahren. Geht es bergunter, von Lermos nach Naſſereit, ſo ſteige er aus, und gehe ganz gemächlich zu Fuße. Die ſchroffen Felſen, die ihn zu erdrücken drohen, die herabrieſelnden Quellen, die durch Vitriol ſo herrlich grün gefärbten Seen, der Wald von Lerchenbäumen, die Wände von Berberisſträuchen, das alte zerſtörte Schloß auf einem iſolirten Hügel mitten im dunkelgrünen See — dann wieder der herrliche Lechſtrom, bald ſchäumend und murrend im engen Felſenbett, bald ſtill und majeſtätiſch durch blühende Ebenen ſich wälzend — nein! ich habe ſchon öfter erklärt, daß ich Gegenden nie beſchreiben werde; aber wer Sinn hat für die erhabenſten Decorationen der Natur, der traue auf mein Wort: ihm werden auf dieſer Reiſe mehr als einmahl die Thränen unwillkührlich ins Auge ſich drängen.

In der Schweitz muß man ſich gefallen laſſen, mit vorgeſpannten Schnecken, die ſie dort Pferde zu nennen belieben, fein langſam herum zu kutſchen, und die koſtbare Zeit an den eigenſinnigen Schlendrian eines theuren, ſehr theuren Fuhrmanns zu vergeuden, denn Poſten giebt es dort nicht; hier hingegen trabt man

immer raſch mit muntern Poſtpferden durch das Land, ſpeißt und ſchläft, verweilt oder zieht für=der, alles nach Belieben. Und iſt es nicht ein großer Vorzug, den Tyrol vor der Schweitz be=hauptet, daß alle ſeine unendlichen Schönheiten an der Landſtraße liegen? daß man nicht nöthig hat, wie dort, links und rechts abzuweichen, und mühſam herum zu klettern, um die verſteckten Reitze der Natur zu belauſchen? hier kommt ſie Dir überall mit majeſtätiſchem Ernſt und doch wieder ſo freundlich entgegen, und wo findeſt Du, wie in Tyrol, dieſen erſchütternden Contraſt zwi=ſchen der wildeſten Natur und den lieblichen Bil=dern des regſten menſchlichen Fleißes? — Sieh, wie dort die zackigten Felſen Dir die Welt und den Himmel zu verſchließen ſcheinen, ein Erdbe=ben hat dieſe Maſſen ſo eigenſinnig in einander geſchoben, der brüllende Strom ſtürzt aus ihnen hervor, ſie beugen ſich auf ihn herab, als woll=ten ſie den Weg ihm ſperren, und er ſpritzt ſeinen Schaum, ſie verhöhnend, empor. Da liegt aber, dicht neben dem ewigen Kampf der Ele=mente, ein ſtilles Hüttchen, von Weinreben um=rankt, blöckende Kühe weiden, und ein fröhliches Kind bückt ſich ſorglos über die tobende Fluth, und ſchöpft ſich einen Becher voll Waſſer. Man mögte ihm ängſtlich zurufen: Fall nicht Kleiner! aber er verſteht das nicht, er ſieht hier keine Gefahr. — So iſt es überall; wie Blüthen auf

Wellen ſchwimmen, ſo überall in Tyrol das Bild wohlthätigen Fleißes gemahlt auf den Grund einer ſcheinbar zürnenden Natur. Große Felder, mit türkiſchem Korn bebaut, breiten eine güldene Decke über die Thäler, mehr als dreyhundertfältig lohnt dieſe ſegensreiche Frucht, und hat der Landmann ſie geerntet, dann erſt erſcheinen die Kohlköpfe, die dazwiſchen gepflanzt waren, und das Feld prangt von neuem, als ſey es bloß dazu beſtimmt geweſen, mit der Hoffnung reicher Erndte. — Bunter geſchmückt als in Tyrol, findeſt Du nirgends die ländlichen Hütten Die Legenden, mit welchen die Wände bemahlt ſind, werden überſchattet von aufgereihten türkiſchen Kornähren, die eine liebliche Tapete bilden, gleichſam zur Begrüßung des im Triumph vorbeyziehenden Herbſtes.

Doch was ſind die reichſten Gaben der Natur, wenn ſie ihr Füllhorn nicht über gute, fröhliche Menſchen ausſchüttet? auch dieſe findeſt Du hier, ein biederes, treuherziges Volk, das feſt an Gott und dem Kaiſer hängt, auch ein wenig ſtolz auf den letzten Landſturm iſt; und mit Recht, denn es verwehrte den Franzoſen das Eindringen in ſeine Gebürge, indem es die Kräfte der Vaterlandsliebe gegen die der neuen Freyheit abwog, und das Zünglein mächtig zu ſich herüber riß. Gern erinnern ſich die Tyroler jener gefahr- und ehrenvollen Zeit, durch mancher-

ley Bilder ſuchen ſie an ihren Häuſern das Andenken daran zu verewigen. Ueberhaupt mögen ſie gern intereſſante Erinnerungen feſt halten, beſonders wenn ſie halsbrechende Dinge betreffen. So findet man zum Beyſpiel an der Landſtraße, die beſtändig über ſteile Gebürge führt, oft Bilder aufgerichtet, auf welchen hier Einer von den Räubern überfallen wird, dort ein Anderer in Waſſersnoth ſchwebt, dort wiederum ein Dritter von ſcheuen Pferden die Felſen hinabgeſchleift wird. Durch ſchnelle Hülfe eines Heiligen, zu dem die Verunglückten einen Stoßſeufzer ſandten, wurden ſie gerettet, und dankbar bezeichneten ſie die Stelle, wo ein Wunder ihr Leben erhielt. Ich finde dieſe Gewohnheit ſehr löblich, obgleich anfangs die gräßlichen Bilder dem furchtſamen Reiſenden zuweilen Schrecken einjagen. Aber was gehen den braven Tyroler die furchtſamen Reiſenden an? iſt er doch in ſeinem Lande, und niemand ſoll es ihm verargen, wenn er die Erinnerung an überſtandene Gefahren durch ſinnliche Denkmähler ſtets wieder hervorzurufen ſtrebt, denn wahrlich jene Erinnerung iſt eins der ſüßeſten menſchlichen Gefühle. Ich ſpreche aus Erfahrung.

Als ich nach Sibirien geſchleppt wurde, begab es ſich eines Tages, da wir die Grenzen jener Einöde ſchon überſchritten hatten, daß wir, bey regnigtem Wetter, einen langen, ſteilen Hü=

gel, am Fuße des Uralſchen Gebürges, hinauf=
fahren mußten. Die Wege waren ſchlüpfrig, die
Pferde ermüdet, ſtrauchelten oft, blieben öfter
ſtehen, konnten nur durch kräftige Peitſchenhiebe
ſehr langſam vorwärts getrieben werden. Ich
ſtieg aus, und ging zu Fuße bis auf die Spitze
des Hügels. Da ſtand, auf zwey hölzernen Stu=
fen, ein griechiſches Kreuz unter einem kleinen
Dache. In meinen Mantel gewickelt, ſetzte ich
mich auf die obere Stufe, legte meinen Rücken
an das Kreuz, blickte ſeufzend hinab auf das
Dörfchen, in dem wir eine elende Nacht zuge=
bracht hatten, dann links auf die Uralſche Berg=
kette, deren Gipfel aus dem Nebel hervorragten,
dann grade vor mich, auf die mühſam herauf=
keuchenden Roſſe, deren Henker auch die meini=
gen waren, und die den engen Schauplatz meiner
tauſendfachen Leiden — ich meine den Wagen —
mir wieder zuführten — dann ließ ich auch
wohl einen Blick in die Ferne ſchweifen, nach der
Himmelsgegend, wo Weib und Kinder um mich
weinten. Kurz, es war ein Chaos von unaus=
ſprechlichen Gefühlen, die, während der Viertel=
ſtunde, als ich unter dem Kreuze ſaß, mein Herz
zerriſſen. Endlich hatte der Wagen die Anhöhe
erreicht, und wir fuhren weiter. — Als ich eini=
ge Monathe nachher, auf meiner Rückreiſe aus
Sibirien, bey ſchönem heitern Wetter, mit hoff=
nungsreicher Seele, wieder an dieſes Kreuz kam,

da ergriff mich eine Empfindung, der ich keine Worte zu leihen vermag. Ich konnte dem Verlangen nicht widerſtehen, noch einmahl unter dem Kreuze zu ſitzen; ich ließ den Wagen halten, ſprang heraus, wickelte mich auch wieder in meinen Mantel, obgleich die Sonne warm ſchien, befahl den Hügel langſam hinab zu fahren, lehnte meinen Rücken, wie damahls, auf der nähmlichen Stelle, an das Kreuz, blickte auf das Dörfchen hinunter, das mir nun ſo freundlich vorkam, dann auf die Uralſche Bergkette, deren Gipfel im hellen Sonnenlicht ſtrahlten, dann auch hinüber nach der Himmelsgegend, wo Weib und Kinder des geretteten Gatten und Vaters ſehnſuchtsvoll harrten. — O es war einer der genußreichſten Augenblicke! und noch jetzt ergreift mich zuweilen recht heftig der Wunſch, nur noch einmahl in meinem Leben unter dem Kreuze zu ſitzen! denn grade wie die Tyroler, habe ich in meinen Gedanken dies Kreuz errichtet, zur Erinnerung an überſtandene Gefahren. — Auf mehreren der erwähnten Bilder ſind auch junge Mädchen dargeſtellt, denen Böſewichter ihre Unſchuld rauben wollten, die aber, durch ein wohl angebrachtes Gebet, die Hülfe eines Heiligen noch zu rechter Zeit herbey riefen. Auch einem alten Manne, den ein Schlagfluß auf dem Felde traf, hatte man auf der Stelle, wo der Tod ihn ſo plötzlich überraſchte, ein Denkmahl errichtet. Sehr

vergänglich ſind dieſe Denkmähler freylich, denn gewöhnlich beſtehen ſie aus kleinen hölzernen Tafeln, etwa einen Schuh ins Gevierte, welche, mit groben Farben bepinſelt, jeder Witterung Preis gegeben ſind; aber was ſchadet das? wenn ſie nur ſo lange ausdauern, als die Menſchen leben, welche die Begebenheit intereſſirt.

Für Leute, die ſichs gern bequem machen, gern gut eſſen und trinken, gewinnt die Reiſe durch Tyrol abermahls neue Reitze; denn ich wüßte kein Land, wo ich, auch in dieſer Hinſicht, lieber reiſen mögte. In jedem Dorfe findeſt Du mehrere gute, oft elegante, immer ſehr reinliche Zimmer, mit weißen bequemen Betten verſehen. Eine Stunde, oft auch nur eine halbe Stunde nach Deiner Ankunft, wird Dir ein Mahl aufgetiſcht, beſtehend aus Fleiſchſuppe, Fiſch, Wildbraten, delicater Mehlſpeiſe; zum Deſert Confect und Früchte. Alles iſt trefflich zubereitet. Dann trinkſt Du einen recht guten Landwein, der Deinen Gaumen befriedigen wird, wenn du auch ſonſt an Bourdeaux-Wein gewöhnt wäreſt, und der auch vermuthlich oft genug im lieben deutſchen Vaterlande für Bourdeaux-Wein verkauft wird. Der ſogenannte rothe, ſcharfe, (das heißt nicht ſüße) iſt nach meinem Geſchmack dem ſüßen vorzuziehen, denn der letztere, da er eigentlich nur halb ſüß iſt, ſchmeckt etwas widerlich. Schnelle und freundliche Bedienung würzt das Mahl,

und am Ende iſt die Zeche ſo mäßig, daß auch der Beutel weit länger gefüllt bleibt, als in der Schweiz. — Was ließe ſich wohl noch mehr zur Empfehlung einer Luſtreiſe ſagen? Ein herrliches Land, zauberiſche Ausſichten, wohl unterhaltene Chauſſeen, gute Pferde, willige Poſthalter, höfliche Poſtillions, bequemes Nachtlager, leckere Speiſen, guter Wein, freundliche Bedienung, wohlfeile Zeche. Ohne Bedenken, darf ich ſelbſt ſchwächlichen Damen den Rath geben, ſich im nächſten Sommer Geſundheit und Heiterkeit in den Tyroler Gebürgen zu holen. — Fünf Stunden von Inſpruk gibt es auch Gletſcher von ungeheurem Umfang, welche dieſes Jahr von vielen Fremden, beſonders von Engländern, bereiſet worden ſind. Man ſchilderte ſie mir als außerordentlich merkwürdig. — Der höchſte Berg im Lande liegt gegen Graubündten zu, und heißt der Oertler. Er ſoll über 13000 Fuß hoch ſeyn. Manche Patrioten wollen ihn ſogar zum Nebenbuhler des Montblanc machen, der bekanntlich über 14000 Fuß hält. — Eine treffliche Specialkarte von Tyrol hat, bloß durch Hülfe ſeines Genies, ein Bauer, Nahmens Peter Anich verfertigt. Auch ein paar ſchöne Globen, die noch auf einem Schloſſe unweit Inſpruk gezeigt werden, ſind ſein Werk. Dagegen widerfuhr ihm nach ſeinem Tode die groſze Ehre, daß ſein Leichnam wieder ausgegraben, und von dem Kirch-

hofe in die Kirche ſelbſt gebracht wurde, die übrigens weder eine Weſtmünſter-Abtey, noch ein Pantheon, ſondern eine gewöhnliche Dorfkirche iſt.

15.

Die Gemſenjagd.

Die Tyroler lieben die Jagd mit Leidenſchaft, obgleich dieſes Vergnügen verboten und mit empfindlichen Strafen belegt iſt. Es iſt aber eine Neigung, der ſie mit mehr Wuth anhängen, als ein Spieler den Karten und Würfeln. Daher ſchrecken weder Drohungen noch Strafen ſie ab. Nicht Eigennutz kann den Schützen antreiben; denn eine geſchoſſene Gemſe, die höchſtens 50 bis 60 Pfund wiegt, trägt ihm mit der nur im Herbſte brauchbaren Haut etwa 10 bis 12 Gulden. Um dieſen elenden Preis ſetzt er ſich tauſend halsbrechenden Gefahren und, noch obendrein einer harten Beſtrafung aus. Um dieſen elenden Preis bringt er die kälteſten Winternächte auf Klippen zu, vergräbt ſich im Schnee, und lauert ſchlaflos. Mit einem geringen Vorrath von Lebensmitteln verſehen, ſchweift er oft mehrere Tage lang in den öden Gebürgen umher, hungert und durſtet, und findet dennoch ſein höchſtes Glück

in dieſer Lebensart. Dazu kann er ſeine Beute nur mit ängſtlicher Vorſicht verkaufen.

Einem Jäger allein kommt ſelten oder nie eine Gemſe zum Schuß; mehrere müſſen ſich vereinigen und das Wild umkreiſen. Eine Gemſenheerde ſtellt immer eine Schildwache aus. Auf einer Felſenſpitze, die nicht mehr Raum darbietet, als etwa die fünf Fingerſpitzen, wenn man ſie zuſammen preßt, ſteht dennoch die Gemſe mit allen vier Füßen; ſchon in weiter Ferne wittert ſie den Menſchen, augenblicklich gibt ſie einen lauten, pfeifenden Ton von ſich, und huſch iſt die ganze Heerde mit entſetzlichen Sprüngen verſchwunden. Außer den Gemſen gibt es, doch ſeltener, auch Hirſche, häufiger Bären, Wölfe, Füchſe, Dächſe, Murmelthiere; von dem Fette der letztern trinken kreiſende Frauen, um eine ſchwere Entbindung zu erleichtern. Schwarzwild findet man nicht.

Die Wilddiebe pflegen verlarvt zu gehen, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe ihre Geſichter unkenntlich zu machen. Erblicken ſie von ferne einen Jäger, ſo winken ſie ihm mit der Hand, ſich ſchnell zu entfernen, rufen ihm auch wohl zu: geht, oder man wird euch bedienen. Thut er es nicht, ſo legen ſie an, und ſucht er ſein Heil nicht bald in der Flucht, ſo drücken ſie auch wohl los, doch nur, wenn ſie ſich ſelbſt nicht anders mehr zu retten wiſſen. Erkennt der Jä-

ger dennoch einen unter ihnen und gibt ihn an, ſo mag er ſich vor der Rache hüten. Es gibt davon traurige Beyſpiele. Ein Wilddieb, der viele Jahre unter einem entfernten Regimente hatte dienen müſſen, kam endlich in ſein Vaterland zurück, kletterte ſogleich wieder auf die Jagd, begegnete ſeinem Angeber, und ſchoß ihn todt.

16.

Tyrol.

Einer gewaltigen Menge von Salzfuhren begegnet man auf den Landſtraßen. Sie ziehen alle nach dem, jetzt dem öſterreichiſchen Scepter unterworfenen Lindau, wo ſie ihren Salzvorrath in ein anſehnliches Magazin niederlegen. Aus dieſem Magazin hohlen es die Schweizer mit großer Gefahr über die Grenze; denn die Franzoſen, welche ihnen bekanntlich die eigentliche ſüße Freyheit wieder gegeben, haben unter andern kleinen Höflichkeiten, ſie auch zwangsweiſe erſucht, von Niemand ſonſt Salz zu kaufen, als von ihnen. Die Preiſe machen ſie natürlich ſelber. —

Zwiſchen Zeil und Inſpruk iſt eine Grotte, an ſteiler Felſenwand, in ſo ſchwindelnder Höhe, daß das Auge ein daſelbſt errichtetes großes Crucifix kaum unterſcheidet. Hieher ſoll Kai=

ſer Maximilian ſich auf der Gemſenjagd verirrt haben, und durch einen Engel herab geleitet worden ſeyn. Eine wahre Begebenheit ſcheint dieſer allgemein verbreiteten Volksſage zum Grunde zu liegen: auch kann ich es Niemanden verdenken, wenn er glaubt, daß man von dieſem ſchroffen Felſen nur an der Hand eines Engels herabgleiten kann.

Dicht bey Inſpruk war vormahls ein großer Thiergarten, wo, (ich weiß nicht einmahl zu weſſen Vergnügen, da bloß eine Dame hier reſidirte) allerley Wild unterhalten wurde. Die Regierung hat ihn ſehr weislich eingehen laſſen, da Tyrol ohnehin Mangel an Ackerbau hat. Jetzt iſt Korn darauf geſäet.

Inſpruk, vom grünen Innſtrom umfloſſen, iſt eine ſchmutzige Stadt, und zählt trotz ihrer Größe, nicht mehr als zehn bis zwölftauſend Einwohner, ein Garniſon=Regiment ungerechnet. Es iſt da wenig Merkwürdiges zu beſchauen. Kaiſer Maximilians Grab in der Domkirche, hat ſchön gearbeitete Basreliefs von weißem Marmor, des Kaiſers Leben und Thaten vorſtellend, aufzuweiſen. Im Grabe ſelbſt liegen nur die Eingeweide des Helden; ich habe vergeſſen, wo man ſeinen Kopf gelaſſen hat, der doch wahrlich das Beſte an ihm war. — Auffallend und einzig iſt der Einfall, in die Mitte der Kirche eine doppelte Reihe von (wenn ich recht zählte) acht und

zwanzig coloſſalen Bildſäulen in Bronze zu ſtellen, die faſt alle im Jahre 1528 gegoſſen ſind, und da ſtehen, als ob ſie bey Hofe an einem Courtage auf die Erſcheinung des regierenden Herrn warteten. Es ſind aber lauter Leute, denen man zu ihren Lebzeiten ſelbſt die Cour gemacht hat; auch die reiche Erbin Tyrols, Margaretha Maultaſch, befindet ſich darunter. Daß man hier keine Aehnlichkeiten ſuchen darf, begreift ſich leicht, denn viele der Originale, z. B. Rudolph von Habsburg, Gottfried von Bouillon u. ſ. w. haben wohl nie einem Bildner geſeſſen. Da nun dieſe coloſſalen Puppen weder Kunſtwerth noch Intereſſe der Aehnlichkeit beſitzen, ſo thäte man eben ſo wohl, Kanonen daraus zu gießen. Doch nein! hier ſtehen ſie ja ſo unſchädlich, höchſtens verſieht ſich dann und wann eine ſchwangere Frau an ihnen, warum ſollte ich wünſchen, ſie in Mordſchlünde verwandelt zu ſehen?

Wer dem Küſter eine Treppe hinauf zu folgen Luſt hat, der tritt in die ſogenannte ſilberne Kapelle, weil eine Bildſäule der heiligen Jungfrau, und einige andere Kleinigkeiten von Silber darin befindlich ſind. Die Kapelle der Liebenden ſollte man ſie nennen, denn hier iſt das Grab der ſchönen Philippine Welſerin, jener reizenden Bürgerstochter, welcher die Liebe den herzoglichen Hut aufſetzte. Ihr Gemahl iſt der Stifter der Kapelle, und auch

der

der Tod hat ihn nicht von ſeiner Geliebten getrennt, ſie ruhen hier neben einander. Glich Philippine dem Marmorbilde, das auf ihrem Sarge liegt, ſo war ſie wirklich ſchön, und mehr als ſchön; dieſe edlen Züge haben dem Fürſten-Purpur Glanz verliehen, nicht ihnen der Purpur. Auch blickt man gern von dem ſilbernen Tand, und ſelbſt von der trefflichen Moſaikarbeit, welche die Gräber umgiebt, immer wieder in dieß ſchöne blaſſe Geſicht, deſſen erhabene Ruhe freylich keine Spur mehr von Leidenſchaft trägt. Man gäbe viel darum, die Frau lächeln zu ſehen, dann war ſie gewiß eben ſo herzenfeſſelnd als Preußens ſchöne Königinn. — Reicher Ablaß iſt allen den Gläubigen vom Pabſte verliehen, welche in dieſer Kapelle beten werden. Ich hätte nur für Philippinnen beten mögen, und die ſchien es nicht zu bedürfen. Woher mag es doch kommen, daß wir an der Ruheſtätte einer Liebenden weit mehr empfinden, als am Grabe des tapferſten Helden? Die Antwort iſt leicht. Zum Lieben ſind wir Alle gebohren, zum Todtſchlagen, dem Himmel ſey Dank! nur wenige.

Als ich in Inſpruk war, wurde gerade der Nahmenstag des Kaiſers gefeyert. Die Bürger hatten ein Scheibenſchießen veranſtaltet, und ich hatte Gelegenheit, die berühmte Kunſt der Tyroler Schützen zu bewundern. Man ſagt nicht zu viel von ihnen. Unter zehn bis zwölf Schüſ-

ſen gingen wenigſtens immer a ch t ins Schwarze. Die Scheibe ſelbſt fehlte Keiner. Auch war der Hanswurſt, (der, wie gewöhnlich, nach jedem Schuſſe hervorkommen und die Stelle bezeichnen mußte, wo die Kugel getroffen hatte,) ſo gewiß, daß Niemand vorbey ſchießen werde, daß er oft während des Schießens n e b e n der Scheibe ſtehen blieb. Er mußte wohl nicht bloß von der K u n ſt, ſondern auch von der N ü ch t e r n h e i t ſeiner Landsleute überzeugt ſeyn. Abends wurde, den feſtlichen Tag zu verherrlichen, ein ſchlechtes Schauſpiel von Ziegler, F ü r ſt e n g r ö ß e, ſchlecht geſpielt. Auf dem Zettel war angekündigt: das Theater werde heute b e l e u ch t e t ſeyn. Das verſtehe man nicht ſo, als ſey es gewöhnlich g a n z dunkel, ſondern heute waren eine große Menge Wachslichter an der Brüſtung der Logen befeſtigt, und des Kaiſers Bild von einigen hundert Kerzen umgeben, glänzte auf der Bühne, und Herr D e n i ſl e, der Direkteur, ſprach einen Prolog. Das Theater, mit zwey Reihen Logen, deren jede, nach Geſchmack und Laune des Inhabers, bunt oder einfach verziert iſt, nahm ſich recht artig aus. Leider wurde am Schluß, als man ſchon das ganze ſchlechte Stück überſtanden zu haben glaubte, noch eine Feſtung ſo lächerlich von drey Mann geſtürmt und von drey Mann vertheidigt, daß ich mit Ehrfurcht an die Pariſer Feſtungen auf dem Bou-

leiward zurück dachte, wo die kleinen Soldaten mit hölzernen Kugeln über den Haufen geſchoſſen werden. Der Directeur des Theaters ſteht unter einer Oberdirektion. Keines von den Mitgliedern ſeiner Bühne iſt des Nennens werth. Bey der geringen Bevölkerung würde ein Schauſpiel ſich hier gar nicht erhalten können, wenn nicht die hier reſidirende Erzherzogin, Tante des Kaiſers, das Beſte dabey thäte. Den Officieren gibt ſie, vom Cadet bis zum Hauptmann, freye Entrée.

Ehe ich Inſpruk verlaſſe, muß ich noch den Wunſch äußern, die Stadt einmahl in dem Augenblicke zu ſehen, wo alle Einwohner ihre Wäſche trocknen. Auf den meiſten Häuſern nähmlich befindet ſich zu dieſem Behuf auf den Dächern eine Art von ſchlechter Gallerie. Dieſe Gallerien gewähren auch unbekleidet ſchon einen ſeltſamen Anblick, aber hilf Himmel! welch ein ungeheures Zelt muß die ausgehängte Wäſche bilden! und wenn der Wind alle die Hemden bewegt, gerade in dem Augenblicke, wenn der Reiſende Inſpruk zum erſten Mahle von ferne erblickt, muß es ihm nicht vorkommen, wie eine ſegelnde Stadt?

Aber welche göttliche Ausſichten eröffnen ſich wieder, ſobald man Inſpruk verlaſſen hat! Möge des Kummers ſcharfe Klaue ein armes Herz noch ſo feſt zuſammengedrückt haben, hier muß

es ſich wieder aufthun. Ja, ich muß es wiederholen: die Schweiz hat wahrlich nichts Schöneres aufzuweiſen. Verſchiedene Denkmähler, am wohl unterhaltenen Wege errichtet, ſind bald mehr bald minder merkwürdig: Daß der Pabſt hier vorbey fuhr — Daß auf einer andern Stelle ein fürſtlicher Bräutigam ſeine fürſtliche Braut empfing — An einem dritten Monumente verweilt man gern einige Augenblicke. Hier iſt zu leſen: daß dieſer, wirklich vortreffliche Weg, zuerſt von den Römiſchen Legionen unter Septimius Severus und Julian in die Felſen geſprengt, nach Jahrhunderten wieder aufgefunden, und die alten Römiſchen Meilenzeiger zum Andenken in einem nahen Schloſſe verwahrt werden. Nachher ſey er oft durch Ueberſchwemmungen zerſtört, durch menſchlichen Fleiß wieder gebeſſert worden, bis endlich Kaiſer Joſeph ihn ſo vollkommen herſtellen laſſen, als er noch heute gefunden wird — eine Wohlthat, für die jeder Reiſende ihn ſegnet.

In dieſer Gegend von Tyrol bemerkt man an dem weiblichen Geſchlechte eine reizende National-Phyſiognomie, ovale Geſichter, ſchön geſchnittene braune Augen, eine weiße Haut. Sie gleichen ſich alle wie Schweſtern; aber wie liebliche Schweſtern; Schade nur, daß ihre geſchmackloſe Kleidung ihre Reize verunſtaltet. — In jedem Wirthshauſe findet man nun eine Taxe für Mahlzeiten, eine löbliche Gewohnheit, nur die

Claſſificirung der Mahlzeiten hat mir ein Lächeln entlockt. Die erſte große Eintheilung iſt in Fleiſch- und Faſttage gemacht, dann gibt es Herren-Mahlzeiten, Fuhrmanns-Mahlzeiten, Hochzeitmahle, und bey den letzteren iſt für Frauenzimmer die ſeltſame Einſchränkung gemacht, daß ſie acht Kreuzer weniger bezahlen als die Mannsperſonen. Das iſt übrigens ſehr billig und ſollte wohl überall ſo ſeyn, denn ſie eſſen und trinken ja in der That weniger. — In dieſen Gegenden wird ſchon, wie überhaupt in ganz Italien, das Leinenzeug nicht mehr geplättet, ſondern bloß gewaſchen, welches einem verwöhnten Gefühl unſanft thut. — Die ſchöne Landſchaft wird hie und da durch die unendliche Menge von abgelaubten Bäumen, (ich glaube, es ſind Eſchen) verunſtaltet; man freut ſich aber doch zu ſehen, daß der Landmann nichts vernachläſſigt, um ſeinem Vieh im Winter Futter zu verſchaffen. Eine Bäuerin verſicherte mich, das Vieh freſſe die Blätter ſehr gern, und befinde ſich wohl dabey. Warum ahmt man dies Beyſpiel im Norden nicht nach? beſonders in Lief- und Ehſtland, wo das Vieh ſo oft im Winter Stroh freſſen muß? Fehlt es etwa an Händen, um die Blätter einzuſammeln? aber ein einziger Baum gibt reiche Ausbeute, und erfordert wenige Zeit ihn zu entlauben. An tauglichen Bäumen iſt auch kein Mangel, denn nicht

bloß die Eſche dient dazu, auch die Ulme, ja ſogar der Eichbaum, wie ich nachher oft in Italien zu ſehen Gelegenheit hatte.

Bis Mittewald kamen die Franzoſen; hier ſteckten die wackern Tyroler ihrem Vordringen ein Ziel. Aber freylich erkauften ſie ihre Siege oft theuer. Der Poſtmeiſter zu Mittewald liefert ein trauriges Beyſpiel, wie viel Unglück zuweilen das Schickſal plötzlich über einen Menſchen zuſammen häuft. Er war ein wohlhabender Mann, ein glücklicher Gatte und Hausvater. Da kamen die freyen und edlen Franzoſen, raubten ihm alles, und ſchoſſen ihm zwey Häuſer in den Grund. Seine Gattin wurde vor Schrecken wahnſinnig. So irrte ſie in den Feldern umher, er mußte ſie einſperren. Kaum war der Feind verjagt, ſo ſtellte ſich die Pferdeſeuche ein, und ihm fielen 36 Pferde. So blieb er auf den Trümmern ſeines Glücks, vor der verriegelten Thür einer wahnſinnigen Frau ſitzen. Jetzt war ſeit drey Wochen wenigſtens dieſe in der Beſſerung, nur noch melancholiſch; ſie nahm ſich aber doch ſchon wieder, zu des Mannes Freude, der häuslichen Geſchäfte an. Ich meine, der Kopf, der ſo viel Elend zu ertragen vermag, muß ſehr ſtark oder ſehr ſchwach ſeyn.

Der Weg zwiſchen Brixen und Botzen iſt wiederum äußerſt romantiſch; immer rechts ſchroffe Felſen, links ein jäher Abgrund, unten

der reißende Strom, die Eiſach, den ich faſt einen viele Meilen langen Waſſerfall nennen mögte. Doch auch hier ſind dem rauhen Boden überall kleine fruchtbare Plätze abgetrotzt, und Millionen Kürbiſſe ſchimmern aus jeder Steinritze hervor. Beſonders wird der Weinbau hier herum ſehr emſig betrieben. Der Tyroler Wein iſt recht gut, wohlfeil, und ich kann mich nicht genug wundern, daß wir ihn im Norden nie zu trinken bekommen. Oder trinken wir ihn vielleicht nur unter vornehmerem Titel? — Crucifixe ſieht man überall zu hunderten am Wege; ſie werden von den gläubigen Seelen auf allerley Weiſe herausgeputzt.

Botzen iſt ſchon eine halb italiäniſche Stadt, wird auch hier meiſtentheils Bolzano genannt. Man hört weit mehr italiäniſch als deutſch reden. Auf den Dächern ſieht man ſchon ſogenannte Logen, um die friſche Luft daſelbſt zu genießen. Auch erſcheint, nach italiäniſcher Sitte, kein Frauenzimmer mehr in dem Zimmer des Reiſenden; Mannsperſonen bereiten ſogar die Betten. — Die komiſcheſten Kopfzeuge in Aſien und Europa werden von den Weibern der Wotiäken und von den Bürgerfrauen zu Botzen getragen. Die erſteren habe ich auf meiner Reiſe nach Sibirien geſchildert; die letzteren beſtehen aus einer Art von dreyeckigten Mannshüten, von ſchwarzem Flor, die aber faſt in den Na-

cken geſetzt werden; vorn läuft eine Art von ſchwarzem Zipfel, wie man ihn bey tiefer Trauer hin und wieder in Deutſchland trägt, bis auf die Stirn. Das Drollige und Häßliche des Ganzen läßt ſich nicht mit Worten beſchreiben.

Immer mehr und mehr ſieht ſich der Nordländer mitten unter Gegenſtände gezaubert, die im Vaterlande ihm faſt fremd waren. Maisfelder dehnen ſich vor ihm aus, in Rahmen von goldgelben Kürbiſſen gefaßt. Aus Meilen langen Bogen-Gängen winken ihm blaue Trauben. Gleich Guirlanden, um ein Feſt zu ſchmücken, ſind die Weinreben von Ulme zu Ulme gezogen. Die Gebüſche am Wege hat der wilde Hopfen ſo dicht umrankt, daß man die Straße mit nichts als Lauben eingefaßt glaubt. Lange Alleen von Maulbeerbäumen ziehen ſich an andern Stellen den Weg entlang, Cypreſſen ragen hier und dort gleich hohen Pyramiden hervor, ächte Kaſtanien, Stämme von ungeheurem Umfang, überſchatten mit tauſend Zweigen die Raſen, große Feigenbäume laſſen ihre Zweige verworren in einander laufen, hohes, an der Spitze gefiedertes Rohr, ſcheint neidiſch zu eilen, um die höhern Bäume im Wachsthum zu erreichen — und zwiſchen allem dieſen ſieht man hübſche, braunäugige Bäuerinnen wandeln, mit ſchwarzen Zöpfen, ſilbernen Nadeln darin geſteckt, und Wallfahrts-Lichtern in den Händen. So befriedigt und ſo erwar-

tungsvoll betritt der Reiſende Welſchlands Grän-
ze, eilt raſch durch Trento, wo ihn die Erin-
nerung an das Tridentiniſche Concilium nicht zu-
rück zu halten vermag, und erreicht, von dem
mannigfaltigſten Genuſſe berauſcht, aber nicht ge-
ſättigt, das merkwürdige Verona.

17.

Zwiſchen Verona und Florenz.

Was ich über Verona, Mantua, Modena und Bologna etwa zu ſagen weiß, verſpare ich bis zu meiner Zurückreiſe, weil ich alsdann alle dieſe Städte noch ein Mahl zu ſehen hoffe. Des Lachens konnte ich mich nicht enthalten, als ich über die Brücke fuhr, welche die Kaiſerlichen Staaten von der Cisalpiniſchen Republik trennt, und ſogleich an der erſten Gaſſenecke mit großen Buchſtaben geſchrieben fand: Circondario della libertà (Stadtviertel der Freyheit), dem aber auch ſogleich die lebendige Widerlegung, eine franzöſiſche Schildwache hinzugefügt war. Mit den Päſſen wird man in dieſer ſogenannten Republik über die Gebühr herum gezogen. In jeder Stadt, an jedem Thore, in jedem Wirthshauſe, muß man ſie vorzeigen, überall werden ſie eingeſchrieben, abgeſchrieben, beſchrieben und unterſchrieben, ſo daß man endlich eine Sammlung von funfzig verſchiedenen Händen und funfzig verſchiedenen Siegeln erhält. An den Thoren

muß man Viertelſtunden lang, und oft noch län=
ger warten, ehe man herein= oder herausgelaſ=
ſen wird. In manchen Städten muß man ſich
ſogar perſönlich vor der Polizey ſtellen.

Die einzige italiäniſche Stadt, die ich zur
Nachtzeit durch Laternen erleuchtet geſehen habe,
iſt Verona. Sollte man es für möglich hal=
ten, daß ſogar Rom und Neapel nichts von Stra=
ßenbeleuchtung wiſſen? man müßte denn hie und
da ein ſchwaches Lämpchen vor einem Madon=
nenbilde dafür gelten laſſen. So bald es finſter
wird, darf man ſich nicht mehr ohne Laterne oder
Fackel auf die Gaſſe wagen, und wenn etwa un=
geſtümes Wetter dieſe verlöſcht (wie mir einige=
mahl geſchehen), ſo tappt man in dieſer Finſter=
niß in Städten herum, die durch Banditen
und Asyle für Mörder längſt berühmt ge=
worden ſind. Wer lernen will, wie eine Stadt=
polizey nicht eingerichtet ſeyn muß, der reiſe
nur nach Italien.

Hingegen muß ich die Polizey der Land=
ſtraßen gröſtentheils rühmen. Die Chauſſeen
und Brücken ſind gut unterhalten, die Ueberfahrt
über den oft gefährlichen Po, iſt als Muſter zu
empfehlen. Eine große, ſolid gebaute fliegende
Brücke, mit der möglichſten Bequemlichkeit und
Sicherheit, für Equipagen und Pferde ſowohl
als für Fußgänger eingerichtet, hängt mit einer
Reihe von Kähnen zuſammen, deren lezter in

der Mitte des Stroms feſt vor Anker liegt, und ſo wird die Brücke, bloß durch die vereinigten Wirkungen des Stroms und des Steuerruders, leicht und ſchnell an das andere Ufer geführt. Wenn ich dagegen an die unangenehmen und unſichern Ueberfahrten über die Weichſel und Memel gedenke, oder gar an die elenden Prahmen in Curland, wo das Waſſer immer Fuß hoch zu allen Seiten herein dringt; ſo ſchmerzt es mich, daß der ſonſt ſo fleißige Norden hier einmahl vom faulen Süden übertroffen wird.

Auch in andern Ländern habe ich wohl ſchon oft gefunden, daß ſchlechte Gaſthöfe ſich durch pompöſe Aushängeſchilder ein Anſehen zu geben ſuchen, und daß man ſich in ſolchen Fällen auf kein Bildniß eines Kaiſers oder Königs verlaſſen darf; in Italien treiben ſie aber das Ding noch viel weiter; denn da trägt nicht allein das Haus ſelbſt einen reſpectabeln Nahmen, ſondern auch jedes Zimmer. In Novi z. E. hießen vier ſchlechte Stuben: Venedig, Neapel, Rom und Paris. In einer andern kleinen Stadt führten ſie gar die Nahmen der vier Welttheile, und über der fünften ſtand: Rußland.

Das vormahlige päbſtliche Caſtell San Urbino, prangt an ſeinen Thoren mit einer lateiniſchen Inſchrift, welche den Leſer unterrichtet: „Das Caſtell ſey erbaut worden, um den geiſtli„chen Schaafſtall vor den reißenden Wölfen zu

„bewahren.“ Die reißenden Wölfe, die jetzt die Beſatzung dieſes Caſtells ausmachen, haben die Inſchrift ſtehen laſſen.

Wenn man über die Apenninen geht — ich ſage gehen — denn wer die Schönheiten dieſer Gebürge recht genießen will, muß ſich nicht verdrießen laſſen auszuſteigen, und, wie ich gethan habe, den Weg größtentheils zu Fuß zu machen — wenn man alſo über die Apenninen geht, ſo wird man durch eine ſehr intereſſante Auf- und Abſtuffung der ſchaffenden Natur auf das Angenehmſte unterhalten. Erſt pilgert man langſam aufwärts durch Weinberge, an welche, in einer gewiſſen Höhe, ſich Kaſtanienwälder ſchließen. Wo dieſe enden, fangen die Eichen an, die bald einem niedrigen Buſchwerk und Wacholdergeſträuch Platz machen; hierauf folgt Farrenkraut, bis endlich nackte Felſenſpitzen erſtiegen ſind. Eben ſo geht es wiederum abwärts in umgekehrter Ordnung, nur mit dem Unterſchiede, daß am jenſeitigen Fuße der Gebürge ſich noch einige Produkte des wärmern erreichten Himmelsſtriches anreihen; denn jetzt erblickt man zum erſten Mahle die herrliche Cypreſſe, den lichtgrünen Oelbaum. Vor den Früchten des letztern warne ich den neugierigen Reiſenden, wenn ſie auch noch ſo ſchwarzblau herab winken; ſie ſind entſetzlich bitter, man wird den bittern Geſchmack den ganzen

Tag nicht wieder los: dieſe den reifen Oliven bey-wohnende Bitterkeit verlieren ſie nur durch Räuchern.

In den Apenninen war gerade Kaſtanien-erndte, Jung und Alt in den Wäldern zerſtreut, die Kaſtanien von den Bäumen zu ſchlagen, und dann die ſtachlichte Frucht mit kleinen hölzernen Zangen aufzuſammeln. Welche Wohlthat der Natur iſt für die faulen Italiäner dieſe in unge-heurer Menge ohne Pflege reifende Frucht! wenn der Nordländer ſeinen Kartoffeln Acker und Fleiß widmen muß, ſo ſchlendert der Italiäner bloß zum Zeitvertreib hinaus, um bey ſeiner Kaſta-nienerndte ein fröhliches Volksfeſt zu begehen.

Wenn man auch nicht weiß, daß man die Toskaniſche Grenze betreten hat, ſo erräth man es bald, weil Fleiß, Reinlichkeit, Heiterkeit und Schönheit dies einſt ſo weiſe beherrſchte Völkchen auszeichnen. Die Bauermädchen in ihren runden, mit Blumen beſteckten Hüten, ſe-hen allerliebſt aus.

Am Abhang der Apenninen liegt eine Villa, welche den Medicis zugehörte, als ſie nur noch Kaufleute waren. Der Anblick von Florenz, mit den umliegenden Hügeln, die alle mit wei-ßen, freundlichen Häuſern beſäet ſind, wird von Vielen für einzig gehalten. Auch ich habe ihn ſchön und lieblich gefunden, weit lieblicher als die Ausſichten in Tyrol; aber den hohen, im-ponirenden Charakter jener erreicht er doch bey

weitem nicht. Die Gegenden um Florenz ergötzen, erheitern; die Gegenden in Tyrol füllen die Bruſt mit unnennbarem Entzücken; jene kann man wieder vergeſſen, dieſe nie!

18.

Zambeccari's Luftfahrt.

(Aus Bologna.)

Zambeccari, der eiſerne Mann mit dem unerſchütterlichen Muthe, iſt wahrhaft merkwürdig. Er hat alles, und mehr gelitten, als ein Sterblicher leiden kann, er hat, im eigentlichſten Wortverſtande, mit allen Elementen gekämpft, er liegt in dieſem Augenblicke verſtümmelt, krank darnieder, und dennoch denkt er an nichts, ſpricht von nichts, als von neuen halsbrechenden Verſuchen. Da ſeine letzte Luftfahrt, (am 22ſten Auguſt dieſes Jahres) theils in wiſſenſchaftlicher Rückſicht Aufmerkſamkeit verdient, vorzüglich aber einen Menſchen, bey der größtmöglichſten Gefahr in ſeiner ganzen Kraft darſtellt, ja, da man faſt kühn behaupten darf: in einer ſolchen verzweifelten Lage befand ſich, ſeit es Menſchen gibt, noch kein Sterblicher, ſo glaube ich, man werde gern mehr darüber leſen, als die magern Zeitungsberichte geliefert haben. Hier

iſt ein getreuer Auszug aus der Relation, welche die hieſige Geſellſchaft der Wiſſenſchaften (die eifrige Beförderin jener Experimente) unter ihrer und Zambeccari's Unterſchrift hat drucken laſſen. — Am 21ſten Auguſt um Mitternacht verkündeten drey Kanonenſchüſſe den Anfang des Verſuchs. Der Ball wurde aus der Kirche delle Acque, wo er verfertigt worden, nach der nahe gelegenen Wieſe gebracht. Er hatte dreyßig Bologneſer Fuß im Durchſchnitt, welche etwas über fünf und dreyßig Pariſer Fuß ausmachen. Eine cirkelförmige Lampe mit Weingeiſt war angebracht, ſie hatte ringsum vier und zwanzig Löcher, ſämmtlich mit Klappen verſehen, um ſie ſchnell zu öffnen, oder zu verſchließen, je nachdem die Flämmchen verlöſchen oder ſich wieder entzünden ſollten. Das Gewicht der ganzen Maſchine, ſammt den beyden Reiſenden und deren Geräthe, betrug achthundert und funfzig Bologneſer Pfunde, wozu man noch ſo viel Ballaſt rechnen muß, als nöthig war, um die Maſchine faſt im Gleichgewicht zu erhalten, jedoch mit einem ganz kleinen Uebergewicht, und folglich einer Neigung zum Fallen. Um drey Uhr Morgens wurde der Anfang mit dem Füllen gemacht. Aus sechszehn Tonnen, die im Kreiſe um zwey groſſe mit Waſſer gefüllte Kufen ſtanden, entwickelte ſich das Gas, und ſtieg gereinigt in den Ball hinauf. Die Direction des chemiſchen Apparats war den beyden Brüdern, Dominico und Gaetano Sgar=

zi anvertraut; durch ihre Geſchicklichkeit und mit Hülfe der Herren Tartarini und Fratta, ging dieſes Geſchäft ſchnell und glücklich von ſtatten. Es war voraus beſtimmt, den Luftball bis auf zwey Drittel zu füllen; man brauchte dazu 3548 Pfund Zink, mit dem nöthigen Verhältniß von Schwefelſäure und Waſſer. Schon nach einer Stunde fing der Ball an ſich ſelbſt zu bewegen, und man würde ſehr bald bis zu dem vorgeſchriebenen Maaße der Füllung gelangt ſeyn, hätte man die Operation nicht oft unterbrechen müſſen, um erſt die Gondel und dann die Gallerie bequem zu befeſtigen; die letztere wurde nach und nach, ſo wie die aufſteigende Kraft zunahm, mit dem Nöthigen beladen.

Um ſechs Uhr Morgens riefen abermahls drey Kanonenſchüſſe die Zuſchauer aus der Stadt. Sie ſtrömten in dichten Haufen herbey; die mit Einlaßbilletten Verſehenen füllten die Schranken, das Volk kletterte auf die Hügel rings umher, der Anblick war groß und einzig. Aller Augen hefteten ſich ſtarr auf die Luftſchiffer, die mit der gemeſſenſten Vorſicht zu ihrem Auffluge ſich bereiteten.

Jetzt war die chemiſche Operation vollendet, der Ball in der Mitte durch ein doppeltes Seil verſchloſſen, welches leicht durch einen Ring lief, den man nicht hoch über dem Boden angebracht hatte; die Gallerie war beladen, der Ballaſt eingenom=

genommen — um halb eilf Uhr beſtiegen Zambeccari und Andreoli die Gondel. Zuerſt machten ſie einen ſehr merkwürdigen Verſuch mit den Rudern. Sie warfen fünf und zwanzig Pfund aus und ſtiegen alſobald ſo hoch, als das funfzig Fuß lange Seil erlaubte, welches den Ball noch hielt. In dieſer Höhe bewegten ſie die Ruder regelmäßig, und ſiehe da, die Maſchine folgte gleichfalls ziemlich regelmäßig, in abſteigender Richtung, der Bewegung der Ruder, überwand alſo die Kraft von 25 Pfund. Einige wollten zwar noch zweifeln, daß wirklich die dazwiſchen tretende Kraft der Ruder groß genug ſey, um jene aufſteigende Kraft zu überwältigen, ſie meinten, der Strick thue dabey das Beſte. Da aber der Strick immer ſchlaffer wurde, je mehr der Ball ſich zur Erde neigte, und er dennoch den Rudern gehorchte, ſo verſchwanden alle Zweifel. — Jetzt wurde ein zweytes Experiment gemacht. Die ausgeworfenen fünf und zwanzig Pfund wurden wieder eingenommen, und noch fünf Pfund darüber, daß folglich das ganze Gewicht die aufſteigende Kraft um fünf Pfund übertraf. Nicht mehr als zwey angezündete Flämmchen waren hinreichend, den Ball ſichtbar anzuſchwellen, und die ſo verdünnte Luft hob ihn langſam ſo hoch als des Strickes Länge erlaubte. Sobald aber durch die Klappen die beyden Flämmchen wieder unwirkſam gemacht wurden, wurde der Ball auch wiederum ſchlaffer

und ſenkte ſich langſam. Ein kleiner Windſtoß trieb ihn aber gegen die Seegelſtangen, daher mußte das Seil etwas angezogen werden, um ihn davon abzuhalten.

Der dritte Verſuch beſtand im Anzünden von ſechs Flämmchen, deren Wirkung natürlich um ſo ſchneller war. Aber der Ball ſenkte ſich nicht als die Flämmchen ausgelöſcht wurden, ſondern erhielt ſich ungefähr zwey Minuten in dieſer Höhe; ſo viel Zeit war erforderlich, um ſeine Temperatur mit der der umgebenden Luft wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Dann ſtieg er ſanft und mit gleichförmiger Bewegung herab wie das erſtemahl.

Nach dieſen Verſuchen ſchickten ſich die Luftſchiffer zur Abreiſe an. Vorher prüfte man noch einmahl das Gewicht der ganzen Maſchine und überzeugte ſich, daß nur ein Uebergewicht von einigen Pfunden ſie zum Fallen geneigt mache. Jetzt wurden acht Flämmchen angezündet, das Seil losgelaſſen, und alſobald geſchah der Aufflug. Es war 10 Uhr 50 Minuten. Der Barometer zeigte 27 Pariſer Zoll 7 Linien, der Reaumürſche Thermometer ſtand auf 17,33. Es wehte ein leichter Nordweſtwind. Der Donner von ſechs Kanonenſchüſſen vom Berge St. Michael, empfing die kühnen Schiffer in den Regionen der Luft. Das Aufſteigen geſchah ſo abgemeſſen und langſam, daß man ganz deutlich

gewahr wurde, wie die durch die Kanonen erſchütterte Luft die Gondel ſchwanken machte. Wenige zerſtreute Wolken zogen am Himmel, die Luft war ſtill, der Wind ſehr gering, veränderlich in verſchiedenen Höhen, doch am veränderlichſten unten auf der Erde. Da dieſer Umſtand den Ball hinderte, ſich weit von Bologna zu entfernen, ſo blieb er faſt immer im Geſichtskreiſe der Zuſchauer; von den Spitzen aller Hügel und von den Thürmen verfolgte ihn das Auge bis zu ſeinem Niederſteigen. Die Verticalbewegung war ziemlich einförmig und ſtets abgemeſſen durch die Kunſt der Luftſchiffer; die aufſteigende Bewegung zeigte ſich verſchieden, je nachdem der Ball andere Luftſtröme durchſchnitt; anfangs ging er nach Süden, dann gegen Weſten, endlich nach Norden, und in dieſer Richtung entfernte er ſich von Bologna. Die Reiſenden manövrirten fleißig und machten folgende Bemerkungen:

1. Die obenerwähnte Kunſt, die Temperatur des Balles nach Gefallen zu verändern, erfüllte ganz ihre Erwartung. Mit einem einzigen angezündeten Flämmchen m e h r beſchleunigten ſie augenblicklich das Aufſteigen, oder verzögerten es, indem ſie das Flämmchen wieder auslöſchten. Erhielten ſie die Flämmchen brennend in beſtimmter Anzahl, ſo erhielt ſich auch der Ball in glei-

cher Höhe; verſchloſſen ſie dann nur eine einzige Klappe, ſo fing er an zu ſinken.

2. Beym Auslöſchen der Flämmchen war die Wirkung nicht ſo ſchnell als beym Anzünden; es verging dann wohl eine Minute, ehe das Steigen des Balles aufhörte, und er ſich nach und nach wieder zum Fallen neigte, vermuthlich weil das Erwärmen der Temperatur abhängiger von der aufſteigenden Flamme iſt, als das Kühlerwerden von der verloſchenen.

3. Etwas Beſonderes beobachteten die Reiſenden ein oder zweymahl. Wenn nämlich der Ball gleichſam ſtehend oder ruhend war, fing er einigemahl von ſelbſt an ſich ruckweiſe zu erheben, ohne daß das Feuer dabey wirkte. Dieſe kleine Anomalie ſchrieb Zambeccari der verſchiedenen Temperatur der umgebenden Atmoſphäre zu, die vielleicht durch die Sonnenſtrahlen, oder das Reflectiren derſelben in den Wolken, begründet wurde.

4. Dieſe Kleinigkeit ausgenommen, wurde es den Luftſchiffern ganz leicht, die Verticalbewegung zu leiten, ſich nach Gefallen zu erheben, herab zu laſſen, oder in einer gewiſſen Höhe zu bleiben. Einen ſolchen Verſuch machten ſie im Angeſicht aller Zuſchauer, indem ſie über Konzano aus einer großen Höhe bis auf fünfhundert Fuß von der Erde herabſtiegen, und dann wieder zur vorigen Höhe ſich hinauf ſchwangen.

5. Auf der ganzen Reiſe kam die durch den Barometerſtand beſtimmte Höhe vollkommen mit den Anzeigen überein, welche man durch die von Zambeccari ſo genannte anemometriſche Schnellwage erhielt. Die kleinſte Höhe des Barometers war zwanzig Pariſer Zoll, folglich erhob ſich der Ball nicht höher als bis zu 6998 Bologneſer Fuß. Die kleinſte Höhe des Thermometers war neun Grad Reaumür.

6. Der Ball durchſchnitt einmahl eine nicht ſehr dichte Wolke, die ſich plötzlich auflöſte. Weder indem man der Wolke ſich näherte, noch auch bey deren Berührung, ergaben ſich fühlbare Anzeigen von Elektricität. Vermuthlich zertheilte ſich die Wolke ſchon bey der bloßen Annäherung durch den darauf wirkenden Druck des Luftballs, wenigſtens ſpürten die Reiſenden nicht die geringſte Feuchtigkeit als ſie hindurch waren.

Um ein Uhr Nachmittags ſchwebte der Ball über Capo d'Argine, einer Poſtſtation auf der Straße nach Ferrara, ſechs Meilen von Bologna. Ein Luftſtrom führte ihn nach Nordweſt. Die Reiſenden hatten anfangs nichts dagegen, aber eines Theils war der Wind zu ſchwach, um eine lange Fahrt zu unternehmen, andern Theils waren die Kräfte zweyer Menſchen kaum hinreichend, um den Ball zu regieren und zugleich die gehörigen Beobachtungen anzuſtellen. Das Feuer der Lampe zu mäßigen oder zu verſtärken, je nach-

dem es die Umſtände erheiſchten; den Barometer und Thermometer wie auch die Magnetnadel beobachten; bey jeder Bewegung des Balles deſſen Lage unterſuchen; das waren zu gehäufte Arbeiten und Sorgen; die kleinſte Täuſchung konnte Gefahr drohen. Zambeccari entſchloß ſich daher zur Erde herab zu ſteigen, und bey dieſer Operation gehorchte der Ball abermahls zum Erſtaunen dem Willen ſeiner Regierer. Tauſende von Zuſchauern waren Zeugen davon, und auf Anſuchen der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, hat die Departemental-Polizey ein Protocoll darüber aufgenommen.

Als der Ball ſich der Erde näherte, ſchwebte er über einem moraſtigen Boden, der den Luftſchiffern ein naſſes Reisfeld ſchien. Augenblicklich zündeten ſie zwey Flämmchen an, hoben ſich wieder, flogen über das Poſthaus weg, und da ſie etwa zweyhundert Schritt von da ein Feld gewahr wurden, wo keine Hinderniſſe zu befürchten waren, ſo ließen ſie ſich herab. Schon war der vier und ſiebzig Fuß lange Anker ausgeworfen, faßte auch ziemlich feſt an einem Ulmenzweige. Die Einwohner liefen jauchzend herbey, und empfingen die Ankömmlinge mit Flintenſchüſſen. Aber der Schiffbruch erwartete ſie im Hafen. Der Ball ſtieg nähmlich ſchief herab, indem er eines Theils dem Geſetze der Schwere, andern Theils dem Eindrucke des Windes ge-

horchte. Kaum hatte der Anker gefaßt, als der Strick ſich verwickelte und die Gondel einen Stoß erhielt, welcher den Ball ſo ſehr auf eine Seite neigte, daß der brennende Spiritus überlief. Die Flamme breitete ſich ſogleich auf der Gallerie aus, die unglücklicherweiſe noch ganz naß von verſchüttetem Spiritus war. Vom Feuer ergriffen und durch die plötzliche Gefahr verwirrt, hatten die Reiſenden nicht Gegenwart des Geiſtes genug, augenblicklich die aufſteigende Kraft um ſoviel zu vermehren, als nöthig geweſen wäre, den Ball vom fernern Sinken zurück zu halten. Er fiel mit ſeinem ganzen Gewichte zur Erde, und dieſer neue, heftige Stoß verurſachte ein abermahliges Ueberfließen des Spiritus, wodurch die Flamme noch mehr um ſich griff. Zum Unglück erreichte ſie eine Flaſche, in der noch ungefähr dreyßig Pfund enthalten waren, die ſich plötzlich mit einem ſtarken Knall entzündeten. Die beträchtliche Verringerung des Gewichts verurſachte, daß die Maſchine mit großer Gewalt aufprallte, indeſſen hielt ſie der Anker. Fall, Stoß und Zurückprallen war das Werk Eines Augenblicks. Der verwickelte Strick drohte das Ruder zu zerbrechen. Zwey Menſchen klammerten ſich an den Maſtbaum und verſuchten auf dieſe Weiſe den Ball zu halten. Indeſſen ſchrien die vom Feuer umgebenen Luftſchiffer, man ſolle das Seil anziehen.

Ihre Kleider brannten, ihr Geräthe, das Netz, die Stricke der Gallerie, Alles ſtand in Feuer. Da war nicht lange zu rathſchlagen. Zambeccari goß ſich eine Flaſche Waſſers über den Kopf, und es gelang ihm wenigſtens, das ihn zunächſt umgebende Feuer zu löſchen. Andreoli, um ſich ſchnell zu retten, klimmte am Ankerſeile herab. Aber ſeine Eilfertigkeit und die Erſchütterung waren Schuld, daß ihm das Seil wieder entſchlüpfte, er ſtieß ſich heftig gegen den Maſtbaum und von da fiel er ſehr unſanft zur Erde. Da der Ball auf dieſe Weiſe plötzlich ſo viel an Gewicht verlohren hatte, ſo ſtrebte er jetzt wiederum ſo gewaltſam in die Höhe, daß keine Kraft vermögend war ihn zu halten. Die beyden Menſchen, die ſich unter dem Maſtbaum angeklammert hatten, und ohnehin durch Andreoli's Fall aus ihrer Lage geſchreckt worden waren, konnten dem heftigen Strammen des Seils nicht länger widerſtehen, und wurden zurückgeſchnellt. Alſobald erhob ſich die Maſchine mit entſetzlicher Schnelligkeit; das durch den Stoß verurſachte Schwanken der Gallerie währte noch ſehr lange; man konnte es deutlich bemerken, und es ſchien allen Zuſchauern von ſehr übler Vorbedeutung. So lange man Zambeccari mit den Augen folgen konnte, ſah man ihn beſchäftigt, ſich das Feuer von den Kleidern zu ſtreichen, und alles Brennende, das ihn umgab, ſo gut es gehen wollte, zu löſchen oder

heraus zu werſen. Aber bald verlor man den Ball ganz aus dem Geſichte, der zu einer erſtaunlichen Höhe ſtieg, und nordweſtlich getrieben wurde. Dieſe ganze Cataſtrophe war das Werk von drey Minuten.

Trotz des mit ſo vielem Fleiß geſuchten aber nun verlornen Gleichgewichts, verlor Zambeccari doch nicht den Muth; aber welche Hülfsmittel konnten Genie und Kunſt in einer ſo verzweifelten Lage ihm darbieten? Er ſchwebte in einer ſo ungeheuern Höhe, daß er, nach ſeinem eignen Ausdrucke, die Wolken nur noch als einen Abgrund unter ſich ſah. Wie hoch er eigentlich war, konnte er freylich nicht beſtimmen, da der Barometer durch den Fall zerbrochen wurde. Seine ohnehin ſchon übel zugerichteten Hände fühlten bald die empfindlichſte Kälte. Indeſſen ſtieg er doch nicht ganz ſo hoch, als ſich wohl vernünftiger Weiſe hätte erwarten laſſen. Er ſah über ſich, und ſchloß aus der Schlaffheit des untern Theils der Maſchine, daß ſie noch einer größern Ausdehnung fähig ſey. Eine mit Luft gefüllte Blaſe, die er bey ſich hatte, gab ihm überdies einen ungefähren Maaßſtab für die dermahlige Ausdehnung des Balles, der ſelbſt in dieſer fürchterlichen Höhe noch einige Falten hatte. Dieſe Anzeigen beruhigten ihn über die Gefahr, plötzlich herabzuſtürzen, wenn die Wände des Balls zuſammen fielen.

So zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebend, ergriff ihn ein Luftſtrom, und führte ihn ſchnell über das Adriatiſche Meer. Um zwey Uhr Nachmittags wurde man ihn aus einigen Gegenden gewahr, aber in der weiten Entfernung konnte man den Gegenſtand nicht unterſcheiden; man hielt ihn für eine beſondere Lufterſcheinung, und die Bewohner jener Gegenden zitterten. Nach und nach ließ der Ball ſich auf das Meer herab, ungefähr fünf und zwanzig Meilen von der Italieniſchen Küſte. Ein Theil der Gallerie ſenkte ſich in das Waſſer, Zambeccari ſelbſt ſtand bis an den halben Leib darin, hoffte jedoch das Ufer zu erreichen oder ein rettendes Fahrzeug anzutreffen. Er warf angſtvoll ſeine Blicke umher, aber ach! nichts als Himmel und Waſſer wurde er gewahr. Der Muth verließ ihn nicht; weit, meinte er, könne er nicht von der Küſte entfernt ſeyn; der Wind, der auf der See in entgegengeſetzter Richtung von derjenigen blieb, die er oben in der Luft gehabt hatte, werde ihn wohl bald dahin führen. Als er aber lange vergeblich wartete, und keine Küſte am Horizont erſchien, wollte er ſich wenigſtens gegen Ermattung oder Schlaf durch Anklammern an einem Stricke ſichern, und zog daher das Ankerſeil nach ſich, welches zu ſeiner Linken im Waſſer hing. Aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er bemerkte, daß der Anker im Grunde gefaßt hatte, und folglich den

Ball verhinderte fortzurücken. Er ſah augenblicklich die Nothwendigkeit ein, das Seil zu kappen; aber wie? womit? er hatte kein Inſtrument dazu, er hatte nicht einmahl Hände zur Arbeit; die rechte war ihm erfroren, die linke verſtümmelt. Die Noth machte ihn erfinderiſch. Er zerbröckelte die Linſe eines Fernrohres, welches er bey ſich hatte, faßte das größte Stück derſelben mit den Zähnen, und fing an das von Seide gedrehte Seil durchzufeilen, welches, da es durchweicht war, leichter nachgab. Endlich gelang es ihm, die Maſchine wurde flott, mit günſtigem Winde und guten Hoffnungen trieb ſie der Italieniſchen Küſte zu, und Zambeccari half, ſo viel er konnte, durch die ruderförmige Bewegung ſeiner Arme.

Wohl funfzehn Meilen war er ſo fortgerückt, als er ſieben Fiſcherbarken begegnete, die aus Magnavacca ausgelaufen waren. Die erſten vier, als ſie die ſonderbare Maſchine auf dem Waſſer erblickten, wurden von paniſchem Schrecken ergriffen und kehrten ſchnell um. Glücklicherweiſe waren die letzten drey minder furchtſam. Sie näherten ſich, jedoch ſehr langſam und vorſichtig; als ſie aber den Gegenſtand erkannt hatten, ſpannte eine derſelben ihre Segel auf und kam ſchnell näher. Antonio Malta von Chioggia — hieß der Herr der Barke, der das Verdienſt hatte, den Verunglückten zu retten. Es war die höchſte Zeit, ſchon vier Stunden ſtand

er im Waſſer, die Gondel ſenkte ſich immer tiefer, und das Waſſer ging ihm, im eigentlichſten Verſtande, bis an die Kehle. Die Fiſcher thaten ihr Beſtes, und ſelbſt ſeine Rettung war nicht bloß mit Mühe, ſondern auch mit Gefahr verknüpft. Vergebens verſuchten ſie auch den Ball zu halten, der, ſobald er erleichtert war, ſich mit großer Heftigkeit wieder empor hob, ſeinen Weg zuerſt gegen Comacchio, dann nach der Levante gegen die Türkey zu nahm, und verſchwand.

Die gutmüthigen Fiſcher erquickten ihren Gaſt, ſo gut ſie vermochten. Troß der entſetzlichen Strapatzen, welche er ausgeſtanden hatte, hielt dennoch ſein ſtarker Geiſt den Körper aufrecht. Er brachte eine ziemlich ruhige Nacht am Bord der Barke zu. Am andern Morgen erreichte er Magnavacca, und kam von da nach Comacchio, wo der Delegat der Präfectur ihn ſehr gaſtfrey aufnahm, und ihn beſtmöglichſt reſtaurirte.

Man denke ſich unterdeſſen die bange Sorge um ſein Schickſal, welche in Bologna herrſchte; aber man kann ſich auch ſchwerlich den ungeſtümen Jubel vorſtellen, mit welchem Zambeccari empfangen wurde. Es war ein Triumph für ihn, für die Philoſophie und für ſein Vaterland. Leider wurde die Freude durch ſeinen bedenklichen Geſundheitszuſtand ſehr gemindert. Man fürchte-

te, er werde die ganze rechte Hand einbüßen, er iſt aber glücklicherweiſe noch mit dem Verluſt von zwey Fingern davon gekommen; und man ſchmeichelt ſich, es werde von dieſer fürchterlichen Begebenheit nichts weiter übrig bleiben, als die faſt zur Gewißheit gediehene Hoffnung, die Luftbälle künftig nach Belieben regieren zu können.

19.

Ein Morgen in den Apenninen.

Fragmente eines Briefes aus Barberini unweit Florenz.

Sie wundern ſich, lieber Freund, daß ich noch immer gern reiſe? Sie haben Recht. In meinem Alter hat man ſich ſchon an ſo manche kleine Bequemlichkeiten des Lebens gewöhnt, daß man ſich am Ende richtig Bedürfniſſe daraus erkünſtelt hat, deren Entbehrung, troß aller Annehmlichkeiten des Reiſens, immer ſehr empfindlich bleibt. Ich, zum Beyſpiel, hungern kann ich wohl einen Tag, oder mit trockenem Brote ein paar Tage vorlieb nehmen, das verſtimmt mich nicht; aber des Morgens das Getränk entbehren, welches der Abbé de Lattaignant Voltair'es Hippocrene nannte, mit einem Worte, ohne Kaffee bleiben, mag ich ſehr ungern.

Aber wo nehme ich Kaffee her in den Apenninen? — Ferner iſt es mir nicht einmahl genug ihn zu trinken, ich muß auch Zeit haben ihn zu ſchlürfen; ich muß ein Rauchopfer von braſiliſchen Blättern dabey anzünden können. Aber wo nehme ich Zeit her in den Apenninen? hier, wo der muntere Vetturino wenigſtens mit Tagesanbruch den Reiſeſtab fortzuſetzen begehrt?

Bedauern Sie mich nicht zu früh, denn ſehen Sie, ich ſitze wirklich in dieſem Augenblicke in den Apenninen, es hat eben drey Uhr (Morgens) geſchlagen; eine dampfende Schaale Kaffee ſteht vor mir, und eine Dampfwolke ſteigt aus meinem Munde. Wie habe ich das gemacht? Habe ich etwa meine müden Bedienten aus dem Schlafe gepocht, und ſie gezwungen, mit gähnender Grämlichkeit für die Bedürfniſſe ihres verwöhnten Herrn zu ſorgen? — Keinesweges. Ich will Ihnen zum Behuf Ihrer künftigen Reiſe nach Italien einen Wink geben, wie man, ohne ſchreyenden Egoismus, ſich helfen kann. Das vermag ich nicht beſſer zu thun, als wenn ich Ihnen die Beſchreibung eines Abends und Morgens auf einer Reiſe von Florenz nach Rom liefere.

Trunken von den Schönheiten einer Gegend, die der Schöpfer in ſeiner beſten Laune hinzauberte, komme ich mit den letzten Strahlen der

Sonne in's Nachtquatier, zwar nur eine Dorfſchenke, aber nicht ohne Bequemlichkeiten. Sie finden ein paar erträgliche Zimmer, mit Backſteinen gepflaſtert und mit Heiligen-Bildern behängt; Sie finden h a r t e Betten ohne Kopfkiſſen mit r e i n l i c h e n Laken und ſ c h m u t z i g e n Bettdecken; Sie finden ein treffliches Abendeſſen von fünf bis ſechs Schüſſeln, und herrliche Früchte zum Deſert; Alles von einer hübſchen freundlichen Wirthin aufgetiſcht, die im ſüßen, Toskaniſchen Dialekt mit Ihnen ſcherzt. Sie haben alſo vor der Hand weiter nichts zu thun, als Ihre e i g n e n Kopfkiſſen auf dieß Bett zu legen und die ſchmutzigen Decken mit Ihren e i g n e n zu verwechſeln; denn beydes rathe ich Ihnen mitzunehmen, ſo wie ich es gemacht habe. Was könnte nun noch Ihre Ruhe trüben, als etwa der Gedanke: wie wird es morgen früh werden? hier iſt kein Kaffee zu bekommen. — Auch dieſem Mangel weiß ich abzuhelfen. Meine gute Frau (denn ohne Frau müſſen ſie ja nicht reiſen) packt Zucker und Kaffee aus, ich hohle aus meinem Reiſeneceſſaire eine Lampe mit Spiritus gefüllt; ſetze unſere eigene Kanne darauf, und ſiehe, ehe eine halbe Stunde vergeht, haben die lieben Hände, die mich durchs Leben leiten, mir Ermunterung für den Morgen bereitet. Nun lege ich mich ruhig ſchlafen, das Nachtlicht brennend, die Repetiruhr an meiner Seite. Gegen Morgen, zwiſchen

Schlafen und Wachen, greife ich mit geſchloſſe-nen Augen nach der Uhr, laſſe ſie repetiren, ſie ſchlägt drey. Ich ſpringe auf, zünde die Lampe an, ſetze die Kanne darauf, und während mein Kaffee ſich erwärmt, eſſe ich Weintrauben, öffne die Fenſter — ja, ja, ich öffne am achtzehnten Oktober die Fenſter — und lege mich leicht bekleidet mit halbem Leibe heraus, um die milde italieniſche Luft mit vollen Athemzügen einzuſaugen, und die herrliche vom Mond beleuchtete Landſchaft zu überſchauen. Das ſümſende Geräuſch des kochenden Kaffee hinter mir, weckt mich aus ſüßen Träumen, ich verlaſſe das Fenſter mit naſſen Augen, denn ich hatte in der Stille der Nacht, über die beleuchteten Bergzacken hinüber, mit meinen abgeſchiedenen Lieben mich unterhalten; ich ſetze mich, trinke und ſchreibe Ihnen dieſen Brief, ſo ruhig und bequem, als ſäße ich in unſerm lieben Berlin in der franzöſiſchen Straße. Eine halbe Stunde iſt noch Alles ſtill um mich her, dann aber fangen die Glocken der Maulthiere an zu tönen, der Vetturino läßt ſeine Stimme erſchallen, der Wagen wird herausgeſchoben, munter und erquickt ſpringe ich hinein, fahre weiter, habe meine Freude an den Nebelwölkchen, die an den Bergen herumklettern, denke mir, daß es Menſchen ſind, die nach Ruhm jagen, und — drücke der Schöpferin meines häuslichen Glückes die Hand.

20.

F l o r e n z.

Das verdammte g e l b e F i e b e r iſt Schuld, daß ich von dieſer ſchönen, berühmten Stadt nur wenig zu ſagen weiß. Ich blieb da kaum einige Tage, wollte auf der Heimreiſe ihre Merkwürdigkeiten mit Muße betrachten; und ſiehe, da pflanzte ſich mir ein C o r d o n in den Weg, der mich zwar ohne Bedenken h i n e i n, aber ohne eine vierzigtägige Quarantaine nicht wieder h e r a u s gelaſſen hätte. Nun glaube ich aber, wer das gelbe Fieber noch nicht hat, bekommt es aus langer Weile bey einer ſolchen Quarantaine, wo man, in einem öden Hauſe auf der Grenze, an allen Bequemlichkeiten, faſt ſogar am Nothdürftigen, Mangel leidet. Ich tröſtete mich daher mit den Theater = Directoren (Impreſſarien) zu Rom, welche noch weit ſchlimmer daran waren, als ich: denn faſt Alle hatten in dieſem Carneval Sänger und Springer aus dem Toscaniſchen zu liefern verſprochen, und nun las man täglich an den Straßenecken jammernde Anzeigen an das Publikum, welche das gelbe Fieber bey demſelben verklagten, und die Unmöglichkeit erwieſen, ihr Wort zu erfüllen. Ich hingegen habe keinem Leſer mein Wort gegeben, ihm gerade F l o r e n z zu beſchreiben; ich kann ruhig über A n c o n a nach Hauſe reiſen, und das Publikum müßte zufrie-

den ſeyn, wenn ich von Florenz auch nichts weiter erzählte, als daß die Dachrinnen ſo lange auf die Straßen hinauslaufen, daß bey Regenwetter kein Wagen durchfahren kann, ohne fürchterlich getauft zu werden; oder: daß eine Rauchwerkbude da exiſtirt, mit der Ueberſchrift: Sic tenebris Phoebe tegit Solis ora superbi; oder: daß man Kreuze an alle Mauern mahlt, um die Mannsperſonen dadurch abzuhalten, die Häuſer zu vereunreinigen. Ich weiß aber doch etwas mehr von Florenz. Ich habe den Pallaſt Pitti geſehen, welchen die Königin bewohnt, und unter deſſen Porticus der Eſel eingehauen iſt der die Steine zum Bau trug. Wenn doch alle Ehrendenkmähler ſo wohl verdient wären, als dieſes. Der Pallaſt enthielt vormahls eine auserleſene Sammlung von Gemähiden; jetzt iſt es eine ausgeleſene, denn die unerſätliche Kunſtliebhaberey der Franzoſen hat zwey und ſechszig derſelben verſchlungen. Mir gefällt es, daß die Königin überall die leeren Rahmen hat hängen laſſen. Dieſer Anblick, in den beraubten Courzimmern eines Königl. Pallaſtes, muß doch immer für jeden ehrliebenden Franzoſen, der ihn betritt, eine Art von Tortur ſeyn. Doch gibt es auch jetzt noch ſchöne Bilder von guten Meiſtern hier, auch haben glücklicher Weiſe die Plafonds nicht können mitgenommen werden. In den Sommerſälen befindet ſich eine artige Samm-

lung von Statuen, Büſten und Basreliefs. In einem Wohnzimmer der Königin hieng das Portrait des Königs von Spanien, als Jäger mit Hund und Flinte. Die Frauenzimmertracht in Spanien iſt vermuthlich äußerſt kokett, ſonſt würde eine ſo alte Dame, wie die Königin, deren Bild auch hier hängt, ſich gewiß matronenmäßiger haben mahlen laſſen. Uebrigens wird hier bereits merklich, was nachher durch ganz Italien ſich wieder findet: der Mangel an geſchmackvollen Möbeln, an die das Auge ſich im ganzen Norden ſo ſehr verwöhnt hat.

Mit mehr Ehrfurcht noch als den königlichen Pallaſt, habe ich die Kirche zum heiligen Kreuz betreten, denn ſie iſt das Pantheon der Florentiner. Hier ruhen die Gebeine von Michael Angelo, Machiavell, Aretin, Galilei und — ſeit Kurzem auch Alfieri's, dieſes Tacitus unter den dramatiſchen Dichtern. Noch iſt ſein Grabmal ungeſchmückt, aber der erſte Künſtler ſeiner Zeit, Canova, arbeitet bereits an einem ſeiner würdigen Denkmale. Machiavells Grabſchrift lautet: Tanto nomini nullum par Elogium Nicolaus Machiavelli. — Ein Aaron von Marmor in der prächtigen Nicoliniſchen Kapelle hat meinen Blick gefeſſelt. Außerdem iſt mir die ſeltſame Idee aufgefallen, wie ein Künſtler verſucht hat, die Jungfrauſchaft darzuſtellen, die ſich doch wohl eigentlich

nur durch große Reinheit der Geſichtszüge andeuten läßt. Ein ſchönes Weib von Marmor, an dem ein Einhorn herauf ſpringt, das ſoll die Jungfrauſchaft vorſtellen. Wie kommt das Einhorn zu dieſer Repräſentation? Faſt ſollte man vermuthen, der Schalk von Künſtler habe ſich luſtig machen wollen.

Tapezirte Kirchen ſind ſelten; wer eine zu ſehen Luſt hat, der gehe in die Dominicaner-Kirche, die ſehr drollig mit ſeidenem Zeug, gelb und roth geſtreift, tapezirt iſt. Die Mönche des dazu gehörigen Kloſters haben eine vortreffliche Apotheke, die, durch ſorgfältige Zubereitung der Arzeneyen und Wohlfeilheit derſelben, gewiß vielen Nutzen ſtiftet. Sonderbar iſt es freylich, daß Mönche hier auch für weibliche Eitelkeit arbeiten, denn ſie verfertigen allerley Schönheitswaſſer, Pommaden, Käſtchen mit wohlriechenden Dingen angefüllt u. dgl. m. Wer nach Rom reiſet, verſehe ſich hier mit einem vortrefflichen Eſſig; in der Gift hauchenden Campagna romana wird er ſeiner bedürfen.

Die Kirche S. Marco imponirt durch ihre Façade. Hier liegt der berühmte Politian begraben, von dem die Inſchrift ſagt: er habe drey Zungen in einem Kopfe gehabt. Vermuthlich hat er drey Sprachen verſtanden; aber die Italiäner müſſen Alles hochtrabend ſagen. So heißt es auch in eben dieſe

Kirche von einem Prinzen von Mirandola, er ſey im zwanzigſten Jahre ein Wunder von Gelehrſamkeit geweſen, und man habe ihn gekannt am Tagus, Ganges, ja vielleicht bey den Antipoden. Ich Unglücklicher hatte vorher nie etwas von dem Wundermanne vernommen.

Die Kirche dell' Annunziata herbergt Bandinelli's Leichnam und eines ſeiner vorzüglichſten Kunſtwerke, das aber keinen Eindruck auf mich gemacht hat. Es iſt ein todter Chriſtus in Marmor, den Gott Vater, ein kleiner, alter, langbärtiger Mann mit einer unangenehmen Phyſiognomie, auf ſeinen Knieen hält. In dem Porticus vor der Kirche hat Andrea del Sarto ſich ein Grabmal verdient, weil er den ganzen Porticus al Fresco gemahlt und auch mehrere ſeiner Meiſterwerke in die Kirche ſelbſt geliefert hat.

Die höchſte Pracht in Marmor und edlen Steinen findet man in der in ihrer Art einzigen, obwohl unvollendeten Begräbniß-Kapelle des Hauſes Medicis, von Michel Angelo erbaut. Sie iſt unter andern ringsumher mit den Wappen der Toskaniſchen Städte verziert, die alle in ihren natürlichen Farben mit edlen Steinen ausgelegt, und vortrefflich gearbeitet ſind. Köſtlicher noch ſind die Statuen von Michel Angelos Meiſterhand: Mor-

gen, Tag, Dämmerung und Nacht. Mehrere Mediceer ruhen hier unter koſtbaren Grabmälern, auch der Gemahl der ſchönen Bianca Capello, die einſt Meißner uns ſo lieb zu machen wußte. Die Bildſäule ſeines Bruders und Mörders ſteht ihm gegen über. Ich enthalte mich einer weitern Beſchreibung dieſer Kapelle, die vermuthlich ſchon hundert andere vor mir geliefert haben. Ferdinand I. hatte den ſeltſamen Plan, das ganze heilige Grab aus Jeruſalem hieher transportiren zu laſſen: die Türken gaben es aber nicht zu.

Die Taufkirche zu St. Johann iſt achteckig, darum manche glauben, ſie ſey vormahls ein Heidentempel geweſen. Es iſt höchſt ſeltſam, daß nicht allein alle Kinder, die in der Stadt, ſondern auch alle, die auf dem Lande um Florenz gebohren werden, in dieſer Kirche getauft werden müſſen. Für die Landleute iſt das doch in der That ſehr beſchwerlich. Wir wohnten einer ſolchen Taufhandlung bey, und bewunderten die hohe Andacht des Landvolks. Dieſe Kirche hat Thüren von Bronze, die ſo ſchön ſind, daß Michel Angelo zu ſagen pflegte: ſie verdienten die Thüren des Paradieſes zu ſeyn. Ein Paradies ſollte aber eigentlich gar keine Thüren haben.

Die ſogenannte Loge (Loggia) — ich weiß nicht, wozu ſie eigentlich iſt oder gebraucht wird — iſt ein Porticus, den mehrere Meiſterwerke

neuerer Künſtler zieren, unter andern der Perſeus von Benvenuto Cellini, in Bronze, von welchem Göthe ſo viel Weſens macht, der aber doch gewiß dem Perſeus von Canova weit, weit nachſteht. Dieſer hier iſt freylich grade ſo ſteif, wie die Göthiſche Schule es von großen Kunſtwerken fordert. Eine Judith von Donatello ſcheint mir noch weniger bedeutend, auch der Gegenſtand äußerſt unglücklich gewählt. Der Sabinerraub, eine Gruppe von Johann von Bologna möchte wohl das Beſte hier ſeyn. — An einer Mauer lieſt man, daß die Florentiner den Eigenſinn hatten, noch bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, ihr Jahr am fünf und zwanzigſten März anzufangen. Auf dem benachbarten Platze ſieht die Bildſäule zu Pferde in Bronze, von Cosmus I., ein ſchönes Werk von Johann von Bologna; beſonders haben mir die Basreliefs am Piedeſtal gefallen, welche merkwürdige Begebenheiten und Thaten aus Cosmus Leben darſtellen. — Der Brunnen nicht weit davon, mit dem coloſſalen Neptun, fällt ſehr in die Augen, weiter weiß ich nichts davon zu ſagen. —

Auch der koſtbarſte Schatz, den Florenz beſitzt, ſeine Gallerie, iſt ſchon von Schriftſtellern aller Nationen beſchrieben und geprieſen worden; ich darf mich alſo nur kurz faſſen, und muß es thun, da ich ſie leider nur flüchtig beſehen habe. Ihre Stiftung verdankt Florenz,

wie ſo vieles Andere, der Familie Medicis, deren Glieder in mehrern Jahrhunderten ſich um die Wette bemüht haben, ſie zu vergrößern und zu verſchönern. Manche thaten es freylich wohl nur aus Prahlſucht, aber es gab auch viele unter ihnen, die wirklich Kenner und Liebhaber der Künſte waren. Lorenz Medicis war mit Michel Angelo befreundet, und gründete für Mahler und Bildhauer eine Akademie, welche der berühmten Florentiniſchen Schule das Daſeyn gab. Cosmus I. ließ im ſechszehnten Jahrhundert von Vaſari das herrliche Gebäude errichten, das der Fremde noch jetzt bewundernd durchwandelt. Mehr noch vielleicht that der Großherzog Leopold, da er das Intereſſe ſeiner Familie von dem des Staats ſchied, die Gallerie für ein Eigenthum des letztern, und folglich der Nation erklärte. Im Jahr 1800 war man ſo klug, die vorzüglichſten Statuen und Gemählde nach Sicilien in Sicherheit zu ſchicken; ſie ſind aber kürzlich alle wohlbehalten zurück gekommen, weil man glaubt, das Ungewitter ſey nun vorüber. Ich möchte doch nicht dafür haften, daß ein Sturm in den obern Regionen es nicht plötzlich zurückführen könne. — In der Vorhalle ſtehen die Büſten der Fürſten, welche die Gallerie bereichert haben. Dieſe Auszeichnung verdienten ſie allerdings, wenn nur nicht die meiſten ſo unangenehme, völlig kunſtwidrige Phyſiognomien hätten. Die

Gallerie beſteht, außer vielen Sälen und Zimmern, aus drey unabſehbaren Gängen, deren zwey weit über vierhundert Fuß meſſen; der dritte, verbindende, iſt etwas kürzer. Die Plafonds ſind merkwürdig für die Geſchichte der Kunſt, ſo wie die Gemählde in dem kürzern Gange für die Toskaniſche Geſchichte überhaupt. Alle merkwürdigen Männer dieſes Landes ſind hier verewigt, jede Art von Verdienſt hat ihren Platz gefunden. Hier Lorenz Capponi, der in einer Hungersnoth viertauſend Arbeiter unterhielt; dort Americus Veſputius, der dem einen Welttheile ſeinen Nahmen gab; hier der Philoſoph Machiavel, dort der unſterbliche Galilei. Unter den Dichtern ſind Dante und Petrarca, unter den Bildhauern Michel Angelo und Bandinelli nicht vergeſſen. Die Reihe der Mahler zieren Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto. Auch die durch ihre Schriften über den Ackerbau ſich auszeichneten hat man mit Recht einer ſolchen Ehre würdig gehalten. — Dicht unter dem Plafond iſt eine ſchöne Kette von fünfhundert Bildniſſen berühmter Männer, chronologiſch geordnet, worunter auch mehrere Cardinäle und Theologen ſich befinden. — Ich übergehe ein Dutzend Sarkophagen mit Stillſchweigen, deren Basreliefs zu beſchreiben, allein ein Buch erfodern würde, und eile zu der ſehr vollſtändigen Sammlung antiker

Büſten der römiſchen Kaiſer und ihrer Familien. Es ſind ſehr wenige darunter, deren Aechtheit man in Zweifel zieht, und man hält die Sammlung für vorzüglicher, als ſelbſt die des Capitols. Hier iſt Julius Cäſar noch ohne Lorbeerkrone, welche er ſpäter ſo gern trug, weil der große Mann die Schwachheit hatte, ſich ſeines Kahlkopfs zu ſchämen. Hier iſt die ſchöne Julia, Auguſts unkeuſche Tochter, und Meſſalina, deren Nahme ein Schimpfwort für Frauenzimmer geworden. Hier iſt Otho, deſſen Büſten noch ſeltner ſind, als ſeine Gold- und Silbermünzen, und deſſen Kopf ſo ganz haarlos war, daß ſein Mörder ihn nicht faſſen konnte, ſondern in ſeinen Mantel wickeln mußte. Winkelmann rühmt dieſe Büſte als eine der vollendeteſten. Hier iſt Vitellius, deſſen behaglicher Phyſiognomie man es wohl anſieht, daß er in weniger als einem Jahre neun Millionen Seſtertien für kleine Soupers verſchwendete. Drey Büſten von dem guten Marc Aurel ſtellen als Jüngling und Mann ihn dar. Kein Wunder, daß es ſeiner Büſten ſo viele giebt; ein gleichzeitiger Schriftſteller ſchreibt: man habe denjenigen für gottlos gehalten, der nicht ein Bild von dieſem geliebten Kaiſer unter ſeine Hausgötter geſtellt habe. Eine ſchöne Büſte von Caracalla nennen Kenner den letzten Seufzer der Kunſt. Mir war ſie merkwürdig durch den auf die Schulter hängenden

Kopf; der Thor meinte, wenn er den Kopf ſchief trüge, ſo gleiche er Alexander dem Großen. Es gibt noch genug ſolche Thoren. — Würde und Keuſchheit umſchleyern den Kopf der Aquilia, einer Veſtalin, die vermuthlich wider Willen den ſchwelgenden Tyrannen Heliogabalus heurathen mußte, der ſich einen Sonnenprieſter log, und unter dieſem Vorwande das Bündniß erzwang. — Sehr ſelten iſt die Büſte des Alexander Severus, nur eine befindet ſich noch im Muſeum zu Rom, und dieſe erſt kürzlich zu Ofricoli ausgegraben. Warum haben die Künſtler ſeiner Zeit einen Monarchen nicht häufiger abgebildet, der Philoſoph, Dichter, Mahler, großer Feldherr, und — was mehr als alles iſt — ein trefflicher Fürſt war? — Noch ſeltener faſt iſt der Kopf der Tranquilla oder Tranquillina, Kaiſer Gordians Gemahlin, die wohl den Nahmen mit der That geführt haben mag, denn dieſe Phyſiognomie ſpricht die lauterſte Sanftmuth und Seelenruhe.

Ich führe jetzt den Leſer zu einigen der vorzüglichſten Statüen. Ein Satyr oder Pan, der einen Jüngling die Flöte blaſen lehrt, iſt ſo ſchön, daß manche glauben, es ſey einer von den drey Satyren, deren Plinius mit ſo großem Lobe erwähnt. — Eine äußerſt ſeltene Bildſäule (weil ſie gar keiner Reſtauration bedurfte,) eine Veſtalin. Ihr Haar birgt der Schleyer. Die

Alterthumsforſcher ſtreiten darüber, ob die Veſtalinnen, nachdem ihnen die Haare abgeſchoren worden, es wieder wachſen ließen oder nicht? Dieſe Statüe könnte vielleicht den Streit entſcheiden, wenn es nur erſt gewiß wäre, daß ſie eine Veſtalin vorſtellen ſoll. Aber ſo geht es mit den meiſten Antiken, der Eine macht dies, der Andere jenes daraus. Lanzi behauptet, es ſey eine Plautine. — Venus von Belvedere hielt vormahls einen Apfel in der Hand, da aber die Venus von Medicis, die ſonſt auch hier war, eine Wanderſchaft angetreten, ſo hat man, zur Erinnerung, dieſer Venus die Arme abgebrochen, und ein paar neue angeſetzt, welchen man die Biegung der mediceiſchen gegeben. Ich finde das ſehr drollig. Die Statüe wird übrigens dem Phidias zugeſchrieben. — Bachus, der ſich auf einen jungen Faun ſtützt — äußerſt lieblich! An den Baumſtamm daneben iſt eine Flöte mit zehn Röhren gelehnt, wie man ſie ſonſt nirgend ſieht. — Einer hübſchen, weiblichen Figur mit einer Gans, erwähne ich bloß deshalb, weil man dieſe Darſtellung auch noch öfters in dieſer und andern Gallerien antrifft, und ſie bis jetzt für eine Leda mit dem Schwane ausgegeben hat. Eine Gans iſt aber kein Schwan, und ein Gelehrter hat bewieſen, daß Venus Lamia auf dieſe Weiſe abgebildet wurde. — Venus Anadiomene, aus dem Waſſer ſtei-

gend, wie auf dem berühmten Gemählde des Apelles, deſſen Plinius gedenkt — ein reizendes Weib, von einem glühenden Meißel dargeſtellt. — Recht fleiſchermäßig hingegen iſt die Idee, wenn ſie gleich antik ſeyn ſoll, einen geſchundenen Marſyas aus einem röthlichen Marmor zu verfertigen, der dem geſchundenen Fleiſche in der That ſo ähnlich ſieht, daß man das Auge ſchnell weg wenden muß. — Ein Bachus von Michel Angelo hat mir doppelte Freude gemacht, weil man ihn einſt um hohen Preis für antik gekauft hat. Ich glaube wahrhaftig, man iſt noch immer ſchwach genug, ſich dieſes Irrthums zu ſchämen. — Der famöſe Laocoon — iſt zwar nur eine Copie von dem durch den Krieg nach Paris verſetzten, aber eine herrliche Copie, von Bandinelli im ſechszehnten Jahrhundert verfertigt. Und am Ende iſt ja der Pariſer doch auch nur eine Copie, denn er iſt zuſammengeſetzt, und das Original ſoll aus einem einzigen Block beſtanden haben. — Ein ſchöner achteckiger Saal enthält diejenigen Statüen, welche für die koſtbarſten geachtet werden. Das Piedeſtal, auf welchem einſt die mediceiſche Venus ſtand, iſt leer, man glaubt die Stelle nie wieder ausfüllen zu können; ich meine, man dürfte es nur Canova auftragen, und ich wette mit meinem Urenkel, daß nach ein paar hundert Jahren eine Statüe

von Canova den Platz rühmlich ausfüllen wird. Im Kreiſe umher ſtehen: der graziöſe Apollino, der ſogenannte Schleifer (aus dem die Gelehrten nicht wiſſen was ſie machen ſollen), die Ringer (die man wegen ihres Muskelſpiels hoch preiſet) und der Faun, den man Praxiteles zuſchreibt, und ihn ſo oft abgeformt hat, daß er endlich Flecken davon im Geſicht bekommen. Es iſt alſo wohl verzeihlich, wenn man mit der Erlaubniß des Abformens ſchwürig iſt. — Von dem famöſen Hermaphroditen ſchweige ich ganz. Es iſt ein ſehr alberner Gegenſtand für die Kunſt, wenn er auch noch zehnmahl ſchöner behandelt wäre. Endlich betrete ich auch noch den Saal, in welchem man die große Gruppe der Niobe aufgeſtellt hat, und bekenne, daß meine Erwartung hier ſehr getäuſcht wurde. Es iſt doch eine vermaledeyte Sache um das Nachbeten. Warum muß denn immer Alles dem Winkelmann nachgebetet werden? Da hat er ſich, Gott weiß in welcher Begeiſterung, vor die Niobe hingeſtellt, und hat in ihren Zügen eine Menge Dinge geleſen, von welchen nicht ein Wort darin ſteht; von Schmerz vollends keine Sylbe, auch nicht von dem erhabenſten. Etwas ruhiger Trotz, ziemlich flach ausgedrückt, das iſt der Charakter dieſes Kopfes. Man verſuche es nur einmahl und gebe hundert verſtändigen Leuten den Kopf allein zu beurtheilen; wenn

ſie ihn vorher nie geſehen haben, ſo wette ich, keiner würde ihn für den Kopf einer Mutter erklären, deren Kinder eben umgebracht werden. Mehrere unter den Statuen der Kinder ſind doch auch ſehr mittelmäſſig, und man weiß ja nicht einmahl, ob ſie alle dazu gehört haben; noch weniger, wie ſie gruppirt geweſen. Das Gewand der einen Tochter iſt ſo dünn auf dem Rücken gefaltet, daß es gerade ſo ausſieht, als ſey ſie gegeißelt worden, und die Striemen ſeyen noch geblieben. Iſt das auch ſchön? —

Ich wende mich zu den Gemählden. Es giebt da zuerſt eine Sammlung von alten Bildern, die freylich wenig anderes Verdienſt haben, als daß ſie im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhundert gemahlt worden ſind. Unter andern der Mönch Schwarz, wie er in ſeinem Laboratorio ſitzt und das Pulver erſindet. In dem Mörſer lieſet man: Pulvis excogitatus 1354 Daniel Bartoldo Schwartz. Das Bild iſt von einem Coppi gut gedacht und gemahlt. — Ein Gemählde, welches die Unſchuld des erſten Weltalters vorſtellen ſoll, beweiſet, welche Begriffe man ſich damahls von Unſchuld machte: die Kinder ſtehen nackend da, und p— ins Waſſer. — Eine Judith, die eben dem Holofernes den Kopf abſägt, iſt von einem Frauenzimmer (!) gemahlt, Nahmens Artemiſia Lomi. Dieſe Judith treibt ihr Henkerswerk ſo con amore,

daß die Mahlerin, die im Stande war, ein ſolches Bild zu mahlen, wenigſtens das Zuchthaus verdient hat. — Sehr lieblich hingegen iſt Lucretia, Gattin des Andrea del Sarto, der man es wohl anſieht, daß der Pinſel eines liebenden Gatten ſie mahlte. — Einen Chriſtus am Grabe bemerke ich bloß, weil er mich den Lehrer des großen Albert Dürer kennen lehrte, er hieß Michel Wohlgemuth. — Der Waſſerfall von Tivoli iſt hier von Wutky gemahlt, der auch vergeſſen hat, daß man einen Waſſerfall nie mahlen ſollte. — Die Porträts des einzigen Vandyk möchte ich Alle nennen, doch zeichne ich vorzüglich das ſeiner alten Mutter aus. Hier ſcheint kindliche Liebe ſeine Kunſt zu krönen. — Albano ſollte keine Kinder mahlen, die dem kleinen Chriſtus die Marterwerkzeuge darreichen; es ſind doch keine Engel, alle ſeine Kinder ſind Amoretten, und für dieſe ſchicken ſich ſolche Attribute nicht. — Eine Madonna, die ihr Kind ſäugt, von Leonardo da Vinci, eine andere von Saſſo Ferrato, eine Scene aus dem Arioſt von Guido Reni, mehrere Porträts von Andrea del Sarto, die Marquiſe de Sevigné und ihre Tochter, an welche ſie ſo ſchöne Briefe ſchrieb, von Mignard, der Theſeus von Pouſſin, das Opfer der Iphigenia von Lebrün, der Dichter Rouſſeau von Largilliere, ein Kopf von Denner, mehrere Bilder

von

von Albert Dürer, Rubens, Holbein; Doctor Luther und ſeine Frau von Lucas Cranach; eine Geburt Chriſti von Vanderwerff (die durch allzugroßen Fleiß ein wenig kalt ſcheint) — ich ſollte hier auch von Rembrandts ſchwarzen Bildern ſprechen, aber ich thue es nicht — die herrlichen Kindergruppen von Albano, drey Gemählde von Raphael, in welchen man Anfang, Fortſchritt und höchſtes Ziel ſeiner göttlichen Kunſt bewundert, (das dritte, berühmteſte, iſt Johannes in der Wüſte), die hochgeprieſene — nach meiner Empfindung zu hochgeprieſene Venus von Tizian — das iſt es, was von mehrern tauſend Gemählden mir vorzüglich im Gedächtniß geblieben. Dadurch will ich aber keinem der übrigen ſeinen Werth abſprechen; es iſt nur nicht möglich, in einem ſo herrlich blühenden Garten alle Blumen zu pflücken. — Nun noch ein Wort von der Sammlung von Porträts berühmter — und zuweilen auch unberühmter Mahler. Sie iſt einzig. Gegen dreyhundert Mahler haben ſich ſelbſt abkonterfeit, ohne diejenigen zu zählen, deren Portaits von Andern gemacht worden ſind. — An Zeichnungen iſt die Gallerie gleichfalls ſehr reich. Um ſie zu ſchätzen muß man Kenner ſeyn, denn von Kennern ſehe ich oft ein paar der Kreuz und Queer gemachte Striche bewundern, die mir ſehr unbedeutend ſchienen. Das einzige wirklich

Lehrreiche ſind die Veränderungen und Verbeſſerungen (man nennt ſie in der Kunſtſprache pentimenti, Bereuungen), die ein großer Meiſter etwa in ſeiner Zeichnung angegeben hat. — Die Kupferſtich-Sammlung ſteht den übrigen nicht nach. Unter andern findet man hier alle Kupferſtiche von Albert Dürer. — Für die etruſciſchen Vaſen habe ich keinen Sinn und übergehe ſie daher mit Stillſchweigen. Weit mehr haben mich die antiken Bronzen intereſſirt; eine Menge kleiner Hausgötter, Thiere, ein römiſcher Adler, der einſt der vier und zwanzigſten Legion als Fahne diente, eine offene Hand (manipulus) zu gleichem Gebrauche für eine Compagnie; eine Mauerkrone, Helme, Sporn, Schnallen, Ringe, Halsbänder, Spiegel von Metall, unzählige Lampen von allen Formen, Hausgeräth, Dreyfüße, Schlöſſer, Schlüſſel u. ſ. w. Hier iſt auch ein altes Manuſkript in Wachs, die Ausgaben eines Tages enthaltend, welche Philipp der Schöne auf einer Reiſe machte. — Eine herrliche etruſciſche Antike iſt die Statüe eines Redners in Bronze. Der griechiſche Styl mag freylich kunſtreicher ſeyn, aber edler, erhabener war er gewiß nicht. — Unter den modernen Bronzen nenne ich nur den berühmten Mercur von Johann von Bologna, der auf dem Hmauche eines Zephyrs ſich in die Luft ſchwingt. — Die griechiſchen und la=

teiniſchen Inſchriften, egyptiſche Monumente u. ſ. w. würden Tage und Wochen erfordern, wenn man auch nur die intereſſanteſten herausziehen wollte. — Das iſt auch der Fall mit den Cameen, geſchnittenen Steinen u. ſ. w., von welchen allein ein Catalog in zehn Foliobänden vorhanden ſeyn ſoll! — Die Münzen und Medaillen habe ich nicht einmahl geſehen, denn wahrlich! hier iſt gar zu viel zu ſehen; und zwar Alles gratis; durch einen Anſchlag an den Thüren wird jeder Fremde erſucht, Niemanden etwas zu geben, und durch ein Geſetz iſt allen Beamten, vom erſten bis zum letzten, auf das ſtrengſte unterſagt, irgend etwas anzunehmen, es beſtehe in Gold oder andern Geſchenken. — Sehr ſelten möchte ich die Italiener den Deutſchen zu Muſtern empfehlen, wohl aber in dieſem Falle.

Auch die Theater zu Florenz habe ich beſucht. Das Vornehmſte heißt della Pergola, von der Straße, in welcher es gelegen. Dieſe Art, die Theater zu benennen, iſt überhaupt Sitte in ganz Italien. Der Saal iſt groß und ſchön, hat fünf Reihen Logen übereinander, iſt aber ſchlecht beleuchtet. Wer hier ein Opernbüchlein kauft, thut es eben ſo vergebens als in Berlin, er müßte es denn zu Hauſe leſen wollen. Ich ſah hier eine Opera seria, Olympia, Tochter der Statira, Wittwe Alexander des Großen

und Oberprieſterin im Tempel zu Epheſus. Der Verfaſſer des ſchlechten Gedichts hat ſich nicht genannt, aber der Componiſt heißt Paganini, und hätte auch wohl gethan, ſich nicht zu nennen. Die erſte Sängerin, Roſa Pinotti, ein ſehr junges und hübſches Mädchen, das recht artig ſingt, nur eben noch keine prima Donna iſt; ihre Stimme hat noch nicht Umfang genug. Neben ihr ſtand ein ſchlechter Caſtrat, Marzochi, deſſen Stimme ſehr ſchwach zu ſeyn ſchien. Der Tenor wurde gar vom Publikum laut ausgelacht, und erweckte Mitleid. Den Mahler Tarchi muß ich rühmen, die Dekorationen waren vortrefflich; auch das Orcheſter ſehr brav, wenn gleich kein Pariſer.

Bey jeder Opera seria werden den ſchauluſtigen Italiänern zwey Ballets aufgetiſcht. Das erſte folgt nach dem erſten Act der Oper. Dann wird der zweyte Act geſungen, und endlich mit dem zweyten Ballet geſchloſſen. Ich ſah Catharina von Caluga, eine ruſſiſche Geſchichte in fünf Acten; worin freylich gegen das ruſſiſche Coſtüm oft gar wunderlich verſtoßen war. Catharina wurde im Schlitten entführt, als aber ihr Räuber mit ihr über eine Brücke fuhr, brach dieſe entzwey, und beyde zuſammt dem Pferde, ſtürzten herab in den Fluß, wo ſie von Bauern aufgefiſcht wurden. Der Balletmeiſter heißt Panzieri, und mag leicht einer der geſchickteſten ſeyn, die ich in Italien angetroffen. Auch die erſte

Tänzerin, Chiari, erhielt großen, gerechten Beyfall. Vorzüglich zeichnete ſich eine Groteske aus, die größte Meiſterin in der Pantomime, die ich jemahls ſah, ſie hieß Montani oder Angiolini. Daß ich ihren Nahmen nicht ſicher anzugeben weiß, kommt von einer ſonderbaren, in Eitelkeit und Eiferſucht gegründeten Gewohnheit der Italieniſchen Sänger und Tänzer. Wenn nähmlich mehrere Anſpruch auf gleiche Verdienſte machen, ſo weiß der Directeur, um keinen zu beleidigen, ſich nicht anders zu helfen, als daß er ihre Nahmen entweder in einem Cirkel, oder in einem Kreutz drucken läßt, ſo daß man nicht weiß, wo man zu leſen anfangen ſoll. Zum Ueberfluß ſteht noch darüber: a perfetta vicenda (vollkommen gleich), obwohl es faſt nie wahr iſt. Zuweilen zeigt der Directeur auch an, daß er die Nahmen nach dem Looſe aufeinander folgen läßt. Man ſieht, daß die Impreſſarien in Welſchland, eben ſo, wie die Directeurs in Deutſchland, unaufhörlich mit der ungeheuern Eitelkeit ihrer Untergebenen zu kämpfen haben. Sie müſſen ferner auf ihren Anſchlagzetteln nicht allein alle Mitglieder des Orcheſters, nicht allein Mahler und Maſchiniſten, ſondern auch den Manns- und Frauenſchneider nennen. Dießmahl hatten die letztern es wohl verdient, denn die Garderobe war wirklich ſehr ſchön, ſo wie das ganze Ballet unter die vorzülichern gehörte.

So wohlfeil die Italieniſchen Theater für diejenigen ſind, welche das Parterre beſuchen, ſo entſetzlich theuer kommen ſie denen zu ſtehen, welche Logen miethen müſſen. Denn Erſtens iſt der Preis der Loge ſelbſt ſehr hoch; hat man aber den bezahlt, ſo hat man dadurch noch nicht das Recht erhalten hinein zu gehen, ſondern man beſitzt bloß den Schlüſſel, der zu gar nichts hilft, wenn man nicht an der Thür auch noch ein Entreebillet gelöſt hat. Ja, in manchen Städten, z. B. in Rom, muß man ſogar noch für den Bedienten bezahlen, der draußen vor der Loge bleibt. Endlich iſt man darin und ſetzt ſich. Aber die Stühle ſind hart; will man weich ſitzen, ſo muß man vom Logenſchließer Kiſſen miethen, die derſelbe ſtets vorräthig hat. Wer nun ſeine Dame etwa noch mit Eis und andern Erfriſchungen bedient, der wird ſich nicht wundern, wenn er am Ende für ein einziges Schauſpiel fünf holländiſche Ducaten ausgegeben hat. Am erſten und zweyten Abend, bey Eröffnung der Bühne, ſind die Preiſe noch weit höher.

Im Theater del Cocomero ſah ich eine ſo gute Opera Buffa, als ſie mir nachher in Italien nicht mehr vorgekommen iſt: Le Cantatrici villane, herrliche Muſik von Fioravanti, ein ziemlich glückliches Gedicht, eine Sängerin (Bertini) die zwar nicht jung mehr war, aber vor-

trefflich ſang, und einen Buffo (Bonfanti) der ohne Widerſpruch einer der vortrefflichſten Buffos iſt, den die Italiäniſche Bühne jetzt beſitzt. Auch alle übrigen trugen das Ihrige redlich bey, mir einen ſehr genußreichen Abend zu verſchaffen. Die Ballette bedeuteten nicht viel, waren aber auch nicht ſchlecht. Unter den Grotesken befand ſich eine, mit einem ſeltſamen frommen Vor- und Zunahmen, ſie hieß nehmlich Signora Annunziata Evangeliſti. — Die Neugier verleitete mich, noch ein drittes Theater zu beſuchen, ich bezahlte ſie aber theuer, denn es war unter der Critik.

21.

Zwiſchen Florenz und Rom.

Bis Siena iſt die Gegend ſehr ſchön, dann aber ſieht man nur nackte Berge, zerriſſene Felſen, etwas Kornbau, auf weiten Strecken keinen Baum. Eſel tragen in kleinen Körben ſehr mühſam Sand auf die Chauſſee. Arme ſammeln den Miſt vom Wege. Die Betteley iſt äußerſt beſchwerlich, und überſteigt alle Vorſtellung. Wenn der Wagen eines Fremden ſich nur in der Ferne blicken läßt, ſo eilt der Hirt von ſeiner Heerde, der Bauer vom Pfluge, und wirft ſich ſchreyend den Vorüberfahrenden in den

Weg. — An Faſttagen iſt man in dieſen Gegengen übel berathen, man erhält nichts, als Eyer, harten Schaafskäſe, Trauben, Kaſtanien, und ſtinkenden Seefiſch. — In der Domkirche zu Siena iſt ein berühmter Fußboden, mit Geſchichten des alten Teſtaments ausgelegt. Vormahls ſtand auch eine Gruppe der drey Grazien darin. — Gute Gemählde muß man in Siena nicht mehr ſuchen, die Franzoſen haben ſie ſchon gefunden. — Die heilige Catharina von Siena iſt weniger durch ihre Wunder, als durch unſern Wieland berühmt geworden. — Den Weintrinkern zur Warnung ſchreibe ich eine ſeltſame Grabſchrift aus einer hieſigen Kirche ab: „Wein gibt „Leben, mir gab er Tod. Nüchtern konnte ich den „Morgen nicht ſchauen. Jetzt durſten die Knochen. „Wanderer! beſprenge das Grabmahl mit Wein, „leere dann den Kelch und geh! Lebt wohl ihr „Trinker!“ — In Buonconventu hatte ich das Glück ein Erdbeben zu erleben, eine Erſcheinung, die in dieſen Gegenden ſehr häufig ſeyn ſoll. Mein Bett wurde um Mitternacht ſehr merklich erſchüttert, ſo daß ich augenblicklich davon erwachte. Doch unbekannt mit Erdbeben traute ich meinen Sinnen nicht ganz, und ſchlief wieder ein. Am andern Morgen erfuhr ich aber, daß mein Gefühl mich nicht getäuſcht hatte, und freute mich, dieſe wirklich einzige Empfindung in ihrer Art auch geſchmeckt zu haben. Wenige

Tage nach meiner Abreiſe, war das Erdbeben ſo ſtark zurückgekehrt, daß mehrere Häuſer davon beſchädigt wurden, und die Einwohner ins freye Feld flohen. Viel unterirdiſches Feuer wüthet noch in den Apenninen, und droht vielleicht nahen Ausbruch. —

Radicofani liegt auf einem ungeheuern Berge, den man ſtundenlang auf- und niederklimmt. Ein kleiner Ort rechter Hand, Chiuſi, war vormahls Porſenna's Reſidenz und hieß Cluſium. — Hinter St. Lorenzo iſt die Straße mit Trümmern, Ruinen und Höhlen beſäet, die eine verzweifelte Aehnlichkeit mit Räuberhöhlen haben, und wo ich keinem Reiſenden rathen möchte, bey Nachtzeit zu fahren. Selbſt am Tage iſt der Weg ſchauerlich, man legt ihn ſchweigend zurück, und der Vetturino treibt ſeine Maulthiere leiſer an — Bolſena iſt ein Neſt, an einem See liegend, der ungeſunde Dünſte aushaucht. Hier, erzählt man, iſt das Wunder geſchehen, welches dem Frohnleichnamsfeſte ſein Daſeyn gab, da nähmlich eine Hoſtie in Blut verwandelt wurde. Hier wachſen die ſüßen Weine von Orvietto, der mir beſſer geſchmeckt hat, als ſein Nachbar, der berühmte Est-Wein von Montefiascone. Jeder Schulknabe kennt die Geſchichte, wie ein Diener vor ſeinem trinkluſtigen Herrn vorausreiſen, die Weine koſten, und ihm immer diejenigen Fäſſer mit dem Worte Est

bezeichnen mußte, die er für würdig hielt von demſelben angezapft zu werden. In Monteſiascone ſchrieb er das Est dreymahl, und hatte auch den Geſchmack des Herrn ſo wohl getroffen, daß dieſer ſich todt darin ſoff, worauf ihm die bekannte Grabſchrift geſetzt wurde, (die noch exiſtirt): Est est est, propter nimium est Dominus N. N. mortuus est. Ich darf prophezeyen, daß heut zu Tage kein Feinzüngler in Monteſiascone ſich todt trinken wird. Der Wein iſt ſüß und fade. — Ronciglione iſt ein armes Städtchen, in welchem von drey Häuſern immer eines in Trümmern geſchoſſen worden iſt, aus Rache, weil im letzten Kriege hier ein paar Franzoſen umgebracht wurden, die man vermuthlich nicht gutwillig wollte plündern und Weiber ſchänden laſſen. — Viterbo iſt eine ſchmutzige große Stadt, mit kleinen Fenſtern, die alle blind und ſchmutzig ſind, oft auch nur aus geöltem Papier beſtehen. Ueberhaupt gilt das ſo ziemlich von allen Fenſtern in ganz Italien. Die Frauenzimmer in Viterbo hüllen ihre Köpfe, wenn ſie ausgehen, in große rothſeidene Tücher mit breiten ſchwarzen Rändern, welches recht artig ausſieht. — Schon in einer Entfernung von zwanzig und mehreren Meilen von Rom, verkündigt von Zeit zu Zeit ein mephitiſcher Geſtank die weiland berühmte Campagna romana, und nun erblickſt Du, bis unter die Mauern

von Rom, nichts als Spuren des Müſſiggangs. Selten wirſt Du ein kleines Stück angebautes Land gewahr. Alles liegt öde und wüſt; nur große Schaafheerden begegnen Dir oft, und zuweilen verräth plötzlich ein lieblicher Kräuterduft die unbenutzte Kraft des Bodens. Weit öfter hingegen mußt Du Deine Zuflucht zu dem Florentiner Eſſig nehmen, weil der peſtilenzialiſche Geruch Dir den Athem zu rauben droht. So fand ich es im Spätherbſt; im Sommer iſt die Luft tödtend, verbreitet ihren ſchädlichen Einfluß bis in die Stadt, und rafft jährlich Tauſende hinweg.

Wenn man, ſchon als Schulknabe, Rom ſo oft die Stadt der ſieben Hügel hat nennen hören, ſo bildet man ſich ein, man werde dieſe ſieben Hügel ſchon von Ferne unterſcheiden. Das iſt aber nicht der Fall. Rom ſcheint ſo flach da zu liegen als Berlin; nur die Kuppel der Peterskirche erhebt ſich aus der grauen Häuſermaſſe. Das kommt wohl zum Theil daher, daß der Boden von Rom wenigſtens um fünfzehn Fuß höher geworden iſt, als er vor zweytauſend Jahren war. Das erſte Denkmal aus grauer Vorzeit, welches den Reiſenden auf einige Minuten feſſelt, iſt ein altes römiſches Grabmahl, gewöhnlich das Grab des Nero genannt, ob man gleich gar keinen Beweis dafür hat. Ich hoffe, es liege ein anderer guter Menſch darunter, auf daß der Fremde nicht mit einem Fluch in Rom

einziehen müſſe. Ohnehin erwarten ihn an der Porta flaminia (jetzt Porta del popolo) allerley Schikanen, die ihn leicht übler Laune machen können. Jeder Reiſende ſollte nähmlich wiſſen — ich habe es leider nicht gewußt — daß er wohl thut, ſeine Ankunft zuvor dem Miniſter ſeiner Nation zu melden, der ſodann die Güte hat, mit leichter Mühe die Erlaubniß auszuwirken, daß die Koffer des Fremden in ſeiner Wohnung viſitirt werden. Den Zollbeamten am Thore, durch welches er herein paſſiren muß, wird ein Zettel mit dem Nahmen des zu erwartenden Fremden zugeſchickt, dieſen zeigen ſie vor, und derjenige, der ſich zu dem Nahmen bekennt, fährt ungehindert in ſein Wirthshaus. Iſt das aber nicht geſchehen, ſo muß der Fremde auf das große Zollhaus, wo er gewöhnlich mehrere Stunden lang aufgehalten wird. Mit Mühe entging ich dieſer Unannehmlichkeit dadurch, daß ich mich ſelbſt in die Kanzley des Treſoriere begab, und einen Erlaubnißſchein auswirkte, der zwar ſehr höflich bewilligt wurde, aber doch manche weitläuftige Schreibereyen veranlaßte, die eine gute halbe Stunde wegnahmen, während welcher meine Frau im Wagen ſitzen mußte, und keinen andern Zeitvertreib hatte, als ſich über die modernen Römer zu ärgern, die aus dem Tempel des Antoninus Pius ein Zollhaus gemacht, und die eilf Säulen von griechiſchem

Marmor mit dem prächtigen Gebälke darüber, durch dazwiſchen geflickte Mauern verhunzt haben.

22.

Ein Spaziergang in Rom.

Ich bin ja wohl nicht der Einzige, der die majeſtätiſchen Ueberreſte des großen Amphitheaters, Coliſeum genannt, der ſtolzen Peterskirche vorzieht? und alſo darf ich laut bekennen — (das thäte ich aber auch, wenn ich der Einzige wäre) — daß ich bey meiner Ankunft in Rom früher zu jenem verfallenen Denkmal der Römer Größe, als zu dieſem noch in ſeiner ganzen Pracht da ſtehenden der päbſtlichen Hoheit eilte. — Mit gutem Vorbedacht gehe ich nicht zu Fuße, ſondern fahre dahin, ſehe mich auch nicht früher um, als bis ich aus dem Wagen geſtiegen bin. Jetzt wende ich mich; und plötzlich werden meine Augen von der Erhabenheit des Gegenſtandes mir gleichſam in den Kopf zurück gedrückt. Man verzeihe mir jeden kühnen Ausdruck: denn wahrlich, wer hier gelaſſen, oder gar nur ſentimental ſprechen kann, für den ſchreibe ich nicht.

Ein ſüßes, die Bruſt beengendes Staunen iſt die erſte Empfindung, die den Beſchauer ergreift, und bald ſchwimmt der große Gegenſtan

nur noch im Nebel vor ihm; denn eine Thräne verdunkelt unwillkührlich ſein Auge.

Könnte ich nur das Coliſeum beſchreiben! Aber ich werde mich wohl hüten es zu thun; denn wie tief bleibt alles unter der Wirklichkeit! Ueber ſechszehnhundert Fuß hat das Gebäude im Umfang, vier Säulenreihen erheben ſich über einander, die unterſte iſt ſchon tief in den alles verſchlingenden Erdboden verſunken. Dennoch möchte ich den Ammian keiner Uebertreibung beſchuldigen, wenn er ausruft: „Kaum erreicht des Menſchen Auge deſſen Höhe!" Ein wenig dichteriſch hat er davon geſprochen, aber wer ſollte hier nicht zum Dichter werden!

Dank den Juden, daß ſie ſich in die Gefangenſchaft ſchleppen ließen, denn dreyßigtauſend gefangene Juden ſollen die Handlanger bey dieſem Rieſenwerk geweſen ſeyn. Ein Teich, oder ein kleiner See, zu Nero's goldenem Hauſe gehörig, füllte den Platz, ehe Veſpaſian durch irgend ein ſchöpferiſches Genie, deſſen Nahmen die undankbaren Mitbürger nicht aufbehalten, ihn der Bewunderung der Nachwelt weihte. Gegen achtzigtauſend Zuſchauer faßte der innere Raum, und als Titus die erſten Fechterſpiele hier veranſtaltete, kämpften und fielen nicht weniger als fünftauſend wilde Thiere. Dio Caſſius zählt gar neuntauſend. Nach dem Gefecht ward der ganze Platz unter Waſſer geſetzt,

zwey Flotten, die corcyriſche und corinhtiſche genannt, ſtellten ein Seetreffen dar. Dann wurden kleine Tafeln unter das Volk geworfen, auf welchen Geſchenke geſchrieben waren. Wer ein ſolches Täfelchen aufgriff, der holte ſich nachher das darauf bezeichnete Geſchenk. Um die Ausdünſtung einer ſo ungeheuren Menſchenmenge unſchädlich zu machen, ließ man durch Druckwerke von oben wohlriechendes Waſſer ganz fein auf das Volk hinabregnen, oft war es Wein mit Saffran vermiſcht. Mit dem ſchönen Geſchlecht ging man nicht allzuhöflich um, denn es hatte ſeinen Platz ganz oben hinter den Bänken, und mußte, wenn es ſitzen wollte, ſich ſelbſt die Stühle mitbringen. Nur den veſtaliſchen Jungfrauen ward unten ein Ehrenplatz eingeräumt. —

Des edlen Titus Nachfolger erkannte den hohen Werth dieſes Denkmals. Schon Antoninus Pius ſorgte für deſſen Erhaltung, und ſogar Heliogabalus, der nicht immer bloß Hahnenkämme und Pfauenzungen ſpeiſte, ſtellte es nach einer großen Feuersbrunſt wieder her. Aber ſpäter wurde viel davon abgetragen und damit der Pallaſt St. Marco und der Pallaſt Farneſe gebaut. Dennoch ſteht noch jetzt ein Gebäude da, vor deſſen Größe man ſchaudert. Ohne Kalk oder Mörtel ſind die ungeheuerſten Werkſtücke auf einander und in einander geſchoben; ihre Dauer, allein von der Kunſt, auf viele Jahrtauſende richtig berechnet. Hie und da, wo

die Hände der Zerſtörer ihren Zweck nicht ganz erreichten, ſcheinen die halb los gebrochenen Steinmaſſen von unſichtbaren Geiſtern in der Luft gehalten; denn nur noch unter ſich in geräumige Spalten eingeklemmt, ſcheint das Geſetz der Schwere ſie unaufhaltſam zum Boden zu ziehen: ſie werden fallen — ſie müſſen fallen — jetzt fallen ſie! ſo ſpricht man zu ſich ſelbſt, und ſo ſprach man ſchon, Gott weiß wie lange, denn ſeit Menſchen Gedenken waren dieſe Werkſtücke immer gleichſam an Zwirnsfaden in der Luft aufgereiht.

Doch laßt uns näher treten, folgt mir durch dieſes Thor in das Heiligthum. Sammelt Euch, erhebt Eure Phantaſie und blickt dann mit Wehmuth umher; ſeht, wie durch achtzig Zugänge das römiſche Volk hereinſtrömt, wie es die ſtufenweiſe emporſteigende Sitze füllt, wie es murmelnd und verlangend der Ankunft des großen Kaiſers entgegen ſieht. Heftet Eure Blicke auf die mittlere Loge, Ihr unterſcheidet noch die Stuccaturarbeit an den Wänden. Ich glaube ein Geräuſch zu hören — die Höflinge treten vor — ihnen folgt ein Mann mit ſtiller Hoheit, mit dem Bewußtſeyn des Wohlthuns auf dem Geſichte — es iſt Titus! der große, menſchenfreundliche Titus! ich höre das entzückte Volk klatſchen, jauchzen! ich ſehe, wie der gerührte Monarch ſich verbeugt — ich erwar-

te: ..

te ängſtlich das Zeichen zum Anfang der Spie=
le — Ach! — —

Nun zu einigen gelehrten Streitigkeiten! Ob das Amphitheatrum Colosseum ſeine Benennung von der coloſſaliſchen Größe empfing, oder von einem Coloß, der in ſeiner Nähe geſtanden haben ſoll, das wird wohl Jedem ſo gleichgültig ſeyn als mir. Ein anderer, in der That beſonderer Umſtand, hat ſchon ſeit vielen Jahren die Köpfe und Federn der Gelehrten abgenutzt. Man erblickt nähmlich überall unzählige Löcher eingehauen und weiß nicht, wie man ſich die Entſtehung derſelben erklären ſoll. Mühſam eingehauen ſind ſie gewißlich, aber warum? — Der eine ſagt: man habe Balken darin befeſtigt, um, wie es gewöhnlich war, Leinewand zum Schutz vor Sonne und Regen daran auszuſpannen. Der Augenſchein widerlegt das. Der Löcher ſind zu viele, zu unregelmäßig vertheilt, zu tief angebracht; und wozu von außen, wo doch die meiſten gefunden werden? überdieß gab es ja zu dieſem Behuf eigene Anſtalten in der Höhe des Gebäudes. — Andere meinen, die Werkſtücke ſeyen unter einander durch Erz verbunden geweſen, und um dieſes Metall zu rauben, hätten die Barbaren es heraus gemeiſſelt. Ich bekenne, daß auch dieſe Hypotheſe, obwohl ſie faſt allgemein angenommen wird, mir nicht befriedigend ſcheint. Frey=

lich, hie und da erſcheinen die Löcher allerdings an Stellen, wo man ſich eine Verbindung der Steine denken muß, aber oft auch an ſolchen, wo das nicht möglich iſt. Ich führe, zum Beyſpiel, nur ein Paar an, die man in einem Basrelief unter dem Triumphbogen des Titus gewahr wird, wo man durchaus annehmen müßte, daß dieſes, eben nicht große Basrelief aus vielen Stücken ſey zuſammengeſetzt geweſen, welches mir nicht glaublich vorkommt. Ferner gibt es auch große Stellen am Coliſeum, wo man keine Löcher, und doch auch kein bindendes Metall erblickt. Es ſteckt inwendig, ſagen die Verfechter der Hypotheſe. Denn ſollte man doch einen Verſuch machen, die Sache ins Klare zu ſetzen.

Einer dritten Meinung zu Folge, war das Metall in Bley eingelaſſen, bey dem großen Brande ſchmolz das Bley und das Metall fiel heraus. Dann bleibt aber wieder die Frage unbeantwortet: warum fiel es denn nicht auch an den noch unbeſchädigten Stellen heraus? — Ich habe meine eigene Meinung, die ich vertheidige, weil ich ſie für die natürlichſte halte. Weder aus Muthwillen noch aus Habgier entſtanden dieſe Löcher, auch war da gar kein Metall zu holen. Die Maſſe von Erz, welche zum Aufbau des Coliſeums nöthig geweſen wäre, mußte ſo ungeheuer ſeyn, daß die alten Schriftſteller deren gewiß erwähnt haben würden. Aber da ſo

viele Jahrhunderte hindurch ein Jeder mit dem Coliſeum machen durfte, was ihm beliebte, (gleichwie noch vor wenigen Jahren die Franzoſen eine Zeit lang ihr Lazareth darin aufſchlugen) ſo ſtelle ich mir vor, der Eine habe dies, der Andere jenes, der Eine ein Häuschen, der Andere eine Bude daran gebaut; für die letztern beſonders mag das Gebäude, ſo lange die Vorhalken noch feſt und gangbar waren, ſehr dienlich geweſen ſeyn; die Krämer brauchten nur hie und da einen Balken oder Stab zu befeſtigen, ſo konnten ſie ihre Waaren ſehr gemächlich da auskramen. Zu dieſem Behuf alſo meiſſelten ſie Löcher in die Steine. — Freylich ſind aber an Trajan's Säule bis hoch hinauf ſolche Löcher, und das wirft meine Hypotheſe gewiſſermaßen wieder um. — Doch warum ſoll ich mir den Kopf damit zerbrechen? mag doch jeder glauben, was er Luſt hat.

Seit kurzem hat ein Mann (ich glaube, er heißt Carluccio) die Erlaubniß erhalten, den Grund des Coliſeums aufgraben zu laſſen. Der Anfang iſt gemacht, ich habe hinabgeſchaut, und das Unterirdiſche eben ſo bewundernswürdig gefunden, als das, was über der Erde ſteht. Intereſſante Entdeckungen laſſen ſich hier noch hoffen. —

Ich reiße mich endlich los vom Coliſeum, und lade den Leſer zu einem Spaziergang ein,

der wahrhaftig einzig in der Welt iſt. Wir wollen nähmlich die heilige Straße der alten Römer, die ſogenannte via sacra, hinaufwandeln, wollen über das römiſche Forum (jetzt leider das Kuhfeld betitelt) durch den Triumphbogen des Severus, ſtolz zum Capitol hinauf ſchreiten. Auf dieſem Wege führe ich den Leſer zugleich in die beſte altrömiſche Geſellſchaft; denn die heilige Straße war einſt für die Römer, was Linden und Kohlmarkt jetzt für Berliner und Wiener ſind. Hier, zwiſchen dem Palatiniſchen und Capitoliniſchen Berge war es, wo die Sabiner, durch den Raub ihrer Weiber, zur Wuth entflammt, die Römer ſchlugen, bis im erneuerten Treffen die geraubten und beſänftigten Weiber ſelbſt, den Vätern und Brüdern die Schwerter aus den Händen wanden. Da reichten die beyden Könige auf dieſer Straße ſich die Hand zum Frieden, und fortan hieß ſie die heilige.

Wir bleiben, indem wir das Coliſeum verlaſſen, zuerſt bey einem Springbrunnen ſtehen, aus dem die Römer ſich erquickten, wenn ſie im vollgepfropften Schauſpielhauſe durſtig geworden waren. Einſt ſtieg ſein Waſſer in einer hohlen Säule von großem Umfang in die Höhe, und ergoß ſich dann von oben herab nach allen Seiten. Jetzt macht freylich nur noch ein Stück altes Gemäuer

die Stelle kenntlich, aus welchem, ſtatt des Waſſers, ein grüner Strauch emporſteigt.

Conſtantin der Große iſt nicht mein Held und ſein Triumphbogen kein ſonderliches Kunſtwerk, aber er ſteht uns linker Hand ſo nahe, daß wir nicht vorbeygehen können, ohne einen Blick darauf zu werfen. Er iſt mit Basreliefs von verſchiedenem Werthe geziert, denn die beſſern hat man einem Triumphbogen Trajans entwandt, und die ſchlechtern beweiſen, daß zu Conſtantins Zeiten auch dieſe Kunſt, ſo wie alles andere, in Verfall gerieth. Mit den elenden Schmeicheleyen, die an dieſem Bogen ſtehen, mag ich meine Feder gar nicht beflecken. Er war ſehr verſchüttet, und das Merkwürdigſte iſt, daß er in dieſem Augenblicke auf Koſten des Pabſtes ganz aufgegraben wird. Die Arbeit iſt beynahe vollendet, und die Gegenſtände, welche dadurch am untern Theile des Bogens zum Vorſchein gekommen ſind, liefern keine Ausbeute für die Kunſt.

Vermuthlich gehen wir nun an der Stelle vorüber, wo einſt der Coloß des Nero geſtanden; doch nur von Nero's Grauſamkeit iſt noch das Andenken übrig, ſein prahlender Coloß iſt gänzlich verſchwunden, obwohl er von Marmor war, und in der großen Feuersbrunſt nicht ſchmelzen konnte, wie die metallene Bildſäule der Clölia, die auch hier ſtand. Dies tapfere

Mädchen, als Geißel dem König Porſenna überliefert, ſchwamm durch die Tiber, und befreyte durch ihren Muth auch ihre gefangene Geſpielen. Darum wollen wir ihrer an dieſem Platze gedenken, wenn gleich ihre Bildſäule geſchmolzen iſt.

Jetzt betreten wir die Gaſſe, welche bey den Römern vicus sandalarius hieß. Ach! ſie wäre ſchon merkwürdig genug, wenn auch nicht der Triumphbogen des edlen Titus darin ſtände, denn hier hatten einſt die Buchhändler ihre Gewölbe; hier begegneten und verſammelten ſich die Gelehrten, die Schriftſteller; hier wandelten täglich Männer, deren Nahmen wir mit Ehrfurcht und Entzücken nennen. — Der Triumphbogen des Titus, faſt in der Mitte der Straße, iſt leider ſehr beſchädigt. Der Sieg über die Juden war deſſen Veranlaſſung, denn deutlich erkennt man noch an demſelben den ſiebenarmigen, ſehr geſchmackloſen Leuchter, den Schaubrodtiſch, die Poſaunen. Ob es wahr ſey, daß die zu Rom wohnenden Juden nie durch dieſen Bogen gehen, ſondern lieber einen großen Umweg nehmen, habe ich nicht näher unterſucht. Wir, die wir keine Juden ſind, wollen ohne Bedenken hindurch gehen, und nun haben wir rechter Hand den Tempel des Friedens, linker Hand Nero's goldenes Haus. Ja, hier ſtand das Prachtgebäude, deſſen Wände mit Goldblech überzogen, mit Edelſteinen geſchmückt waren. Hier

ſchwelgte Nero in dem Speiſeſaal, den man drehen konnte, und wo duftender Balſam aus verborgenen Röhren herabträufelte. Jetzt gehört der Platz, unter dem Nahmen Farneſiſche Villa, dem König von Neapel. Die wollüſtigen Bäder der Livia liegen da im Küchengarten unter Geſträuch begraben. Hier fand man im Jahr 1720 herrliche Meiſterwerke, deren größten Theil Friedrich der Einzige kaufte und Sansſouci damit ſchmückte. Noch jetzt, vermuthet man, würde das Nachgraben reiche Ausbeute liefern.

Wenden wir uns lieber rechter Hand, wo vom Tempel des Friedens noch drey herrliche Bogen ſtehen. Das prächtige Säulen=Gewimmel iſt freylich verſchwunden. Nur eine einzige, (ſie iſt vier und vierzig Fuß hoch und ganz geſtreift) entging der Zerſtörung. Die drey noch vorhandenen Hallen jenes Tempels erwecken noch jetzt einen erhabenen Begriff von der Pracht des Ganzen. Er war der reichſte Tempel in Rom; Gold und Silber war darin verſchwendet; Kronen von Zimmt mit Gold eingelegt, verehrte Veſpaſian: die Statüe des Nil, um welche ſechszehn Kinder ſpielten, aus einem einzigen Stücke ſchwarzen Baſalt verfertigt, prangte hier; der Juden goldener Leuchter, ihr goldener Tiſch und ihr Geſetzbuch wurden daſelbſt verwahrt; auch erwähnt Plinius eines vortrefflichen Gemähldes des Protogenes, durch deſſen

Beſchreibung er aber ſeine Kunſtkennerſchaft eben nicht bewährt, denn er rühmt beſonders den Schaum, der einem Hunde ſo natürlich aus dem Rachen gefloſſen ſey. Privatperſonen pflegten ihre größten Koſtbarkeiten in dieſem Tempel in Sicherheit zu bringen. Sogar eine anſehnliche Bibliothek war damit verbunden, und Gellius erzählt, daß die Gelehrten ſich oft da verſammelten, auch ihre Schriften in die Bibliothek als Geſchenke niederlegten. Eigennützige Geſchenke; denn ſie meinten wohl, hier am ſicherſten die Unvergänglichkeit ihrer Werke zu erringen. Aber vergebens! denn leider zerſtörten die Flammen, unter der Regierung des Commodus, in einer einzigen Nacht alle dieſe Schätze, und nur die Trümmer der einſt ſie umgebenden Mauern betrachten wir jetzt mit ſtiller Wehmuth.

Wenige Schritte weiter erblicken wir den Tempel des Remus (nicht Romulus, wie manche glauben). Der vordere, runde Theil iſt ein Ueberreſt des grauen Alterthums.

Noch zehn Schritte und der herrliche Tempel Antonins und der Fauſtina erpreßt uns unwillkührliche Töne der Bewunderung. Die ganze vordere Seite iſt erhalten; ſie prangt mit den ſchönſten Säulen aus orientaliſchem Marmor, und ſogar die Ueberſchrift zaubert uns noch in die Vergangenheit. Divo Antonino et divae Faustinae iſt noch jetzt deutlich daran zu leſen.

Wenn außer den Gebäuden, von welchen wir noch heute die Ueberreſte anſtaunen, auch nichts weiter auf der heiligen Straße geſtanden hätte, wie prächtig müßte ſie dennoch geweſen ſeyn! Aber nur ein kleiner Theil ihrer Herrlichkeit iſt noch in Trümmern dem Auge ſichtbar; denn wo blieben die Ehrenſäulen, und metallenen Elephanten, von triumphirenden Siegern hier errichtet? wo der Sonnentempel? der Coloß? wo der Tempel der Hausgötter? die Wohnung des Königs Ancus Martius? der Altar der Göttin Orbona, deren ſchönes Amt es war, diejenigen Unglücklichen zu tröſten, welchen der Tod Gattin oder Kinder entriſſen hatte? wo der Tempel der Venus Cloacina? und der der Göttin Strenua, welche die Neujahrsgeſchenke weihete? wo der Pallaſt des Paullus Aemilius, dicht neben dem Tempel des Friedens? der Ehrenbogen des Fabius, ein Denkmahl ſeiner Siege über die Allobroger? Numa's Haus und Cäſars Pallaſt? Wo endlich die Wohnung des Oberprieſters und die der Veſtaliſchen Jungfrauen? — Alles das ſchmückte einſt die heilige Straße, und von allem iſt keine Spur mehr vorhanden!

Man denke ſich zu allem dieſem noch das Gewühl der Käufer und Verkäufer, denn hier

waren Obſt= und Gartenfrüchte feil und alle Künſtler von Bedeutung ſchlugen ihre Buden daſelbſt auf. Weſſen Phantaſie ſtark genug iſt, alle dieſe Gegenſtände zu umfaſſen und einen Augenblick feſt zu halten, der bleibe hier ſtehen, und verſuche es, einige Scenen des grauen Alterthums ſich zu vergegenwärtigen, die jährlich und täglich hier geſehen wurden. Alles was Aufſehen erregen, Ehrfurcht und Abſcheu einflößen ſollte, zog und tummelte ſich durch dieſe Straße. Die Lebendigen trugen ihre Siegeszeichen, die Todten ihre vergängliche Pracht zur Schau. Hier folgten die Blicke der trauernden Menge dem Leichenpomp des Kaiſers Claudius, hier ſchleppte das wüthende Volk den Kaiſer Vitellius. — Was bedeutet der bunte Haufe, der langſam dort am Tempel des Friedens vorüber wimmelt? — Fromme Landleute ſind es, die, nach ihrer Gewohnheit, monathlich das Opferlamm zu der Wohnung des Opferkönigs geleiten. — Aber der unbändige Lärm, das wilde Geſchrey, das ſich dort aus der nächſten Straße Suburra erhebt? Iſt ein plötzlicher Volksaufruhr entſtanden? — Ach nein! es ſind die Bewohner jener Straße, die mit denen des heiligen Weges jährlich im October einen kleinen luſtigen Krieg um den Kopf des Pferdes führen, welches dem Mars geſchlachtet wird. Siegen jene, ſo heften ſie den Kopf tri=

umphirend an den Mamiliſchen Thurm; ſiegen dieſe, ſo ſchmücken ſie mit der blutigen Trophäe das Haupt des Opferkönigs, und jauchzen und jubeln ſo lange darum herum, bis etwa ein ehrwürdiger Zug von Veſtalinnen oder Auguren die Straße heraufſchwebt und die Menge auseinander ſtiebt.

Doch verweilen wir hier nicht länger, ſondern ſchreiten über den Marktplatz hinüber, der, einſt ſo reich an Merkwürdigkeiten, noch jetzt mit herrlichen Trümmern prangt. Am meiſten fallen die drey ſchönen, oben noch durch ein Stück Gebälk verbundenen Säulen in die Augen, Ueberreſte eines Tempels des Jupiter Stator. Romulus gelobte dieſen Tempel, als ſeine Römer tapferer im Weiberraub als im Gefecht mit Männern, vor den Sabinern wichen. Jupiter erhörte ſein Flehen, die Römer ſtanden, und der Beynahme Stator blieb dem hülfreichen Gotte. — Nur zwey hohe, ſehr maſſive Mauern, zwiſchen moderne Häuſer eingeklemmt, bezeichnen noch den Platz, wo das Hoſtiliſche Rathhaus ſtand; verſchwunden ſind die Stufen, von welchen Tarquin den Servius herabſtürzte. — Weiter hinauf hält eine einzelne Säule das herumſchweifende Auge feſt; ſie blieb allein übrig, um trauernd Jahrtauſende lang das Schickſal ihrer Brüder der Nachwelt zu verkünden. Einſt erhob ſie ſtolz ihr Haupt in der Reihe derer,

welche den Tempel Jupiter des Erhalters umgaben. Ihn hatte der aus Kriegsgefahren gerettete Domitian gelobt und erbaut. — Ganz erhalten in ſeiner Pracht ſteht noch der Triumphbogen des Kaiſers Severus. Nur die fußlangen Buchſtaben, von vergoldetem corinthiſchen Erz, ſind durch die Barbaren herausgebrochen und geraubt worden. Er lag ziemlich tief verſchüttet, der jetzige Pabſt ließ ihn gänzlich ausgraben, und mit einer Mauer umgeben, von welcher man jetzt ziemlich tief hinab ſieht, ein Beweis, wie ſehr der Boden von Rom, durch den immer vermehrten Schutt, nach und nach erhöht worden iſt. Auf der Spitze des Bogens erblickte man einſt den Kaiſer ſelbſt, zwiſchen ſeinen Söhnen, auf einem von ſechs Roſſen gezogenen Siegeswagen.

Ach wie wenig von der ehemahligen Pracht des römiſchen Forums haben der Zahn der Zeit und die fanatiſche Wuth der Barbaren verſchont! Kein bedeckter, durch Stufen erhöhter Gang, von Tarquin dem Aeltern gegründet, ſchützt mehr vor übler Witterung oder dient den Zuſchauern, um ſich an den Gauklern des Marktplatzes zu ergötzen. Nicht eine einzige mehr von den vielen Statüen, die, nach Eroberung Griechenlandes, ſich hier ſo häuften, daß ein Theil derſelben weggeſchafft werden mußte. Unter den bleibenden ragten die vergoldeten Bildſäu=

len der zwölf obern Götter hervor. — Und wo ſind die Bogen, mit eroberten Schiffsſchnäbeln geziert, von ihnen rostra benannt? Hier trat der Ankläger, der Lobredner auf, hier ward Recht geſprochen, hier verkündeten Herolde erfochtene Siege dem Volke. Den Kopf des ermordeten Marius nagelte Sylla an die rostra. Cicero donnerte hier ſeine Reden. Gegen das Capitolium mußte der Sprechende ſich wenden, gleichſam den Capitoliniſchen Jupiter zum Zeugen der Wahrheit anzurufen. Hier legten die Conſuls ihre Aemter nieder; hier verſuchte der alte Wolluͤſtling Appius dem freyen Vater die freye Tochter zu entreißen, und auf dem Platze, wo wir jetzt ſtehen, ergriff Virginius vielleicht das Meſſer, und ſtieß es verzweifelnd der geliebten Tochter in die Bruſt. Vergebens hatten Glück und Eintracht, als Virginiens keuſches Blut floß, zu beyden Seiten ihre Tempel.

Dort an den Verſammlungsplatz des Volkes (Comitium) ſtieß ein ſchönes Gebäude, Gräcoſtaſis, den mit Rom verbündeten Völkern gewidmet. Dort harrten die fremden Geſandten bis zum feyerlichen Gehör vor dem Senat; die ſtolzen Gebäude ſollen uns nicht verhindern, auch einen Blick auf den alten Feigenbaum zu werfen, unter welchem, der Sage nach, Romulus und ſein Bruder von einer Wölfin geſäugt wurden. Sorgfältig pflegte man ſeiner, ſiebenhun-

dert und vierzig Jahre ſoll er geſtanden haben, und als er nun endlich verdorrte, da erhob ſich ein allgemeines Wehklagen, bis, zu großer Freude des Volks, neue Sprößlinge aus den Wurzeln des alten Stammes hervorſchoſſen *).

Links vom Hoſtiliſchen Rathhauſe prangte der Porziſche vom Cenſor Cato erbaute Pallaſt, deſſen Steine man nur in einem heutigen Kornmagazin wieder findet. Die Penaten, welche unfern einen kleinen Tempel hatten, vermochten des Cato Wohnung nicht zu ſchützen.

Ein Tempel des Caſtor und Pollux ſtand in der Nähe, bis zu ſeinen Vorhöfen reichte der Pallaſt des Tyrannen Caligula, der, geblendet von Uebermuth, die göttlichen Jünglinge Brüder nannte, oft zwiſchen ſie trat, und gleich ihnen verehrt zu werden verlangte. — Nicht ihm, wohl aber dem Cäſar, errichtete Dankbarkeit einen Tempel neben dem Caſtor und Pollux, und eine Quelle ſprudelte hier, der Brunnen der Juturna genannt. Vielleicht diente ihr klares Waſſer den veſtaliſchen Jungfrauen, deren Tempel, einige Schritte weiter, vom heiligen Haine umzogen, ſich erhob. Mit Kupfer, in Syracus erbeutet, war er gedeckt.

*) So erzählt Tacitus, ich glaube es ihm aber doch nicht.

Ein Springbrunnen, deſſen Waſſer aus einer Schlange hervorſprützte, ſtand vor der Baſilica Julia, dem Julius Cäſar zu Ehren vom Auguſtus errichtet. Hundert Männer ſaßen hier zu Gericht. Oft wurden ihre Bänke heraus auf den Markt getragen, wo ſie öffentlich Recht ſprachen. Kaiſer Caligula machte ſich zuweilen den Spaß, aus dieſem Pallaſte Geld unter das Volk zu werfen.

Sehen wir lieber von dieſem höhnenden Schauſpiel auf den nahen Triumphbogen des Tiberius, wenn gleich unſere Nationaleitelkeit ein wenig verwundet werden ſollte, denn er iſt ein Denkmahl der wieder eroberten Fahnen und Kriegszeichen, welche in der berühmten Schlacht des Varus gegen die Deutſchen verlohren worden waren. Gleich darneben ſtand der Tempel Saturns, die öffentliche Schatzkammer und das Archiv des römiſchen Staats. Vor ſeinen Hallen ſah man den vergoldeten Meilenzeiger, auf welchem die Entfernung der vorzüglichſten Städte des Reichs von Rom, verzeichnet war. Dieſer Meilenzeiger wurde, weil er ungefähr mitten in der Stadt lag, ſehr witzig der Stadt-Nabel genannt. — Schon faſt am capitoliniſchen Berge lag der Tempel Veſpaſians, (von dem man noch einige Trümmer zu erkennen vermeint) und die Schola Xantha, in welcher Leute, die öffentliche Documente abfaßten,

wie auch die Bücherabſchreiber, ihr Weſen trieben.

Wenden wir uns gegen die Morgenſeite des Forums, ein Tempel Hadrians fällt uns in die Augen, von kindlicher Liebe erbaut. Wie prächtig muß er geweſen ſeyn, wenn die jetzt noch vorhandenen Säulen und die alte Kirchenthür ihm angehörten. Hier ſtand auch die coloſſaliſche Bildſäule des Marfors, einen Strom, vielleicht die Tiber, abbildend. — Die Mitte des Forums war nicht leer. Sitze für das Volk erhoben ſich vor den Roſtris; Cicero gedenkt ihrer oft. Oelbaum und Weinſtock, von ſelbſt gewachſen, verbreiteten Schatten, unter dem das Römiſche Volk gern verweilte. In dieſer Gegend wurde Galba ermordet. Hier neben einer Sonnenuhr ſtand die Säule, an welcher der tapfere Horatier die erbeuteten Waffen der Curiatier aufhing. Unweit davon, als Schatten zum Gemählde, ſtand die Bildſäule des Marſyas, ſtets umgeben von leichtfertigen Dirnen. Waren ſie glücklich, ſo kränzten ſie die Statüe mit Blumen. Selbſt Julia, die Tochter des Kaiſer Auguſtus, ſoll hier einen Kranz aufgehangen haben! —

Am Fuße des capitoliniſchen Berges, vor dem Tempel der Eintracht laßt uns noch einen Augenblick verweilen. Ihn errichtete Conſul Camillus, ein Denkmahl der Ausſöhnung

zwi=

zwiſchen Adel und Bürger. Herrliche Ueberreſte ſind noch von dieſem Tempel vorhanden; acht joniſche Säulen von orientaliſchem Granit, deren jede zwölf Fuß im Umfang und vierzig Fuß Höhe hat, tragen ein Gebälke, deſſen Zierrathen einen Begriff von der Schönheit des verſchwundenen Ganzen geben. Und hier ende unſer Spaziergang; der Leſer bekenne, daß ich Wort gehalten, daß es unmöglich iſt, in der ganzen bewohnten Welt einen ähnlichen Raum zu ſuchen, auf welchem die Erinnerung, an ſtolze Ruinen ſich klammernd, ſo unendlichen Stoff fände, die große Vergangenheit wieder hervorzuzaubern! Und wie gering iſt der Umfang, in welchen alle dieſe Wunder gehäuft ſind! — Kaum eine Viertelſtunde bedurften wir, um von den Trümmern des Coliſeums bis zu den Trümmern des Tempels der Eintracht zu wandeln, und dieſe Viertelſtunde — kaum eine Minute dünkte ſie uns. — O es verſäume doch ja kein Reiſender, der Rom beſucht, dieſen einzigen, einzigſten Spaziergang mir nachzumachen; doch unterlaſſe er auch nicht, wenigſtens dreyßig bis vierzig Bajochi zu ſich zu ſtecken, damit er, im Umgange mit den alten Römern, die heutigen bettelnden Römer ſich ſo ſchnell als möglich vom Halſe ſchaffe.

Ich eile ermüdet in meine Locanda, (zu Deutſch Wirthshaus), welche auf dem collis

hortulorum, an der Stelle gelegen, wo einſt die Salluſtiſchen Gärten prangten.

23.

Werther und Lotte.

Weſſen Phantaſie durch die mannigfaltigen erhabenen Gegenſtände zu ſehr erhitzt und geſpannt worden, der thue, um ſich abzukühlen, was ich that: er gehe den Abend ins Theater; kälteres Waſſer findet er nicht, um ſchnell die Glut zu löſchen. Ein Schauſpiel wurde aufgeführt, (eine Charakter-Comödie nennen es die Italiener) Carlotta e Werther. Der Titel reitzte meine Neubegier, Werthers Leiden in fünf Acten zu ſehen, war mir ganz neu, und meine Erwartung ſehr geſpannt. Sie ward noch übertroffen. Man höre nur.

Der Vorhang rollt auf. Ein alter treuherziger, und ein junger komiſcher Bedienter Werthers, unterhalten ſich in der erſten Scene von der unglücklichen Liebſchaft ihres Herrn. Man erfährt, daß Albert nach Wien gereiſet iſt, und Werthern, ſeinen beſten Freund, erſucht hat, Lotten indeſſen Geſellſchaft zu leiſten. Werther erſcheint; er ſieht ſehr verſtört aus, ſpricht auch kein Wort. Der Alte führt ihm zu Gemüthe, wie thörigt ſein Beginnen ſey, erinnert ihn an

ſeine Mutter, und bringt es endlich ſo weit, daß Werther ſich entſchließt, plötzlich abzureiſen, ohne Lotten wieder zu ſehen. Sein letztes Lebewohl trägt er dem Hofmeiſter von Lottens Kindern auf; denn Lotte iſt gar ſo jung nicht mehr, ſie hat einen bengelhaften Sohn von wenigſtens zehn Jahren, und eine Tochter, die ſie bald zur Großmutter machen wird. Nachdem Werther ſeine letzten Liebesſeufzer in den Buſen des Hofmeiſters ausgeſeufzet hat, ſtürzt er fort. — Aber er weiß nicht, daß er den Bock zum Gärtner geſetzt hat, denn eben dieſer Hofmeiſter iſt ſelbſt ganz ſterblich in Lotten verliebt, jauchzt über Werthers Entfernung und hofft nun, während Alberts Abweſenheit, ſeinen böſen Zweck zu erreichen. — Lotte, ein ſehr gemeines Weib, kommt zum Vorſchein, man ſetzt Stühle, und alles läßt ſich zur Liebeserklärung an. Zwar wird die Scene durch die beyden Kinder unterbrochen, aber die müſſen über Hals und Kopf ſich in den Garten trollen, und nun wagt der Herr Hofmeiſter einen Sturm. Hilf Himmel, wie empfängt ihn die keuſche Lotte! Kein Fiſchweib in Paris, keine Kaſtanienbraterin in Wien, kann mit edlerem Ungeſtüm ihre Tugend vertheidigen. Sie will den böſen Hirten gänzlich zum Schaafſtall hinausjagen, aber er erklärt ganz trocken, daß ſolches nicht in ihrer Macht ſtehe, daß er nur Alberten Rechenſchaft zu geben habe, und folglich bleiben werde. Ih-

re Wuth iſt aufs höchſte geſtiegen, als ein ſchnippiſches Kammermädchen ihr berichtet, daß Werther im Begriff ſtehe zu fliehen. Jetzt vergißt ſie Alles und ſtürzt ſchreyend hinaus, um den Geliebten zurück zu halten. Das gelingt ihr. Der verſchmähte Hofmeiſter wird dadurch veranlaßt, ehrenrührige Vermuthungen zu ſchöpfen, obgleich das Kammermädchen ihn auf ihre Ehre verſichert, daß der Umgang zwiſchen Werther und Lotten ſehr ſchuldlos ſey. Albert kommt zurück, und der Hofmeiſter weiß ihm die Sache ſo plauſibel vorzutragen, daß er, in der erſten Hitze, Lotten verſtößt, und ſie zu ihren Aeltern ſchickt. Werther, durch dieſe ſchreckliche Cataſtrophe zur Verzweiflung gebracht, ſich ſelbſt alle Schuld von Lottens Schickſal beymeſſend, beſchließt zu ſterben, und zwar durch G i f t, (der Italiener liebt bekanntlich das G i f t mehr als die P i ſ t o l e n). Er präparirt ſich zu dieſem Behuf eine Flaſche Wein, die er aber vor der Hand noch ſtehen läßt, man weiß nicht warum. Sein alter Diener hat glücklicherweiſe ſein Vorhaben ausgewittert, und macht ſich den Spaß, die vergiftete Flaſche mit einer unſchädlichen zu verwechſeln. Dieſe findet der Hofmeiſter und trinkt ſie richtig aus. Als er eben das letzte Gläschen ſchlürft, kommt Werther dazu. Durch ihn erfährt der Hofmeiſter, daß er Gift im Leibe habe, krümmt ſich wie ein Wurm, und bekennt in der Todes=

angſt alle ſeine Verläumdungen. Natürlich läßt Albert ſeine Lotte ſogleich zurück hohlen, und es erfolgt eine allgemeine Aufklärung und Verſöhnung. Das Drolligſte iſt, daß Werthers Verhältniß zu Lotten am Schluß des Stücks gerade noch das nähmliche iſt und bleibt, wie in der erſten Scene. Was daraus werden wird, mögen die Götter wiſſen. An's Erſchießen wird gar nicht gedacht.

24.

Zwiſchen Rom und Gaeta.

Die Appiſche Landſtraße, von den Alten die Königin der Straßen genannt, wurde vom Cenſor Appius Claudius im vierhundert und zweyundvierzigſten Jahre der Stadt angelegt. Sie war mit Steinen gepflaſtert, die fünf bis ſechs Fuß ins Gevierte hielten, nicht durch Kitt oder Mörtel verbunden, ſondern nur ſo dicht und kunſtreich zuſammengefügt waren, daß der Weg aus einem Stücke zu beſtehen ſchien. Wo Appius die Steine herbringen laſſen, iſt unbekannt; in der Gegend von Rom giebt es keinen Steinbruch der Art. So häufig ſie gebraucht wurde, ſo war doch, zu Procopius Zeiten, nach nichts daran verſehrt, und ſelbſt jetzt noch trifft man oft lange Strecken derſelben an, die vollkommen

wohl erhalten ſind; nur iſt mit beſchlagenen Pferden nicht gut darauf zu fahren; ich vermuthe, die Alten beſchlugen ihre Pferde nicht. Die Appiſche Straße führte bis Capua, und in der Folge gar bis Brunduſium. — Sobald man Rom verlaſſen hat, wird man, auf einer Strecke von mehrern Meilen längs der Straße, eine große Menge alter Grabmäler gewahr, von welchen zum Theil nur noch unförmliche Steinhaufen übrig ſind. Jedermann weiß, daß die Römer ſich am liebſten an der Landſtraße begraben ließen, oft die herrlichſten Mauſoleen aufführten, die freylich manchem Spitzbuben zu Schlupfwinkeln dienten, und daher dieſe Gegend ſehr unſicher machten. Sie iſt es noch bis auf den heutigen Tag, und jeder Vetturino hütet ſich, den Weg im Dunkeln zu fahren. Milo, den Cicero vertheidigte, hat hier einſt den Clodius umgebracht. Auch große, Meilen lange Trümmer von Waſſerleitungen ergötzen das Auge. — Etwa vierzig Meilen von Rom paſſirt man die armſelige Stadt Albano. Sie wurde von Aſcanius, Sohn des Aeneas, vierzig Jahre früher als Rom erbaut. In ihrer Nähe ſind ein paar merkwürdige alte Grabmähler; das eine hat die Geſtalt eines viereckten Thurmes, und, weil doch jedes Ding ſeinen Nahmen haben muß, nennt man es das Grab des Aſcanius. Das andere gilt für das Denkmahl der drey Curiatier,

die in dem bekannten Kampfe gegen die Horatier fielen. Es trägt fünf Pyramiden, verräth einen rohen Geſchmack, imponirt aber durch eine gewiſſe wilde Größe. Im Sommer wird Albano von vielen Römern bewohnt, welche hier geſundere Luft und die Freuden des Landlebens ſuchen. — Der Urſprung des nahen Riccia verliert ſich gar im höchſten Alterthum. Man will, es ſey fünfhundert Jahre vor dem Trojaniſchen Kriege von einem Archilous erbauet worden, und Oreſt habe die Bildſäule der Diana von Tauris hieher gebracht. — Velletri iſt eins der ſchmutzigſten Neſter, war aber einſt die Hauptſtadt der Volsker, und in ſeinen Mauern empfing Kaiſer Auguſtus das Daſeyn. Das einzige erträgliche Wirthshaus daſelbſt ſchmückt ſich auch noch mit dem Nahmen dieſes glücklichen Monarchen. Man findet in Velletri noch mehr Ueberreſte von Tempeln und Luſthäuſern der Kaiſer. Der Cardinal Borgia, der mit nach Paris reiſen und unterwegens ſterben mußte, hat hier einen Pallaſt, der ein reiches Muſeum von Antiken und Gemählden in ſich faßt. Von Velletri aus thut man wohl, eine Escorte von Huſaren mitzunehmen; denn die Gegend iſt gar übel berüchtigt, und ich glaube, hier herum war es auch, wo dem wackern Seume ein Unfall begegnete.

Ich nähere mich nun den pontiniſchen Sümpfen, die faſt in noch ſchlechterm Rufe

ſtehen, als das Raubgeſindel von Velletri. Ich kann das nicht beſtätigen, denn als ich durchfuhr, war die Luft rein, und ich hatte mein Schnupftuch vergebens in Eſſig gebadet. Man glaubt gemeiniglich, dieſe Sümpfe ſeyen, zu der Römer Zeiten, das herrlichſte fruchtbarſte Land geweſen, und nur die päbſtliche Regierung habe es durch ihre Nachläßigkeit in Moraſt verwandelt. Dieſe Gegend war aber zu allen Zeiten Ueberſchwemmungen ausgeſetzt. Schon Cornelius Cethegus und Julius Cäſar haben große Koſten auf ihre Austrocknung verwendet, aber auch damahls zerſtörten ein paar Flüſſe gar oft wieder in einigen Tagen, was der Fleiß von Jahren errungen hatte. Die Appiſche Straße führte mitten hindurch, und man that alles mögliche, um ſie ſtets brauchbar zu erhalten. Trajan leitete das Waſſer aufs Neue ab, ebnete Hügel, füllte Vertiefungen aus, und legte Nebenwege an, deren einer ſeinen Nahmen führte. Antoninus Pius folgte ſeinem Beyſpiele. Welche Mühe in unſern Tagen Pabſt Pius VI. ſich gegeben hat, die Sümpfe auszutrocknen, iſt bekannt. Auch glaubte er damit völlig zu Stande gekommen zu ſeyn, und erbaute deshalb, da wo die Sümpfe anfangen, ein Kloſter, in welchem eine Inſchrift die Vollendung dieſer Arbeit rühmt, und hinzufügt: Der Tempel ſey errichtet, damit es den Coloniſten nicht an Gelegenheit mangeln

möge, ihren Gottesdienſt zu verrichten. Das Kloſter wurde den Capuzinern eingeräumt, man findet aber jetzt nur Eidechſen daſelbſt, und keinen einzigen Capuziner, die böſe Luft hat ſie längſt wieder vertrieben; das neue Kloſter ſteht verödet. Nur das Poſthaus iſt ſparſam bewohnt. — Pius VI hatte das Glück, die alte Appiſche Straße wieder aufzufinden, die noch jetzt in einer geraden Linie bis Terracina läuft. Bey dieſer Gelegenheit wurden eine Menge Säulen, alte Meilenzeiger und andere Trümmer gefunden, die jetzt zerſtreut hier herum liegen, und auf welchen Millionen Eidechſen luſtig krabbeln. Was von urbar gemachtem Lande, durch neuere Ueberſchwemmungen noch verſchont worden iſt, findet ſich erſt weiter hin, die erſten Meilen hingegen ſind wiederum gänzlich zu Moraſt geworden, in welchen man nunmehr die erſten Büffelheerden ſieht und grunzen hört. Die Jagd auf Enten und Schnepfen iſt vortrefflich; man ſieht dies wilde Geflügel bey Tauſenden herumziehen. — Je mehr man ſich dem Süden von Italien nähert, je ſchmutziger werden die Menſchen. Hier z. B. wuſchen ſich die Poſtillions mit Maulthier-Miſt, als wäre es Seiffe. In ihre Arme und Hände haben ſie Madonnen- und Heiligen-Bilder eingebrannt; ihr Hauptſtaat ſind große ſilberne Schuhſchnallen, die ſie aber als Gürtelſchnallen in den Beinkleidern

tragen. Die Tracht der Weiber iſt ſehr häßlich, beſonders ein Schnürleib, das ihnen den Buſen völlig platt drückt. — Es hatte geregnet, und daher fand ich bey Terracina die Straße ſehr überſchwemmt. Niemand denkt mehr daran, dieſem wilden Gewäſſer Abzug zu verſchaffen, es kann daher nicht fehlen, daß in kurzem das wenige gewonnene Ackerland wieder gänzlich verſchlammt ſeyn wird. — Terracina hat eine herrliche romantiſche Lage am mittelländiſchen Meere. Die ſteilen Felſen, die ſeine Ufer ſchmücken, das freundliche Städtchen, aus deſſen Gärten Citronenbäume und ſogar Palmen winken, der Hafen von Fiſchern wimmelnd, die Inſeln Iſchia, Capri, ja ſelbſt der Veſuv in der Ferne — man iſt entzückt, man glaubt ſich in eine Zauberwelt verſetzt. Die liebliche Zauberey dauert fort, wenn man Terracina verlaſſen hat, und nun zwiſchen blühendem Myrthengebüſch dahin rollt, zwiſchen zahlloſen Gattungen von friſch grünenden Geſträuchen, die bald mit ſchwarzen, bald mit blutrothen Beeren bedeckt ſind. — Hier betritt man zum erſtenmahle das Königreich Neapel. Etwas weiter kommen die Städte Itri und Fondi, die häßlichſten, ſchmutzigſten und ſtinkendſten, die es in allen fünf Theilen der Welt gibt. Nur eine einzige Kleinigkeit ſtand mit dieſem eckelhaften Wuſt im ſeltſamen Contraſt, nähmlich der ſpaniſche Pfeffer, den man, auf Myr=

thenſtengel gereiht, verkaufte. Es ſieht in der That aus, als ſey er zu einer Ballet-Decoration zubereitet worden. Es gab aber hier weder arcadiſche Schäfer noch Tänzer, ſondern bloß Bettler und Sbirren.

25.

Cicero's Villa.

Ich kam ziemlich früh im Hafen von Gaeta an. Wir blieben noch einige Stunden bis zum Einbruch der Nacht, und ich beſchloß, ſie zu einem Spaziergang anzuwenden. Mich lockte das ſchöne warme Wetter, (es war am ſieben und zwanzigſten Oktober) mich lockte mehr noch ein Citronen- und Orange-Wäldchen, deſſen goldene Früchte aus einem an der See gelegenen Garten mir winkten. Ich ging und fand die Thür verſchloſſen. Ein gemeiner Kerl empfing uns, nach ſeiner Art, recht höflich und treuherzig. Er war der Pächter dieſer Villa. Wir wandelten, ich mag wohl ſagen, wonnetrunken, unter den beladenen Bäumen, und nahmen hie und da eine Citrone auf, die der Wind abgeſchüttelt hatte. Als der Mann bemerkte, daß die uns umgebende üppige Natur uns neu war, ſchien ihm das Vergnügen zu machen, er brach eine ſchöne Doppelfrucht von einem Orangebaum, und überreich-

te ſie meiner Frau mit gutmüthiger Galanterie. So gelangten wir bis an die Spitze des Gartens, die weit in das Meer hinein lag, und wo, am ſchroffen Felſenabhang, Tiſch und Bänke von Stein zum Ruhen, Schauen und Genießen einluden. Eine kleine Hütte ſtand daneben, vor der offnen Thür ſaß ein junges Weib, von Kindern umgeben, um einen Korb mit Oliven beſchäftigt.

Von allen dieſen lieblichen Scenen konnte wohl nichts Geringeres unſere Aufmerkſamkeit losreißen, als die vielen, im ganzen Garten umher zerſtreuten Trümmer, die wir auf den erſten Blick für altrömiſches Bauwerk erkannten. Da waren Bogengänge und Mauern und tiefe Gewölbe, überall von Geſträuch überwachſen und bedeckt. Beſonders aber war da ein Bad, faſt ganz erhalten, die ſteinerne Treppe, welche hinabführte, nicht zerſtört, nur verwittert, ja oben noch die kaum verſtopfte Röhre, durch welche einſt das Waſſer hineinlief. Wir ſtanden, in Betrachtung verſunken, und hörten kaum auf die Erzählung des geſchwätzigen Wirthes, den ohnehin ſein gemeiner Neapolitaniſcher Dialekt ſehr unverſtändlich machte. Plötzlich aber traf das Wort Cicero mein Ohr. Ein Schauer durchbebte mich. Wir horchten nun aufmerkſam, wir fragten, und welch ein Gefühl ergriff uns, als wir vernahmen, daß wir in Cicero's Garten gelustwandelt, daß wir von ſeinen Früchten genoſ-

ſen hatten! — Alles ſchien jetzt ein anderes Anſehen zu bekommen, die Trümmer umgab ein Glanz, der Hain war heilig. Hier hat Cicero gebadet, hier iſt er gewandelt. Auf jener Felſenſpitze hat er geſeſſen, und vielleicht ein Kapitel ſeines Buchs: Von den Pflichten geſchrieben, das allein hinreichen würde, ſein Andenken zu verewigen. Ach! hier war es auch, wo die Mörder ihn fanden, und ſein theures Haupt dem Blutdurſte des Triumvirats opferten! —

Dieſen, mit Trümmern und Früchten bedeckten Platz hat der ehrliche Gaetaner für fünf und vierzig Ducaten gepachtet. Cicero's Villa für fünf und vierzig Ducaten! — Aber war es denn auch wirklich Cicero's Villa? höre ich einen kritiſchen Alterthumsforſcher mir einwerfen. Daß Cicero hier eine Villa hatte, iſt freylich wohl gewiß, denn der Hafen von Gaeta, Mola genannt, iſt auf den Trümmern der Stadt Formiae erbaut, und in ihren Mauern lag das Formianum des Weiſen. Aber wo? — Meyer, in ſeinen Darſtellungen aus Italien, ſetzt es in ein Citronenwäldchen vor der Stadt, und manche Einwohner, die man befragt, weiſen den Frager eben dorthin; viele wiſſen gar nichts davon. Doch die ganz unverdächtige, ihm gleichſam nur gelegenheitlich entſchlüpfte Ausſage des gemeinen Gaetaners, beweiſet wenigſtens, daß die Volksſage dieſen ehrwürdigen Ort an die Stelle ver-

ſetzt, auf welcher ich geſtanden. Hierzu kommt noch die herrliche Lage des Orts, von der ſich wahrlich vermuthen läßt, daß ein Cicero ſie gewählt haben werde. Linker Hand die Feſte, die gleichſam aus den Wellen des Meeres emporſteigt; grade im Geſicht die Inſel Iſchia, und rechter Hand der Veſuv! — Nein wahrlich! ſo lange man das Gegentheil mir nicht gründlich erweiſen kann, werde ich den frommen Glauben nicht fahren laſſen, daß ich Cicero's Villa betreten, daß ich am Rande ſeines Bades geſtanden.

Auch ein hohes Denkmahl, draußen vor der Stadt, habe ich geſehen. Es ſoll, von ſeinen dankbaren Freygelaſſenen errichtet, den Platz bezeichnen, auf welchem der Unſterbliche von Mörderhand fiel.

Ich will bey dieſer Gelegenheit noch einen Irrthum berichtigen, der gleichfalls in Meyers Darſtellungen ſich findet. Dieſer achtungswerthe Reiſende erzählt, er ſey hinüber nach Gaeta in einem kleinen Kahn geſchwommen, und erſt dort habe er zum erſtenmahl den Veſuv erblickt. Das iſt faſt unmöglich; denn er hätte nur in dem Wirthshauſe, das am Hafen liegt, an das Fenſter treten dürfen, ſo hätte ihm der Veſuv ein wenig linker Hand in die Augen fallen müſſen. Es iſt überhaupt ein Irrthum, den viele Reiſende verbreitet haben, man werde den Veſuv

nicht eher gewahr, bis man Gaeta erreiche. Er iſt bey hellem Wetter in Terracina ſehr deutlich zu erkennen. Zwar mag der Fall ſelten ſeyn, denn ſogar ein Einwohner von Terracina wollte mir den Veſuv wegdiſputiren, der unverkennbar vor uns lag und rauchte; aber ein Schiffer von der Inſel Iſchia, der eben mit Töpferwaaren landete, entſchied den Streit augenblicklich. Nur muß man nicht nach dem Veſuv fragen, denn unter dieſem Nahmen kennt man den Berg hier nicht; Jedermann nennt ihn bloß Somma, oder la Montagna, den Berg par excellence.

26.

Zwiſchen Gaeta und Neapel.

Durch einen Garten ſcheint der Weg zu führen; Citronen und Pomeranzen wachſen hier ſo häufig, als bey uns Eicheln und Buchnüſſe; Aloen, wie ich ſie noch nie ſo groß geſehen hatte, ſtanden zu beyden Seiten an der Straße; alles grünte, blühte, duftete, reifte; es war in den letzten Tagen des Octobers. — Kurz zuvor, ehe man den Garigliano erreicht, erblickt man anſehnliche Ruinen der alten Stadt Minturnum, und ich kann nicht begreifen, warum alle Reiſebeſchreiber, die ich nachzuſchlagen Gelegenheit hatte, ſo gar wenig darüber ſagen. Es

iſt nicht allein eine Waſſerleitung, deren Trümmer mein Auge auf mehrere Meilen weit verfolgt hat, es ſteht auch noch ein großes rundes Gebäude, das inwendig, mit dem äußern Zirkel parallel laufend, einen kleinern Zirkel bildet; vielleicht war es ein Theater. Außerdem iſt die ganze Gegend umher in einer großen Strecke mit Ruinen gleichſam beſäet, und ich bin gewiß, der Alterthumsforſcher würde hier gute Beute machen, wenn er ſich etwa entſchließen wollte, ein paar Tage in dem nahe gelegenen elenden Poſthauſe zuzubringen. — Ich kann mir das Schweigen der Schriftſteller über dieſe herrliche Trümmer nicht anders erklären, als durch die Erbärmlichkeit des Menſchen überhaupt, deſſen höchſter Enthuſiasmus für eine Sache gar bald in Gleichgültigkeit verwandelt wird, wenn er ſie zu häufig findet. Das Letztere iſt freylich hier der Fall. Man kann, ohne Uebertreibung, auf dieſem Wege kaum zehn Schritte fahren, ohne ein Grabmahl, eine Waſſerleitung oder ein Stück von einer antiken Mauer zu erblicken, die man ſogleich an dem ſogenannten Reticularwerk (netzförmiger Steinbekleidung) erkennt. — Ueber den Garigliano führt ein elendes Fahrzeug. Es iſt derſelbe Fluß, an dem einſt Bayard, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, eine Heldenthat ausübte, die, um der des Horatius Cocles gleich zu ſeyn, nur einen Livius hätte finden dür-

dürfen; er vertheidigte nähmlich, ſo gut als Jener, ganz allein eine Brücke gegen eine feindliche Armee. Alle Schulkinder wiſſen das vom Horatius Cocles zu erzählen, doch Bayards That iſt faſt vergeſſen. So wenig können die Helden der guten Schriftſteller entbehren, und dennoch geben ſie ſich zuweilen das Anſehen, ſie gering zu ſchätzen.

Als ich mich Capua näherte, und mich erinnerte, wie es dem Hannibal hier erging; als ich vollends des Campaner Thals unſers originellen Jean Pauls gedachte; da meinte ich gradenweges in ein Paradies zu fahren; es iſt aber eine häßliche Stadt und eine ſehr einförmige Gegend. Wenn Hannibals Truppen ſich betrunken haben, ſo muß der Wein in Capua damahls beſſer geweſen ſeyn als jetzt, und wenn vollends andere Wollüſte ſie entnervten, ſo waren vermuthlich die damahligen Schönen von Capua hübſcher als die jetzigen. Die Ruinen der alten Stadt liegen in einiger Entfernung von der neuern. — Von hier ſind es nur noch vier deutſche Meilen von Neapel, die man in wenigen Stunden zurücklegt. — Einen ſehr charakteriſtiſchen Nationalfluch hörte ich jetzt zum erſtenmal: ich wollte, daß du ermordet würdeſt! — Dieſes kleine artige Compliment machen ſich die Neapolitaner alle Augenblicke bey den geringſten Veranlaſſungen, und ſchreyen bey

unbedeutenden Zänkereyen immer dermaßen, daß man, ehe man es gewohnt wird, ſtets fürchtet, ſie werden ſich wirklich ermorden.

27.

N e a p e l.

Ich muß den Leſer erſt ein wenig in der Stadt herumführen, denn hier iſt Alles ſo ganz verſchieden von dem, was ſich ein Nordländer gewöhnlich unter einer Stadt denkt, daß man anfangs im Monde zu ſeyn glaubt.

Neapel kommt mir vor wie ein großes Haus, in dem eine Menge Menſchen wohnen, und die Häuſer ſcheinen mir bloße Schlafzimmer, denn, das Schlafen ausgenommen, geſchieht alles übrige, was Menſchen zu thun pflegen, auf den Straßen. Alle Handwerker haben nicht bloß offenſtehende Buden, ſondern ſie tragen ihre Tiſche, und was ſie ſonſt zur Treibung ihres Handwerks bedürfen, heraus auf die Straße, und da ſieht und hört man ſie klappern, hammern, nähen, weben, feilen, hobeln, friſiren, barbiren, den lieben langen Tag. — Der Gaarkoch rupft und bratet Hühner, kocht und backt Fiſche, auf der Straße, die Hungrigen treten hinzu und halten ihre Mahlzeit. Um ihren Durſt zu löſchen, dürfen ſie nur ein paar Schrit-

te weiter gehen, zu einem der vielen Waſſeraus-ſchenker, der ſeine Bude auf der Straße hat. Die Buden dieſer letztern fallen jedem Fremden zuerſt auf; ſie deutlich zu beſchreiben iſt ein wenig ſchwer. Vor dem Tiſche oder der Schenke, hinter welcher der Mann ſteht, erheben ſich an den vier Ecken, vier bemahlte und verguldete Stangen, oben durch Querpfoſten verbunden, und das Ende dieſer Querpfoſten nach der Straße zu, iſt bey allen auf eine Weiſe verziert, die in andern Ländern auffallen würde, die man aber hier überſieht. Es ſind nämlich Hände, die den Daumen durch die beyden erſten Finger ſtecken. Die Hände, ſo wie das ganze obere Pfoſtenwerk, iſt bunt angeſtrichen, in der Mitte mit Heiligenbildern geſchmückt, zu beyden Seiten flattern ein paar Fähnlein, und die übrigen Zwiſchenräume ſind mit angenagelten Bouquets von Citronen, auch wohl mit Blumen ausgefüllt. Man muß beym erſten Anblick ſogleich an die Chineſer denken. Dem Verkäufer zu beyden Seiten hängen zwey lange, trommelförmige Fäſſer, durch deren Mitte eine eiſerne Achſe läuft, ſo daß man ſie bequem neigen oder klippen kann. Dieſe Fäſſer enthalten ſchönes, klares Waſſer und Eis. Auf dem vordern Rande des Tiſches ſtehen eine Menge Gläſer und Citronen. Um ſolche Bude ſind die Menſchen bald mehr bald weniger, oft in dichten Haufen verſammelt, und bewundern

muß man die außerordentliche Fertigkeit, mit welcher der Verkäufer links und rechts ſeine Trommeln kippt, die Gläſer voll ſchenkt, ein wenig Citronenſaft dazu preßt, den Trank hinreicht, das Geld empfängt, darauf herausgibt u. ſ. w. Wer lange zuſieht, dem kommt der Kerl endlich vor wie eine Maſchine, durch ein Räderwerk getrieben. An heißen Sommertagen ſoll das Gedränge unbeſchreiblich groß ſeyn, ſoviel auch dergleichen Buden vorhanden ſind. Abends werden ſie erleuchtet, mit acht, zehn, auch zwölf Lampen. Der Preis des Getränks iſt eine der kleinſten Kupfermünzen. Es ſieht in der That appetitlich aus, wenn das criſtallhelle Waſſer in das Glas perlt, und die Kälte es ſogleich beſchlägt. Auch geht es, wider Gewohnheit, reinlich dabey zu; der Verkäufer ſchwenkt die Gläſer immer vorher aus, wenn ihm die zudringlichen Durſtigen nur irgend Zeit dazu laſſen, drückt auch den Citronenſaft nicht durch die Finger hinein. — Außerdem gibt es auch noch herumwandelnde Waſſerverkäufer, die ihr aqua! den ganzen Tag ausſchreyen, und gleichfalls drey oder vier reinziche Gläſer an ihrer Schleifkanne herumtragen.

Eſſen und Trinken iſt die erſte und wichtigſte Angelegenheit eines Volks, daher kann man auch in Neapel nicht zehn Schritte weit gehen, ohne auf eine Veranſtaltung zu ſtoßen, um dieſe beyden Bedürfniſſe ſogleich aus freyer Fauſt zu

befriedigen. Hier ſtehen große Keſſel mit Maccaroni, völlig zubereitet, Käſe darüber geſtreut, und die Oberfläche mit kleinen Stücken von den ſogenannten Goldäpfeln (pomi d'oro) verziert. Eine ſolche Portion Maccaroni zu verzehren iſt aber eine Kunſt, die man den Neapolitanern erſt ablernen muß; denn, da ſie Ellenlang ſind, ſo müſſen ſie mit dem Daumen und Zeigefinger gefaßt, bey weit zurückgebogenem Halſe und aufgeſperrtem Munde, von oben herabgelaſſen werden. Fremde pflegen ſie wohl vorher mit Meſſer und Gabel zu zerſchneiden, und dann mit Löffeln zu eſſen, das iſt aber ganz gegen das Nationalcoſtüm. Uebrigens werden die Maccaroni hier ſehr einfach, mit Fleiſchbrühe und Käſe zubereitet, und ſchmecken ſo ungleich beſſer, als die mancherley mit Paſtetenteig umgebenen fetten Verkünſtelungen, die ich an andern Orten davon gefunden habe. Nur zu wenig kochen läßt man ſie, und das geſchieht überhaupt in Italien mit dem Reis, den Graupen u. ſ. w. es muß alles hart ſeyn, für einen Fremden oft ungenießbar. Ich habe einmahl dabey geſtanden, als eine Schneidersfrau auf der Straße ihre Maccaroni kochte. Sie hatte einen metallenen Mörſer umgewendet, auf dieſen eine platte eiſerne Pfanne geſtellt, in welcher ſehr kleine Stücke Holz brannten, und auf der Pfanne ſtand ihr Keſſel mit Waſſer. Als das Waſſer zu ko=

chen begann, ergriff ſie ein Pack Maccaroni, in Papier gewickelt, ſtauchte ihn, ſo tief der Keſſel war, hinein, und hielt ihn ſo lange, bis die ſteifen Maccaroni, vom heißen Waſſer etwas biegſam gemacht, nachgaben, dann ließ ſie das ganze Bündel, das nunmehr ſich ringelte, vollends nachſchlüpfen. Ich ſah nach meiner Uhr. Etwas über fünf Minuten ließ ſie die Speiſe aufwallen, goß dann das Waſſer ab, Fleiſchbrühe darüber, ſtreute Käſe darauf, und das Mittagsmahl war fertig. Ihr etwa fünfjähriger Knabe hatte ſich ſchon lange vorher einige halbgekochte Fäden durch Schreyen ertrozt. Dazwiſchen war der Nachbar von ſeiner Werkſtatt aufgeſtanden, und hatte, ohne um Erlaubniß zu fragen, ſeine Pfeife an dem kleinen Feuer angezündet. Auch war die ganze Küche einen Augenblick lang durch ein Schwein und einen beladenen Eſel mit dem Untergang bedroht worden. Es iſt wirklich ſehr unterhaltend, ſolch einer Straßenwirthſchaft zuzuſehen. — Leckermäuler miſchen zuweilen Hühnerlebern unter die Maccaroni, und das iſt allerdings ſchmackhaft.

Wir haben es aber jezt bloß mit dem Pöbel zu thun, der, außer jener Nationalſchüſſel, noch andere Lieblingsſpeiſen hat. Dahin gehören die Bohnen und Erbſen, die gleichfalls in großen Keſſeln gekocht, die Vorübergehenden einladen. Endlich auch das Türkiſche Korn,

deſſen Aehren, ſo wie ſie da ſind, ohne weitere Zubereitung, in Waſſer gekocht werden. Es iſt freylich die gemeinſte und verachtetſte Speiſe; ſie muß aber doch ſehr nahrhaft ſeyn, und ich habe manchen Bettelbuben mit großer Eßluſt hineinbeißen ſehen. Sie eſſen nicht bloß die Körner heraus, ſondern verzehren auch das weichgekochte Fleiſch, in welchem die Körner feſt ſitzen.

Eine zweyte, ſehr reiche Quelle der Nahrung ſind die unendliche Menge und Verſchiedenheit der Seefiſche, die gekocht, gebraten und roh auf den Straßen verkauft und verzehrt werden. Ihre mancherley groteske Geſtalten zu beſchreiben, wage ich nicht. Es gibt deren mit langen Schnepfenſchnäbeln, andere, die einer Gallerte gleichen; noch andere, welchen eine Menge Frangen aus dem Rachen hängen. Schaale Fiſche, die ganz die Geſtalt einer noch mit ihren Stacheln verſehenen Caſtanie haben, andere, die wie Meſſerſtiele von Achat ausſehen. Beyde Gattungen werden roh gegeſſen, und mich dünkt, es gehöre Muth dazu, beſonders die letztern zu verzehren, denn die Art ſie zu eſſen iſt folgende: man drückt ihre Schaale hinten, ſogleich ſtecken ſie die Köpfe und den halben Leib heraus, (ungefähr wie die Schnecken aus ihren Häuſern) und winden ſich dabey wie Blutigel, denen ſie überhaupt an Geſtalt, nur nicht an Farbe, gleichen. Hält man ſie an den Teller,

ſo ſaugen ſie ſich mit dem Kopfe an, der alsdann breiter wird. Zwey kleine Augen ſind, als ſchwarze Punkte, an dem Kopfe deutlich zu unterſcheiden. Wer ſich entſchließen kann dieſes Gewürm zu eſſen, muß es gerade auf den Kopf beißen, ſobald es denſelben aus der Schaale ſteckt, muß dieſen Kopf mit den Zähnen feſt halten, und ſo den ganzen Wurm aus der Schaale ziehen, den er ſodann nach Belieben kauen mag, bis er keine Lebenszeichen mehr von ſich gibt. Ich bekenne, daß ich mich nicht habe überwinden können, dieſe Operation vorzunehmen. Man pflegt ſie auch wohl zu braten, gleich den Auſtern, und da habe ich ſie zu koſten verſucht. Sie haben ein ſüßes ekelhaftes Fleiſch. —

Auſtern gibt es hier auch in Menge, aber ſie ſind ſehr klein und ihr Geſchmack nicht ſonderlich. Die Fiſcher pflegen ſie zu öffnen und vier bis fünf in eine Schaale zu thun, damit man doch einen Mundvoll bekomme. Dieſe Manier iſt aber weder reinlich noch einladend.

Am Meeresufer, wo die Fiſcher ihre Waaren (die hier Seefrüchte heißen) feil halten, pflegt ſich an Sommerabenden die ganze ſchöne Welt zu verſammeln, um Fiſche zu eſſen. Es geht dabey zu wie ungefähr im Thiergarten bey Berlin. Man ſpeiſt nähmlich an vielen kleinen Tiſchen, die fertig gedeckt ſtehen. Der Fiſcher hat dann ſeine mannichfaltigen Seefrüchte amphitheatraliſch

aufgeſchichtet und herausgeputzt; man wählt nach Belieben. Da aber der Platz zu dieſer Eßluſtbarkeit eben nicht groß iſt, ſo muß man auch, wie in Berlin, ſich ſchon vorher einen Tiſch beſtellen, wenn man ſicher ſeyn will, noch Raum zu finden. — Ein Freund erzählte mir eine drollige Anekdote, die ſich kürzlich zugetragen. Ein kecker, übermüthiger Jüngling, wie es deren überall gibt, kam zu ſpät. Zwar fand er noch alle Tiſche leer, aber ſie waren alle beſtellt. Er fing an, mit dem Fiſcher zu capituliren, und bewies ihm, daß er mit ſeiner Mahlzeit fertig ſeyn werde, ehe die Geſellſchaften einträfen. Der Fiſcher hatte taube Ohren. Vergebens zankte und drohte der Hungrige, der Fiſcher ließ ſich nicht irre machen. Als der junge Menſch ſah, daß hier keine Hoffnung ſey, durch Unverſchämtheit zu ſiegen, ſchwieg er endlich, nahm aber einen Strick, band ihn verſtohlen an die gefüllte Bude des Fiſchers und harrte bis zufällig ein Wagen an derſelben hielt. Flugs befeſtigte er das andere Ende des Stricks an das Wagenrad, und entfernte ſich ſchnell. Als nun der Wagen fortfuhr, nahm er natürlich die ganze Bude mit, und alle die appetitlich zubereiteten Fiſche lagen plötzlich in einer Brühe von Koth.

Eine andere Hauptnahrung des Volks liefern die Gartengewächſe, die hier das ganze Jahr hindurch grün, friſch und wohlfeil zu

haben ſind. Junge Türkiſche Bohnen ſind noch jetzt häufig (ich ſchreibe dieſes in der Mitte des November) und man verſichert mich, daß ich um Weihnachten junge Erbſen in Menge ſehen werde. Alle Kohlgattungen, unter andern der Italien eigenthümliche Broccoli, ſind mahleriſch an ſchrägen Wänden ſechs bis ſieben Fuß hoch aufgeſchichtet. Kein in Norden bekanntes Zugemüſe fehlt, manches dort unbekannte iſt hier gemein. Dahin gehören die pomi d'oro, die man zwar ſchon in Wien, aber bey weitem nicht ſo groß und häufig ſieht, und die vortreffliche Brühe geben; ferner eine eyförmige violette Frucht, deren Nahmen ich vergeſſen; weißen und rothen Broccoli u. a. m. Beſonders gibt es eine unendliche Menge von Kürbiſſen, meiſt die Gattung, die man Herculeskeule nennt, und die hier zu einer ungeheuern Größe wachſen. Man füttert nicht bloß das Vieh damit, ſondern man kocht auch einen Brey davon, mit Reis vermiſcht, der recht gut ſchmecken ſoll. Ein Lieblingsgericht des Italiäners iſt der Spaniſche Pfeffer, deſſen rothe und grüne Schoten, zuweilen auf Myrtenſtengel gereiht, dann in Eſſig geweicht, ſeinen Gaumen verbrennen, und die Thätigkeit des Magens reizen.

Endlich hat auch Pomona ihr Füllhorn ſehr reichlich über die Gegend von Neapel ausgeſchüttet. Ich höre klagen, das Obſt ſey dieſes

Jahr ſchlecht gerathen, und doch iſt es ſo häufig und wohlfeil. Kaſtanien ſind noch häufiger als in Norden die Kartoffeln, die man hier ziemlich ſelten ſieht. Die Weintrauben werden in Körben zu großen Pyramiden aufgethürmt, mit Rosmarinzweigen beſteckt, und gewähren einen lachenden Anblick. Citronen und Orangen, grün und gelb, muß man nach Millionen zählen. Sie werden zum Theil ſchon abgeſchält verkauft. Die großen, ſogenannten Pinien-Aepfel, eigentlich eine Art von Tannzapfen, werden auf der Straße geröſtet, um die ſchmackhaften Kerne leichter zu enthülſen. Die Granatäpfel werden ganz und in einzelnen Scheiben feil geboten, und in letzterer Geſtalt ergötzen ſie das Auge durch ihre zahlloſen purpurfarbigen Kerne. Die Feigen ſieht man entweder friſch in großen Körben, oder auch halb getrocknet auf lange hölzerne Spieße geſteckt, wie die Leipziger Lerchen. Aepfel, Birnen, Miſpeln, Nüſſe ſind gemeine Früchte. Ananas ſchmeicheln dem Gaumen des Reichen, denn da man faſt gar keine Treibhäuſer hat, ſo ſind ſie theurer als in Berlin und Petersburg. Der Lazzaroni begnügt ſich mit Melonen, die ihm in Stücken geſchnitten und mit friſchem Waſſer begoſſen, mit großem Geſchrey überall feil geboten werden. Ah che bella cosa! ach! was für eine herrlich Sache! hört man auf allen Straßen

kreiſchen, und in der That iſt der Anblick einer ſo zerſchnittenen und ſauber gewaſchenen Melone bey warmem Wetter recht einladend.

Auch an Leckerbiſſen fehlt es dem Pöbel nicht. Da ſteht zum Exempel ein Kerl unter meinem Fenſter, der hat ein Tiſchchen vor ſich, an deſſen einer Ecke eine Stange befeſtigt iſt; aus der Stange ragt, in einer Höhe von etwa ſechs Fuß, ein dicker eiſerner Nagel hervor. Jetzt knetet der Kerl auf ſeinem Tiſche einen Teig von Maismehl zuſammen, und verſüßt ihn reichlich mit ſchwarzem Honig. Den Teig, der auf dieſe Weiſe ganz ſchwarz ausſieht, zerrt er nun zu einem dicken, langen Welger, faßt die Enden derſelben mit beyden Händen, und ſchlägt ſie ſo lange mit kräftigen Schlägen über den dicken Nagel, bis der Teig dadurch anfangs gelb, dann immer weißer, und endlich ganz weiß wird. Nun ſchneidet er ihn in kleine Stücken, wirft ihn in eine Pfanne mit ſiedendem Oel, und in wenigen Minuten iſt der Leckerbiſſen gebacken. Die Straßenjungen erhaſchen mit Begierde jedes Abſchnitzelchen, und gewöhnlich ſtehen ſchon eine Menge Eßluſtiger rings umher, denen das Maul ſichtbar voll Waſſer läuft, während ſie der Operation zuſehen. Ein Deutſcher wird ſich freylich nicht leicht entſchließen können, dieſe Kuchen aus dem Stegereife zu verſuchen; hingegen darf er nur einige Schritte weiter an die Bude eines Kuchenbeckers

treten, wo er jederzeit vortreffliche kleine Kuchen, theils mit Früchten, theils mit Ricotta gefüllt, findet, die, ich darf es aus Erfahrung verſichern, keiner fürſtlichen Tafel Schande machen würden. Ricotta iſt eine Art von geronnener Milch oder weichem Käſe, der in ganz kleinen trichterförmigen Körbchen mit darüber geſchlagenen Weinblättern verkauft wird. — Der Käſe überhaupt ſteht bey den Italienern bekanntlich in ſehr großem Anſehen, aber die Neopolitaniſchen Käſegattungen taugen doch alle nichts. Ein paar darunter ſind ſehr ſcharf, die meiſten ganz geſchmacklos. Der gemeinſte hat die Geſtalt einer kleinen runden Pilgerflaſche und wird auch ſo an Bindfaden aufgehängt; die ganze Bude iſt gewöhnlich damit garnirt. Schneidet man ihn von einander, ſo kommt es Einem vor, als liege er in einer Blaſe, denn man kann eine ziemlich dicke Haut herunterziehen, wie eine Blaſe. Das Inwendige iſt ſehr zäh und ſchmeckt nach gar nichts. Dieſem ſehr ähnlich ſind die Büffelkäſe, die ſich wie Leder recken. — Käſekrämer handeln hier mit nichts anderm, als mit dieſer Waare, und ſtehen ſich ſehr gut; ein Beweis, wie ſtark der Verkehr damit iſt. Sie haben eine ganz eigne, ſonſt nirgend gewöhnliche Manier, ihre Läden aufzuputzen. Die Hauptzierde derſelben, die nicht fehlen darf, iſt ein großer und weißer Marmortiſch, in deſſen Mitte abermahls ein

kleineres Marmortiſchchen auf Säulen ruht, oder von Genien mit Füllhörnern gehalten wird u. dgl. Hier äußert ſich nun der Geſchmack, oder auch der Witz des Käſekrämers. Die Vorderſeite des kleinen Tiſchchens nähmlich iſt entweder mit Basreliefs (zum Exempel dem heiligen Abendmahl) oder öfter mit Sprüchen und Sentenzen geſchmückt, geiſtlich und weltlich. Hier lieſt man eine Warnung, die den Käufer wie dem Verkäufer gelten kann: Betrug fällt auf den Betrüger zurück; dort ein paar lateiniſche Sprüche aus der Bibel: dilata os tuum et implebo illud, und butyrum de armento et lac de ovibus. Ein anderer läßt von Genien Ducaten aus Füllhörnern ſchütteln, mit der Inſchrift: in te domine speravi! Ein dritter iſt ein Spaßmacher, man lieſt an ſeinem Tiſchchen: Heute wird hier kein Credit gegeben, aber morgen. Gerne möchte ich wiſſen, wie es zugeht, daß unter allen hieſigen Kaufleuten die Käſekrämer die einzigen ſind, welche wie Trauerſpieldichter, ihre Waaren mit Sentenzen aufputzen; aber löblich iſt es, daß eine ſo ſchmutzige Waare, als der Käſe zu ſeyn pflegt, von weißen Marmortiſchen gekauft wird. — Eine ähnliche löbliche Gewohnheit, die aber auch meines Wiſſens nirgend als in Neapel angetroffen wird, iſt die Art und Weiſe, Milch zu verkaufen. Die milchende Kuh nähmlich wird von dem Eigenthü-

mer von Haus zu Haus geführt; wer Milch bedarf, ſchickt ſeine Bedienung heraus vor die Thüre, und es wird der Kuh auf der Stelle ſo viel abgemolken, als der Käufer nöthig hat. Man iſt alſo ſicher, daß man die Milch ganz unverfälſcht erhält. Die Kuh iſt gleichſam ein wandelnder Brunnen, aus dem Jeder ſchöpft und heimträgt, ſo viel ihm beliebt.

Außer dieſen Kühen ſpazieren auch noch eine Menge Kälber in der Stadt herum, welche den Franziskanern gehören, und ein kleines viereckigtes Täfelchen vor der Stirne tragen. Man läßt ſie ungehindert ſpazieren gehen, freſſen und ſchlafen, wo ſie Luſt haben.

Das Fleiſch iſt in Neapel gut, und wird ohne Bedenken auch an Faſttagen verkauft. Büffel werden häufig geſchlachtet. Die Apuliſchen Schaafe, die man hier oft ſieht, fallen durch Größe und durch ihre ſo genannten Rammsköpfe dem Fremden auf. Eben ſo neugierig wird er die Schweine betrachten, die alle ſchwarzgrau und ganz nackend ſind. Sie werden ungeheuer fett, theils weil man ſie mit türkiſchem Korne mäſtet, theils weil auch ſie die Erlaubniß haben, den ganzen Tag auf den volkreichen Straßen herum zu wandeln, wo es, bey der unendlichen Menge von Eßwaaren, an reichlicher Nahrung nicht fehlen kann. Sie ſcheuen weder Pferde noch Wagen, und lau-

ſen, wie ich ſelbſt geſehen habe, den Fußgängern durch die Beine. Auch die Hühner nehmen Theil an der allgemeinen Straßenfreyheit; junge Hühner giebt es das ganze Jahr. Bloß Enten und Gänſe habe ich nicht auf den Straßen geſehen, vermuthlich weil die Neapolitaner überhaupt keine Gänſe eſſen.

Das Brod iſt ziemlich gut. Es wird für die Wohlhabendern von Weißen, für die Aermern vom türkiſchen Korn gebacken. Roggenbrod giebt es nicht. Man legt hier nicht, wie in andern Orten, das Brod auf dem Laden zur Schau, ſondern man hängt es auf, oder nagelt es auf Bretter. Es ſcheint, die Neapolitaner haben ſich einmahl vorgenommen, in allen Gewohnheiten von den Europäern abzuweichen.

Der Wein iſt natürlich ſehr wohlfeil, aber ſelten gut; der meiſte hat, ohne eben ſüß zu ſeyn, doch eine gewiſſe Süßlichkeit, die ihn einem Nordländer ſehr zuwider macht. Es giebt aber auch Gattungen, die frey davon ſind, beſonders die ſo berühmten Thränen Chriſti, die am Fuß des Veſuvs wachſen, und wohl den beſten Tiſchwein liefern; nur iſt er ſehr hitzig, und man iſt genöthigt, ihn mit Waſſer zu miſchen. So gut aber auch dieſer Wein iſt, ſo entſpricht er doch ſeinem großen Rufe bey weitem nicht, und iſt mit einem mittelmäßigen Bourdeaux-Wein kaum zu vergleichen. — Der Wein von der Inſel

ſel Iſchia wird auch als Tiſchwein geſchätzt. Man wird immer wohl thun, hier keine fremde Weine zu trinken. Wären ſie auch nicht gewöhnlich verfälſcht, ſo ſind ſie doch dem Klima nicht angemeſſen. Es iſt eine allgemeine und heilſame Regel, in einem Weinlande keinen andern als inländiſchen Wein zu fodern; Geſundheit, Geſchmack und Beutel werden ſich wohl dabey befinden. — So leicht es auch wäre, ſich hier Korkholz zu verſchaffen, und gute Stöpſel daraus zu ſchneiden, (da der Korkbaum in Italien wächſt) ſo behält die Tyrannin Gewohnheit doch auch hierin die Oberhand. Man begnügt ſich, auf die bekannten dünnhalſigen, mit Baſt umſchlungenen Weinflaſchen ein wenig Oel zu gießen (welches nachher mit Baumwolle oder Flachs, oft unvollkommen und unreinlich genug, wieder abgenommen wird) oder man bedient ſich auch elender Stöpſel von einem leichten Rohr. — Bey einer Mahlzeit im Wirthshauſe kommt der Wein gar nicht in Betrachtung. Man kann trinken, ſo viel man Luſt hat, das vergrößert die Zeche nicht. — Liebhaber vom Biere ſind hier übel daran, denn ich habe weder gutes noch ſchlechtes Bier gefunden.

Jetzt wiſſen die Leckermäuler, welche Speiſen und Getränke ſie hier zu erwarten haben, und ich füge nur noch ein Wort von der Zubereitung der erſtern hinzu. Die italieniſche Kü-

che kommt der franzöſiſchen bey weitem nicht bey, ſie iſt aber auch nicht ſchlecht. Im Hart- Kochen und Braten ahmt ſie die engliſche nach, auch giebt ſie das Gemüſe auf engliſche Art, bloß aus dem Waſſer gekocht. Wer das nicht liebt, der kann zu dem herrlichen Oel ſeine Zuflucht nehmen; das Vorurtheil, welches er etwa im Vaterlande gegen das Oel geſchöpft hat, wird hier bald verſchwinden. — Man liebt hier vielerley Speiſen. Zwölf Schüſſeln, Deſſert ungerechnet, iſt eine ganz gewöhnliche Mahlzeit.

Nach dieſer nahrhaften Beſchreibung — (die ich des Vormittags zu leſen bitte, weil man Nachmittags ungern vom Eſſen und Trinken hören mag) — kehre ich auf die Straßen von Neapel zurück. Ich habe erklärt, man treibe in Neapel, das Schlafen ausgenommen, alles auf den Straßen, folglich iſt es noch nicht genug, daß man da iſt, trinkt, Eſſen kocht, Kühe melkt, Kälber füttert, ſein Handwerk treibt, ſeine Waaren verkauft, Briefe und Suppliken ſchreibt, ſich das Ungeziefer abſucht, u. ſ. w. — Man entledigt ſich auch ohne Bedenken der ſchmutzigſten Bedürfniſſe, und dieſe ſchändliche Gewohnheit, welche ganz Neapel zu einem großen Kloak macht, iſt den Augen wie der Naſe des Fremden oft unerträglich. Man wendet freylich ein: Tauſende von Lazzaroni's wohnen und ſchlafen ſogar auf den Straßen, folglich ſind ſie wohl genöthigt,

auch alles übrige da zu verrichten. Ferner: Tauſende von Landleuten führen täglich ihre Produkte in dieſe große Stadt, wo ſie, außer Straßen und Marktplätzen keinen andern Zufluchtsort kennen: man verſichert daher, ein Hauseigenthümer, deſſen Haus eine Thorfahrt habe, dürfe nicht einmahl dieſe Sauerey verbieten. Wenn dem ſo iſt, ſo möchte ich wenigſtens nicht in Neapel wohnen, und noch weniger ein Haus darin beſitzen.

Sollte man für möglich halten, daß auf dem Schloßplatze, der Königlichen Reſidenz grade gegenüber, und zwar an der Mauer der Sanct Ludwigskirche, eine der größten Kloaken in Neapel befindlich iſt? — Der König, deſſen Zimmer da heraus gehen, kann nicht auf ſeinen Balkon treten, ohne die Augen dahin zu wenden; die Gläubigen können nicht die Kirche beſuchen, ohne ihre Schuhe zu beſudeln. Von ihren Naſen ſpreche ich nicht, denn ſo groß auch gewöhnlich die Naſen der Italiener ſind, ſo ſcheinen ſie doch durchaus gar keinen Geruch zu haben, ſie gehen ganz unempfindlich durch ihr ſtinkendes Neapel. Vielleicht iſt ihr Gehörſinn, den ſie bis zur höchſten Feinheit kultiviren, Schuld, daß der Geruchſinn vernachläſſigt wird. Ueberhaupt ſcheint ihnen aller Schmutz, die Wohnzimmer ausgenommen, vollkommen gleichgültig zu ſeyn. Ihre Vorhäuſer, ihre Treppen, Vorzimmer u. ſ. w. ſtarren von dickem Koth, und der

Pallaſt des Miniſters unterſcheidet ſich darin nicht im geringſten von der Hütte des Krämers. Ich kann nicht begreifen, wie die reinlichen Engländer ſich ſo gern und häufig hier aufhalten mögen. Die Straßen haben doch noch den Vorzug vor den Häuſern — daß ſie zwar nicht auf Veranſtaltung der Polizey gefegt werden, — aber daß es doch immer Menſchen genug gibt, die den Koth aus Eigennuz zuſammen ſcharren, um ihn als Dünger zu verkaufen. Wie appetitlich es ausſieht, wenn ein ſolcher induſtriöſer Kopf ſeinen Korb beynahe voll hat, und dann, ohne Rückſicht auf irgend eine Gattung des Unraths zu nehmen, ihn mit den Händen fein glatt zuſammen drückt, das kann man ſich vorſtellen. Auch durch die Regengüſſe werden die meiſten abhängigen Straßen gereinigt; denn da ganz Neapel mit großen ſchönen Quadern von Lava gepflaſtert iſt, ſo klingt es parador, iſt aber buchſtäblich wahr, daß ſie nur ſchmutziger werden, wenn es wenig regnet; ein ſtarker Regen hingegen wäſcht ſie ſchön rein.

Die Stadt ſelbſt hat ein ſonderbares Anſehen. Dächer wird man ſelten gewahr. Die ſehr hohen Häuſer ſind ſtatt derſelben mit einem Guß von Eſtrich verſehen, wo man ſehr angenehme, friſche, reine Luft genießt, herumſpazirt, die Nachbarn von einem Dache zum andern begrüßt, mit ihnen ſchwatzt, ſie belauſcht. Schade nur, daß

der Eſtrich oft ſpringt, daß es dann durchregnet, und daß man eine Menge Pech mit Sand vermiſcht in die Riſſe gießen muß, wodurch dieſer ſchöne luftige Spaziergang auf einigen Häuſern ſehr verunreinigt wird. — Fenſter, möchte ich behaupten, hat Neapel auch gar nicht, ausgenommen im Erdgeſchoß, alle übrigen Stockwerke haben gläſerne Thüren, aber keine Fenſter, denn alle Oeffnungen eines Hauſes führen auf Balkons. Es giebt kein einziges Zimmer, das nicht ſeinen Balkon hätte. Oft läuft eine Gallerie ein ganzes Stockwerk entlang, meiſtens aber ſind es lauter kleine, von den übrigen abgeſonderte, mehrentheils mit Blumen geſchmückte Balkons. Ein ganz eigener Zierrath ſind die Kürbiſſe, der ſpaniſche Pfeffer, die Weintrauben und die Arlesbeeren, mit welchen man im Herbſt die Vorderſeiten der Häuſer, beſonders über den Thüren, ſehr häufig behängt findet.

Palläſte gibt es hier genug, von einer ſchönen edlen Bauart, aber ſie ſehen ſo beräuchert aus, und liegen in ſo ſchmutzigen engen Straßen, daß ihr Anblick keine Wirkung thut. Es gibt überhaupt ſehr wenig gute Straßen hier, regelmäßige Plätze gar nicht, und man irrt, wenn man glaubt, Neapel ſey eine ſchöne Stadt. Mit Petersburg oder Berlin darf ſie ſich nicht meſſen. Die einzige Straße Toledo iſt allerdings ſchön, ziemlich breit und ſehr lang, aber

doch auch gekrümmt, und durchaus weder mit der Perſpective in Petersburg, noch mit den Linden in Berlin zu vergleichen. Die unendliche Menge von Buden und das ungeheure Menſchengewühl geben ihr den größten Reitz. Nur iſt ein Spaziergang darin demjenigen auch nicht zu rathen, der etwa ſchwache Gehörnerven hat. Es iſt bekannt, daß die Italiener überhaupt nie reden, ſondern immer ſchreyen, und daß ſie, um ſich doch auch hierin von den Franzoſen zu unterſcheiden, das Schreyen nur dann laſſen, wenn ſie ſingen; nirgend aber iſt ihr Geſchrey unbändiger als in der Straße Toledo. Man ſagt, es erleichtere die Kur der Taubheit, wenn man einem tauben Menſchen ſeinen beſtändigen Aufenthalt in der Nähe eines ſtarken Geräuſches anweiſe, und man empfiehlt zu dieſem Behuf Mühlen und Waſſerfälle. Aber was ſind Mühlen und Waſſerfälle gegen das Geſchrey der Italiener und gegen das raſtloſe Mühlwerk ihrer Gurgeln! Wer in der Straße Toledo keine Töne vernimmt, deſſen Ohr hat das ſtrenge Schickſal auf ewig verſchloſſen.

Möchten immerhin alle Straßen von Neapel jener einzigen gleichen, möchten Palläſte an Palläſte ſich reihen, und die ſchönſten Plätze mit Meiſterwerken der Bildhauerkunſt prunken, Neapel bliebe doch immer eine traurige Stadt, ſo lange ſie von dieſen zahlloſen Bettlern wimmelt. Hier

ſinkt mir die Feder aus der Hand! Beſchreiben läßt ſich dieſer Jammer nicht. Trittſt Du aus dem Hauſe, zwanzig hohle Hüte und offne Hände ſtrecken ſich Dir entgegen. Nicht zehn Schritte thuſt Du auf der Straße, ohne daß Dir ein Bettler den Weg vertritt oder Dich anſtößt und anheult. Weiber, oft in ſchwarze Seide gekleidet und verſchleyert, drängen ſich unverſchämt an Dich; Männer, wie pauvres honteux gekleidet, flüſtern Dir in die Ohren. Krüppel aller Art halten Dir plötzlich ihre Arm- und Beinſtummel unter die Augen. Geſichter ohne Naſen oder vom Krebs gefreſſen grinſen Dich an. Ganz nackte Kinder, ja nicht ſelten auch ganz nackte Männer, liegen im Kothe und wimmern. Ein Waſſerſüchtiger ſitzt an der Mauer, und zeigt Dir ſeinen entblößten ungeheuern Bauch. Schwindſüchtige Mütter liegen am Wege, und halten auf ihrem Schooße nackte kleine Kinder, die immer laut weinen müſſen. Willſt Du in eine Kirchen gehen, ſo mußt Du ſchon an der Thüre Dich durch ein Dutzend ſolcher Jammergeſtalten durchſchlagen. Trittſt Du endlich hinein, ſo rutſchen Dir wieder eben ſo viele auf den Knieen entgegen. Auch ſelbſt in Deiner Wohnung biſt Du keinesweges ſicher. Oeffneſt Du die Balkonthüre, ſo ſchallen Dir ſogleich die Seufzer von unten herauf. Mönche dringen zu Dir herein und betteln, indem ſie Dir einen Teller voll Früchte präſentiren.

Wenn man ſich des ſtolzen neapolitaniſchen Sprichworts erinnert: Neapel muß man ſehen und dann ſterben; ſo kann man ſich des Lächelns nicht enthalten. Vor einigen Jahren wollte man das Betteln plötzlich abſtellen, man befahl jeden Bettler ohne Unterſchied aufzugreifen, und in das große Armenhaus zu bringen, welches für mehrere tauſend Menſchen Raum hat; aber man hatte zur Unterſtützung dieſer Anſtalt auf die wohlthätigen, freywilligen Beyträge der Neapolitaner gerechnet, auch waren dieſe anfangs ziemlich reichlich; aber man weiß ja, wie es mit ſolchen ungewiſſen Einnahmen zu gehen pflegt; nichts ermüdet leichter als Wohlthätigkeit; als dieſe daher nach und nach aufhörte, ſo wurden auch die Bettler wieder entlaſſen und Alles kam aufs Alte zurück.

28.

Einige Straßenſcenen in Neapel.

Außer dem, was ſo gewöhnlich in den Straßen vorzugehen pflegt — (als da iſt: reiten, fahren, kaufen und verkaufen, betteln und ſtehlen) — pflegt auch jeder Ort ſeine Eigenheiten zu beſitzen, die zwar dem Einwohner nicht mehr, wohl aber jedem Fremden auffallen. Vollkommene Aehnlichkeit gibt es eben ſo wenig zwiſchen zwey Städten, als zwiſchen zwey Menſchen; eine gewiſſe Familienähnlichkeit zwiſchen den Italieniſchen

Städten wird man auf den erſten Blick gewahr, aber eine jede derſelben hat ihre eigenen Gebehrden. Das gilt vorzüglich von Neapel. Ich habe bereits der Kälber erwähnt, die auf ihre eigene Hand herumlaufen und betteln; ich glaube nicht, daß man noch irgendwo etwas dem ähnliches finden werde.

Eine andere Neapolitaniſche Merkwürdigkeit ſind die öffentlichen Vorleſer auf dem Molo. Dieſer Molo iſt überhaupt ein ſehr angenehmer, in die See hineingebauter Spaziergang, bis auf den mörderlichen Geſtank, von dem auch er nicht frey iſt. Links wiegen ſich die Schiffe an ihren Ankern, rechts brechen ſich die Meereswellen an den Felſenſtücken, der Leuchtthurm ſteht vorn an der Spitze. Obgleich der Molo ſehr breit, und gleichfalls mit großen Quadern gepflaſtert iſt, ſo darf doch kein Wagen darauf fahren, und wäre auch nicht wohl möglich, denn das Menſchengewühl iſt da meiſtens ſo lebhaft, daß man kaum zu Fuß durchkommen kann. Hier gibt es denn immer allerley Menſchen, die auf die Leichtgläubigkeit des Volkes ſpeculiren, auch andere, die von ſeiner Neubegier Nutzen ziehen. Zu den letztern gehören beſonders zwey ſchon ziemlich betagte, aber noch rüſtige Männer, deren armſelige, ſehr geflickte, doch nicht zerriſſene Kleidung beweiſet, daß ſie in der Kette der Einwohner das nächſte Glied vom Bettler ſind. Sie bauen ſich

ein Viereck von einer einfachen, auch wohl doppelten Reihe von Bänken (doch jeder für ſich und ziemlich weit auseinander), da ſetzen ſie ſich, mit einem Manuſcript in der Hand, und harren gewöhnlich nur kurze Zeit auf ein zahlreiches Auditorium. Funfzig bis ſechzig Zuhörer habe ich ſehr oft um ſie verſammelt gefunden. Ihr Publicum beſteht aus Schiffern, Bedienten, Handwerkern, Lazzaronis und Straßenjungen. Die letztern pflegen ſich in der Mitte des Vierecks auf dem nackten Boden zu lagern. Was ſonſt auf den Bänken nicht Platz findet, das bildet ſtehend einen Kreis um dieſelben. Das Manuſcript, welches die Zuhörer ſo unwiderſtehlich anlockt, iſt immer und ewig die Geſchichte eines gewiſſen Prinzen Rinaldo, der ein großer Liebling der Neapolitaner iſt. Natürlich war dieſer Prinz ein Held, der Räuber, Ungeheuer, Giganten und Amazonen beſiegte, zwiſchen durch auch ſehr galant gegen Damen zu ſeyn wußte. Am auffallendſten für einen Fremden iſt, daß alle dieſe Wunderdinge größtentheils ſingend vorgetragen werden. Die Melodie dieſes Geſanges iſt ſehr einförmig, und gleicht in etwas dem Recitativ. Der Sänger oder Leſer geſticulirt dabey aus Leibeskräften, ſo daß ſeine nächſten Nachbaren nicht ſelten, zu großem Vergnügen der übrigen, derbe Püffe davon tragen. Gibt es einen Kampf auf Leben und Tod, wie ſie in die-

ſer Mordgeſchichte faſt auf allen Blättern vorkommen, ſo verſinnlicht er das Gefecht durch Pantomime, ſoviel ihm nur immer möglich; er zieht mit der Rechten das Schwert, hält mit der Linken das Buch als einen Schild vor die Bruſt, ſtößt und haut auf den Feind, wird verwundet, verzerrt das Geſicht ſchmerzhaft, oder ſiegt und lächelt triumphirend. Man weiß oft nicht was man lieber beobachten mag, die Grimaſſen des Vorleſers, oder die ſtaunenden Gebehrden der Zuhörer, die mit ſtarren Blicken und offenen Mäulern an ſeinen Lippen hängen. Die meiſten wenigſtens ſind äußerſt aufmerkſam und ernſthaft, doch gibt es allerdings auch ſtarke Geiſter unter ihnen, die ſich dann und wann zu ſpötteln erlauben, oder ſonſt plumpen Witz los zu werden ſuchen. Oft unterbricht auch der Vorleſer ſeinen Geſang, um das Geleſene oder Geſungene zu erklären, und das thut er mit ſo vieler Weitſchweifigkeit und Redſeligkeit, daß man wohl ſieht, welche geringe Begriffe er von der Faſſungskraft ſeiner Zuhörer hat. Das währt denn ſo einige Stunden, bis jene oder er ſelbſt ermüdet ſind. Oefter geſchieht das letztere, denn das Publicum erneuert ſich oft, manche gehen, andere kommen an ihre Stelle. — Aber, höre ich fragen, was wird denn am Ende dem armen Teufel dafür, daß er ſeine Lunge täglich ſo ſtrapazirt? — Ach! blutwenig, oft ſo gut als gar nichts. Während

des Vorleſens wirft er dann und wann einen Blick um ſich her, welcher mit der größten Schnelligkeit prüft, ob ſich wohl Leute unter den Zuhörern befinden, die ihm etwas geben können und wollen. Wird er ſolche gewahr, ſo reicht er, ohne ſich zu unterbrechen, ſeinen Hut einem Lazzaroni, der ihm nahe ſitzt, dieſer weiß ſchon was das zu bedeuten hat, er nimmt den Hut, und geht damit im Kreiſe umher. Niemand iſt gezwungen etwas hinein zu werfen, und daher nicken die meiſten, zum Zeichen, daß er vorüber gehen ſolle, wie in Deutſchland die Kirchengänger, die nichts in den Klingelbeutel werfen mögen. Der Ertrag einer ſolchen Collecte, ſo oft ich ſie beobachtete, überſtieg nie die Summe von einigen Pfennigen; und ſelbſt von dieſen gibt der großmüthige Vorleſer dem Sammler noch einen ab. Vollends am Schluß der Vorleſung, wenn er das Buch zuſchlägt und aufſteht, dann iſt es, als führe ein Wirbelwind in die Verſammlung, ſo ſchnell zerſtiebt ſie nach allen Seiten. Da aber der Mann doch täglich wieder kommt, ſo müſſen die paar Pfennige doch wohl hinreichen, ihm das poetiſche Leben zu friſten.

Eine andere eigenthümliche Unterhaltung der Neapolitaner ſind die Straßenprediger. Dort weht eine Fahne die Straße herauf, hinter ihr wird ein Crucifix getragen, und dieſem folgt ein ehrwürdiger Geiſtlicher im Ornat. Er

nähert ſich dem Molo, ſucht einen Platz, der ihm bequem dünkt, gibt einen Wink, die Fahne hält und entfernt ſich einige Schritte von ihm. Er ſelbſt beſteigt den erſten beſten Stein, oder eine Bank, die aus der nächſten Bude ihm ehrfurchts-voll hingeſchoben wird, pflanzt das Kreuz neben ſich auf, und fängt ohne weitere Umſtände an zu predigen. Sogleich ſammelt ſich das Volk um ihn mit abgezogenen Hüten. Ich habe einen derſelben in der That recht gut und zweckmäßig reden hören. Er predigte Buße, und warnte zugleich vor der Macht des böſen Beyſpiels. „Ihr „Leichtſinnigen, ſprach er, denkt bey euch ſelber, „mein Nachbar thut dies oder jenes, warum ſoll „ichs nicht auch, thun? jener blieb ungeſtraft, „warum ſollt' es mir ſchlimmer ergehen? aber „wißt ihr denn auch ob er ungeſtraft geblieben? „habt ihr ſeine Gewiſſensangſt geſehen, die ſchlim-„mer iſt als alle körperliche Schmerzen? wenn „ein Unſinniger in Flammen ſich ſtürzt, wollt „ihr ihm nachſpringen?“ — In dieſem Tone predigte er immer fort, und ſeine Argumente waren alle nach den beſchränkten Begriffen ſeiner Zuhörer eingerichtet. Späßchen erlaubte er ſich gar nicht, und Jeder, der auch nicht zuhören mochte, ging, nur mit abgezogenem Hute, vorüber.

Dieſe Prediger ſollen großen Einfluß auf das Volk haben, den ſie zu manchen guten Zwecken benützen. Vor nicht langer Zeit lebte

hier ein ſolcher Mann, (wo ich nicht irre, Pater Rocco genannt) den der Hof ſehr ſchätzte, und ihm ſogar Equipage hielt, damit er ſchnell von einem Ende der Stadt zum andern ſich begeben könne, wenn die Noth es erfordere. Das Volk fürchtete ihn noch mehr als es ihn liebte, denn er war ein gewaltiger Eiferer, und wenn er etwa an heiligen Tagen Leute antraf, die ſpielten, ſo ſchlug er tapfer mit dem Kreuze dazwiſchen. Der Mann hat viel Gutes gethan, und manche wohlthätige Stiftung iſt bloß durch ſein Anſehen und ſein raſtloſes Sammeln zu Stande gekommen. Unter andern verdanken auch ſehr viele Laternen, welche in den Straßen vor Heiligenbildern brennen, ihm ihr Daſeyn; und da das große prächtige Neapel gar keine andere Straßenerleuchtung hat, ſo iſt das allerdings eine große Wohlthat.

Das Beyſpiel iſt anſteckend, die Jugend äfft es nach. Ein Knabe von etwa zwölf oder dreyzehn Jahren zieht auch in Prieſterkleidung herum, und predigt unter den Balcons, wenn man es verlangt, für einige Pfennige, wobey er ſehr emphatiſch die rathloſen Sünder apoſtrophirt. Gewöhnlich ſchließt aber die Predigt mit einer Balgerey zwiſchen ihm und den Straßenjungen.

Da ich einmahl von Straßenrednern ſpreche, ſo darf ich nicht vergeſſen, eines Mannes zu erwähnen, der täglich auf dem Molo ſein Weſen

treibt. Er hat eine imponirende Figur, iſt als ein Ungariſcher Huſar gekleidet, auch mit einigen Medaillen behangen. Sein Nahme klingt eben ſo prächtig als der des Don Ranudo de Colibrados, nehmlich er heißt Mauro Guerra Gamba Curta (zu Deutſch M o h r K r i e g K u r z b e i n), giebt ſich für einen P r e u ß e n aus, und behauptet, ſeine Familie habe ſeit fünfhundert und ſieben Jahren die Welt mit einem trefflichen Balſam verſehen, den ihr Ahnherr erfunden. Wenn er ſo da auf ſeinen Brettern ſteht, ſeine Arzeneyen auskramt und anpreiſet, ſo bringt er durch den feſten, entſcheidenden Ton, mit welchem er ſpricht, dieſelbe Wirkung hervor, die ich zuweilen in Hörſälen der neueſten Philoſophie beobachtet habe. „Ihr guten Neapolitaner! ruft er aus: ich weiß wohl, daß es treffliche Aerzte und Wundärzte hier gibt, ich bin nur ein Lump dagegen, aber durch die Gnade Gottes — (hier zieht er den Hut ab und alle Umſtehenden thun desgleichen) — durch die Gnade Gottes beſitze ich einen Balſam, der die tiefſten Wunden augenblicklich heilt. Meint ihr, ich verlange, daß ihr mir aufs Wort glauben ſollt? keinesweges. Gebt Acht!“ — Jetzt zieht er den Rock aus, entblößt den ganz zerhackten Arm, zieht ſeinen Säbel, macht einen Einſchnitt ins Fleiſch, läßt das Blut reichlich herausſtrömen, gießt dann ein paar Tropfen von ſeinem

Balſam hinein, und ladet die Zuhörer ein, am andern Tage wieder zu kommen, um die wundervolle Wirkung des Balſams in Augenſchein zu nehmen. — „Hier fährt er fort, iſt ein Waſſer gegen den Scorbut. Und wenn alle eure Zähne wackelten, und, wie das Haar auf meinem Kopfe, von jedem Winde bewegt würden, ſo dürft ihr euch nur mit dieſem Waſſer den Mund ausſpülen, gleich ſtehen ſie wieder wie die Palliſaden um eine Feſtung. Dieſes Waſſer iſt gleichſam der Kardinal unter meinen Arzeneyen, dieſe Salbe hingegen der Pabſt ſelbſt! (hier wird wieder der Hut abgenommen, und zwar faſt etwas tiefer als bey Erwähnung des lieben Gottes). Habt ihr einen Ausſchlag, er ſey ſo ſchlimm er wolle, ſchmiert euch damit heute, morgen, übermorgen, Adieu aller Ausſchlag! — Meint ihr, ich wolle euch um Geld preilen? das ſey ferne! ich arbeite bloß zur Ehre Gottes! Dieſe Arzeney koſtet mich ſelbſt vier Carlins, ich gebe ſie euch für Einen. Ja, ich gebe ſie euch umſonſt! Da, nehmt ſie hin, ich verlange nichts dafür. Probirt ſie zuvor, und dann kommt und bezeugt ob Gamba Curta wahr geredet oder nicht?“ — Einmahl war ich wirklich Zeuge, daß er, von einem rechtlich gekleideten Manne, durchaus nichts annehmen wollte, und dieſer viele Mühe hatte, ihm das Geld aufzudringen. — „Traut mir nicht! (ſo ſchließt er oft) fragt nach mir, erkun-

digt

digt euch, geht in den Pallaſt Sr. Excellenz des und des Generals, fragt, was ich unter ſeinem Regiment geweſen? etwa nur gemeiner Huſar? gehorſamer Diener! das ganze Regiment habe ich von allen möglichen Krankheiten curirt. Wenn der Tod auf den Lippen ſaß, und Niemand mehr helfen konnte, dann wurde der ehrliche Gamba Curta gerufen, man wußte ſchon, der ließ Niemanden ſterben." — So ſchwadronnirt er in einem fort, der Strom ſeiner Beredſamkeit iſt unerſchöpflich. Wäre der Mann in Deutſchland gebohren, er hätte ſicher Epoche in der heutigen Philoſophie gemacht. Hier werden ſeine Verdienſte, ſeitdem ſie etwas veraltet ſind, nicht ſehr geſchätzt. Vor einem Jahre ſoll er großen Zulauf gehabt haben, auch jetzt hat er Zuhörer die Menge; allein oft zerhackt er ſich vergebens den Arm, und ſpricht ſich vergebens ſtundenlang heiſer: nur ſelten ſieht man eine Hand mit einer Kupfermünze zwiſchen den Fingern, ſich ausſtrecken, um etwas von den Wunderarzneyen zu kaufen, die er durch die Gnade Gottes erfunden hat. — Weit ergiebiger ſcheint das Handwerk eines Zahnarzts, der zu Herrn Kurzbeins großem Verdruß, ſich täglich in ſeine Nachbarſchaft ſtellt. Er hat zugleich ein kleines wandelndes Pulcinelltheater, wodurch er gewöhnlich erſt die Leute zuſammenlockt Scheint ihm der Kreis dicht und groß genug, ſo tritt er hinter der Leinwand hervor, haranguirt mit we-

niger Grandezza als Herr Gamba Curta, aber mit ſanfter, überredender Stimme. Ich habe einmahl zugeſehen, wie er einen Matroſen, der Zahnſchmerzen hatte, nach und nach dahin brachte, ſich den Zahn auf der Stelle ausziehen zu laſſen. Der junge Kerl hatte eine ſehr glückliche Phyſiognomie, Muth ohne Wildheit war ihm in jeden Zug geſchrieben; aber die Furcht vor der Operation verſchmelzte ſich jetzt mit dieſen Zügen, er zwang ſich zu lächeln. Endlich war der Entſchluß gefaßt, er ſtellte ſich mitten in den Kreis und ſperrte vor der ganzen Verſammlung das Maul weit auf. Ich muß bekennen, daß der Zahnarzt Wort hielt, und in einem einzigen Moment den Zahn glücklich heraushob, den er dann ſogleich auf die umgekehrte Hand legte und dem Volke triumphirend zeigte.

Allerley Spiele werden gleichfalls auf der Straße getrieben. Dasjenige, wo die Spielenden einander die Finger gleichſam an den Kopf werfen, iſt das gewöhnlichſte, aber ſchwer zu beſchreiben. Zwey oder mehrere Perſonen treten zuſammen, machen eine Fauſt, ſtrecken dann eine beliebige Anzahl von Fingern zugleich aus, und nennen zugleich eine Zahl. Trifft dieſe mit der Zahl der ausgeſtreckten Finger, von beyden Händen zuſammen addirt, wirklich überein, ſo hat derjenige, der ſie ausſprach, gewonnen. Zum Exempel: ich ſtrecke meinem Gegner drey Finger

entgegen, er mir zwey, und ich nenne zu gleicher Zeit die Zahl fünf, ſo habe ich gewonnen. Hat keiner von beyden die rechte Zahl getroffen, ſo wird ſchnell wieder die Fauſt gemacht, und die Hände fliegen aufs neue auf und zu. Alles das geht mit einer unbegreiflichen Geſchwindigkeit, und dabey ſchreyen die Spieler ihre Zahlen ſo heftig, ſie ſtoßen ſie gleichſam mit Gewalt aus der Gurgel heraus, daß man, unbekannt mit dem Spiele, von ferne nicht anders glauben kann, als, hier ſey ein heftiger Zank, der ſogleich in einen Fauſtkampf enden werde. — Ein anderes ſehr beliebtes Spiel iſt das auch bey uns gewöhnliche Aufwerfen einer Kupfermünze, (in Thüringen Wappen oder Schrift genannt) wo der Aufwerfer beſtimmt, welche Seite der Münze beym Herunterfallen, oben zu liegen kommen ſolle, und verliert oder gewinnt, nachdem er wahr oder unwahr prophezeite. — Was bey uns nur Knabenſpiele ſind, wird hier von Jünglingen und Männern getrieben. Auf öffentlichen Plätzen zum Exempel ſieht man ſehr oft einen Kräuſel hinſchnellen; ſogleich ſammeln ſich mehrere, fangen den Kräuſel ſehr geſchickt mit der flachen Hand auf, laſſen ihn eine Weile auf derſelben ſich drehen, und wiſſen ihn dann ſo behende wieder auf den Boden zu ſchnellen, daß er immer fortläuft, und ſo von einer flachen Hand auf die andere ſpaziert. — Beſonders ge-

ſchickt ſind die Lazzaronis alle auch im Regieren der papiernen Drachen, die man hier hundertweis in der Luft herumfliegen ſieht. Viele laſſen ſie von ihren platten Dächern aufſteigen, und man begnügt ſich nicht mit der gewöhnlichen Spielerey, ſondern man weiß ihr in der That ein größeres Intereſſe dadurch zu geben, daß man ſich bemüht, einander den Wind abzufangen, und ſeinen Drachen, gleich einem Raubvogel, auf den Drachen des andern ſtoßen zu laſſen. Gelingt es, den Nachbar aus dem Felde zu ſchlagen, ſo entſieht ein großer Jubel. — Auch Karten ſieht man, beſonders an Sonntagen, häufig auf der Straße ſpielen, und ich habe auf dem Wege nach Portici zuweilen acht bis zehn Spieltiſche vor einer Schenke etablirt geſehen. — Ich weiß wohl, daß ich hier lauter Kleinigkeiten erzähle, aber ich denke, ſie gehören zur Sittenſchilderung eines Volks. — Jetzt will ich den Leſer auch zu einigen ernſthaften Straßenſcenen führen.

Ein Leichenzug ſtößt uns auf. Wie? begraben hier lebende Menſchen einen Todten? oder wird jede Leiche durch Geſpenſter zur Erde beſtattet? Die Frage iſt verzeihlich, denn alles was den Sarg umgibt, iſt von dem Scheitel bis zur Fußzeh weiß vermummt, das Geſicht nicht ausgeſchloſſen; nur ein paar kleine Löcher für die Augen ſind darein geſchnitten, wo die

Mummerey das Geſicht bedeckt. Wenn nun zwanzig bis dreyßig dergleichen Geſpenſter, durch die finſtre Nacht, mit Fackeln in den Händen, ſich murmelnd heraufbewegen, und ein prächtiger, rothſammtner Sarg, auf einer mit goldenen Kronen geſtickten rothſammtenen Decke ruhend, ihnen folgt, ohne daß man irgend eine Kraft gewahr wird, welche ihn hebt, trägt oder zieht, ſo kann Einem wohl unheimlich zu Muthe werden. Das geht aber ſo zu: Es gibt in Neapel verſchiedene fromme Brüderſchaften, deren Pflicht unter andern heiſcht, die Todten zur Erde zu beſtatten. Warum ſie die närriſche Maskerade ſpielen, ſich von oben bis unten in einen Sack zu verhüllen, habe ich nicht erfahren, vermuthe aber faſt, es geſchehe aus Stolz; denn da ſich, wie man mich verſichert, viele junge Leute von Stande darunter befinden: ſo mögen ſie ſich wohl ſchämen, bey allerley oft niedrigen Verrichtungen ihr Antlitz dem Volke zu zeigen. Man kann es aber auch als Demuth auslegen, wenn nur nicht allzubekannt wäre, daß die Demuth oft bloß auf den Lippen wohnt, während der empörendſte Stolz das Herz beherrſcht. Daß der Sarg ſich von ſelbſt zu bewegen ſcheint, kommt daher, daß die prächtige Decke, mit welcher man die Bahre behängt, faſt bis auf die Erde reicht, die Träger aber darunter ſtecken, ſo daß man nicht das gering-

ſie von ihnen gewahr wird. Vermuthlich werden, wenn der Sarg an Ort und Stelle gelangt iſt, jedesmahl einige Erſtickte hervorzogen; denn die ſchwere, von Gold ſtarrende Sammtdecke kann wohl unmöglich ſo viel Luft durchlaſſen, als zu einem einzigen Athemzuge erforderlich iſt. Uebrigens iſt der in der That königlich geſchmückte Sarg nur ein Paradekaſten, der zu allen Leichenbegängniſſen dient, und in welchen das eigentliche, vielleicht ſehr demüthige Kämmerlein des Todten nur hineingeſchoben wird. Der erwähnten Brüderſchaften gibt es mehrere, von verſchiedenen Farben, denn es ſind mir auch roth Vermummte aufgeſtoſſen, welche das Anſehen von blutigen Geſpenſtern hatten. Alle, ſowohl die weißen als rothen, tragen, gleich einem Ordenszeichen, auf der Bruſt ein Heiligenbildchen. An gewiſſen Tagen ſchwärmen ſie einzeln durch die Straßen, und ſammeln Geld für die Seelen im Fegefeuer, wobey ſie aber nicht reden, ſondern nur mit der Geldtaſche den Vorübergehenden um die Ohren klappern. — Ich habe auch einmahl einen ſogenannten vornehmen Leichenzug mit angeſehen, Sarg und Bahrdecke waren da von blauem Sammt, mit eben ſo reicher Stickerey, und dem Sarge folgten dreyßig bis vierzig zerlumpte Kerls, deren jeder ein Fähnlein in der Hand trug, mit dem Wappen des Verſtorbenen. Es werden zu dieſer adelichen Pracht die

erſten beſten Lazzaroni's von der Straße aufgegriffen, und ſie gehen nicht paarweiſe, ſondern ſechs bis acht Mann hoch. Es iſt ein drolliger Contraſt. Vergebens durchſpäht das Auge ihre Fähnlein, um eine Verſchiedenheit zu entdecken, man wird immer nur das nähmliche Wappen gewahr, und kann nicht begreifen, warum es ſo multiplicirt erſcheint. Doch die Wappenſucht iſt eine Erbkrankheit des alten Adels. Ich habe einmahl die Ehre gehabt, in Maynz bey einem alten Reichsritter zu ſpeiſen, da ſah ich ſein Wappen zuerſt an der Vorderſeite ſeines Pallaſtes, dann hielten es zwey Löwen zu beyden Seiten der Treppe, dann war es über die Thüre gemahlt, dann in die Stühle geſtickt, auf welchen wir ſaßen, dann in die ſilbernen Teller gegraben, und in die Tiſchtücher gewirkt; hob ich mein Auge empor, ſo erblickte ich es in Stuccaturarbeit in den vier Ecken des Saales; auf dem Arbeitstiſchchen der gnädigen Frau war es ſehr künſtlich mit farbigen Hölzern eingelegt; die Bedienten trugen es auf den Borten ihrer Livree, und in die Zipfel der Windeln des hochadelichen Kindes war es ſauber eingenäht. — Doch ich kehre ſchnell aus Maynz nach Neapel zurück. Glücklicherweiſe iſt die empörende und oft die ſchädlichſten Wirkungen hervorbringende Sitte, die Todten unbedeckt durch die Stadt zu tragen, größtentheils

abgekommen. Ich ſage, größtentheils, aber lei⸗der noch nicht ganz; die todten Kinder und todten Geiſtlichen zur Beſchauung herum zu führen iſt noch immer gebräuchlich. Die Kinder werden über und über mit Blumen ausgeputzt, bekommen Blumenſträußer in die Hände, und man ſtopft ihnen auch einen Blumenſtrauß in den Mund. Dann nimmt man einige Stra⸗ßenjungen, und ſteckt ſie in eine Art von Opern⸗kleidung, damit ſie Engel vorſtellen ſollen. So wunderlich maskirt umringen ſie die Leiche, und umgaukeln ſie bis zur Gruft.

Ein anderes, wirklich imponirendes Schau⸗ſpiel iſt es, wenn ein Prieſter mit dem Sterb⸗ſakramente zu Kranken eilt. Man muß es aber wo möglich auf einem offenen Platze mit anſe⸗hen, denn in den engen Straßen thut es weit geringere Wirkung. Ich wohne z. B. auf dem Largo del castello, einem Platz, der an Größe dem Gensdarmen⸗Markt in Berlin wenig nach⸗gibt; er iſt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend mit Käufern und Verkäufern, Thieren und Miethswagen, Gaffern und Spielern be⸗deckt. Gleich neben mir iſt ein Pulcinell⸗Thea⸗ter, vor deſſen Eingang den ganzen Tag ein Pulcinell auf Brettern ſteht, und durch ſeine Späßchen das Volk beluſtigt. Einige Schritte weiter iſt der Fiſchmarkt, und grade gegen mir über eine Hauptwache. Ich übertreibe nicht,

wenn ich behaupte, daß gewöhnlich gegen zwey=tauſend Menſchen auf dieſem Platze ſich durch einander treiben. Nun erſcheint plötzlich der Prieſter, eine vorausgetragene Fahne verkündet ihn dem Auge, das raſtloſe Geklingel mit Glöck=leins dem Ohre. Er iſt oft von militairiſcher Ehrenwache umringt, Weihrauchwolken dampfen vor ihm in die Luft, alle fromme und gläubi=ge Seelen, die gerade ihr Weg dieſe Straße führt, halten es für Chriſtenpflicht, dem Zuge zu folgen, der ſich wie ein Schneeball vergrößert. Alſobald verſtummen die Fiſchweiber, kein Laut entſchlüpft mehr den Spielern, alle Hüte fliegen von den Köpfen, die Tauſende fallen auf ihre Kniee, ſchlagen an ihre Bruſt und kreuzigen ſich. Die Wache tritt ins Gewehr, und rührt ſanft das Spiel, ſo lange ihr der heilige Zug im Geſicht bleibt. Iſt es Abend, ſo wird das Schauſpiel noch herrlicher; auf jedem Balcon (und man erinnere ſich, daß kein Fenſter ohne Balcon iſt) erſcheint plötzlich ein Licht, die dunkelſte Nacht verwandelt ſich, wie durch einen Zauberſchlag, in hellen Tag, denn alle Stockwerke ſind erleuch=tet, und unten auf der Straße werden eine Men=ge Schwärmer angezündet, die, platzend und knallend, den frommen Zug geleiten. Verfolge ich ihn mit meinen Augen bis in die nächſte Straße, ſo iſt der Anblick einzig; denn jetzt liegt ſie noch ganz dunkel vor mir, aber ſo wie die

Proceſſion den Eingang der Straße betritt, ſo erhellt ſie ſich von beyden Seiten, und immer weiter, immer weiter, die Lichter ſcheinen von Haus zu Haus, von Balcon zu Balcon zu eilen, bis ſie endlich in eben der Ordnung nach und nach wieder verſchwinden, und alles in das vorige Dunkel zurück ſinkt.

Verſchiedenere Trachten, die doch alle inländiſch ſind, erblickt man wohl nirgends als auf den Straßen von Neapel. Zum Theil kleiden ſich die Landleute faſt in jedem Dorfe anders, (welches wohl noch aus den älteſten Zeiten ſich herſchreiben mag, da ſie ſämmtlich Nachkömmlinge ſo verſchiedener Stämme und Colonien ſind), zum Theil zeichnen ſich die Bewohner der Inſeln Iſchia, Procida, Capri u. ſ. w. durch ihre Tracht aus: vorzüglich aber findet man bey den Einwohnern der Reſidenz ſelbſt allerley ſeltſame Kleidungen. Der Brüderſchaften, die wie Geſpenſter herum wandeln, habe ich bereits erwähnt. Mönche gibt es viele Tauſende, von allen Orden und Farben, mit und ohne Bart, mit und ohne Schuh. Dann gibt es auch eine Art von Nonnen, Hausnonnen (monaca della casa) genannt, die nicht eigentlich zu einem Orden gehören, ſondern bloß für ſich das Gelübde gethan haben, zeitlebens die Nonnenkleidung zu tragen, nicht zu heirathen, übrigens aber der argen Welt nicht zu entſagen,

ſondern vielmehr in ihrer Kleidung, ſich unter den Menſchen herum zu treiben. Indeſſen iſt auch die gewöhnliche Tracht der Frauenzimmer vom Mittelſtande, um nichts beſſer als Nonnentracht. Sie kleiden ſich nicht allein alle in ſchwarze Seide, ſondern ſie tragen auch auf den Köpfen eine gewaltig groſe ſchwarze Kappe, die ihre Geſichter verhüllt, und, wenn der Wind hinein ſtöſt, ihnen das Anſehen von Luftballons giebt, die auf Menſchenbeinen herum wandeln.

Oft begegnet man Männern, die gerade ſo ausſehen, wie preuſiſche Feldprediger, das ſind die Advokaten, deren es gleichfalls eine ungeheure Anzahl geben ſoll. Dann ſieht man viele Jünglinge in langen Talaren, bald weiß, bald blau oder ſchwarz, ſie gehören zu den verſchiedenen Conſervatorien, in welchen Muſik gelehrt wird, und manche verrathen leider ſogleich durch ihren ungeſchickten Wuchs, daß ſie zu den Unglücklichen gehören, welche das verwöhnte Ohr der Italiäner am liebſten ſingen hört. — Durch Kleidung und Geſichtszüge unterſcheidet ſich auch ein Corps Arnauten, welches hier in Garniſon liegt. Die Garde des Königs iſt roth und blau, ein anderes Regiment weiß, ein drittes dunkelblau, die Sbirren gelb und ſchwarz gekleidet. Unter alle dieſe bunten Haufen miſche man nun noch einige Armenianiſche Kaufleute und Algieriſche Sklaven, ſo wird

man bekennen, daſs es nicht möglich ſey, die Trachten bunter zuſammen zu würfeln. Hierin gewähren die Straßen von Neapel mehr Abwechſelung, als die von Paris; in einer andern Hinſicht aber ſind die letztern weit unterhaltender; dort nähmlich findet man alle Wände mit Anſchlagzetteln tapezirt, hier gar nicht; dort hat Jedermann dem Publikum etwas mitzutheilen, vorzuſchlagen, anzubieten, hier niemand. Die Franzoſen wollen ſo viel möglich alle Menſchen und alle Stände in Verbindung mit einander bringen; der Italiener ſucht ſie zu vereinzeln. Des Franzoſen unruhiger Geiſt bedarf überall einer Nahrung, wäre es auch nur im Vorbeygehen; der Italiener hingegen ſucht bloß Nahrung für den Körper und hat nie Langeweile. (Ach! die Langeweile iſt eine Krankheit, wie das Podagra, ſie ergreift nur geiſtreiche Menſchen, ſo wie dies nur geldreiche. Wem ſinnlicher Genuß alles iſt, der hat nie Langeweile, er genießt ſo lange er kann, und dann ruht er.) Höchſtens an den Kirchthüren erblickt man zuweilen in Neapel ein gedrucktes Zettelchen, und was enthält es? eine geiſtliche Einladung (invito sacro) hier oder dort einem frommen Feſte beyzuwohnen. Der einzige Anſchlagzettel, der mir während meines ganzen Aufenthalts in Neapel aufgeſtoßen iſt, hieng in der Straße Toledo und war abgeſchmackt. Ein Sprachmeiſter

erbot ſich nämlich, einen chriſtlich=moraliſchen Unterricht (istruzione christiana e morale) in der italiäniſchen Sprache zu ertheilen. — Ich bleibe dabey, daß auf den Straßen einer Stadt ſich der Geiſt der Einwohner offenbart, und ich hoffe daher keine undankbare Arbeit unternommen zu haben, da ich ſie dem Leſer zu ſchildern verſuchte. Er weiß jetzt wenigſtens in Neapel eben ſo gut Beſcheid als ich.

Stadt und Gegend wimmeln von großen und kleinen Merkwürdigkeiten. Die beyden vorzüglichſten ſind, nach meinem Gefühl, Pompeji und der Veſuv. Wer etwa nur ein paar Tage hier verweilen könnte, der würde dennoch für ſeine Reiſe hinlänglich belohnt ſeyn, wenn er Pompeji durchwandert und den Veſuv beſtiegen hätte. Ich mache mit dem letztern den Anfang, ohne welchen ja auch das erſtere in ſeiner heutigen Geſtalt nicht exiſtiren würde.

29.

Der Veſuv.

Als ich nach Neapel kam, ſtiegen zwar keine Feuerſäulen mehr aus dem Berge, aber er warf noch häufig Lava aus, und ſchon dies ge=

währte mir ein herrliches Schauſpiel, obgleich hier Niemand mehr der Mühe werth hielt, darnach zu ſehen. Der Veſuv lag meinem Fenſter grade gegenüber. Wenn es dunkel wurde, ſo wurde ich ſehr deutlich gewahr, wie die Feuermaſſe ſich langſam den Berg herunter wälzte. So lange es noch ein wenig dämmerte, konnte man zugleich den Umriß des Berges ſehen, an deſſen Abhang die Lava eine zwar ſchräg gezogene, aber doch grade Linie bildete. Sobald es daher völlig dunkelte, und man vom Berge ſelbſt gar nichts mehr ſah, ſo ſchien ein feuriger Comet mit einem langen Schweife am Himmel zu ſtehen. In acht bis zehn Tagen wurde der Glanz immer geringer, endlich verſchwand er ganz, und der Berg rauchte bloß. — Ich hatte ſchon lange auf einen recht heitern Tag gewartet, um Vulkans Werkſtätte in der Nähe zu betrachten. Endlich erſchien der dreyzehnte November, und lud durch ein herrliches, nur etwas zu heißes Sommerwetter zu dieſem etwas mühſeligen Spaziergange ein. In Begleitung einiger Freunde und einiger Weinflaſchen trat ich den Weg an. Wir fuhren in einer Stunde nach dem Städtchen Reſina, hinter Portici gelegen. Hier ſtiegen wir aus, und wurden ſogleich von einem Haufen geldhungriger Menſchen umringt, die uns ihre Eſel, Mauleſel und ihre eigenen Arme und Beine anboten. Der gewöhnliche Preis

für einen Langohr, ſammt menſchlicher Zubehör, iſt ein Piaſter (etwa anderthalb Thaler). In wenigen Minuten waren wir ſämmtlich beritten. Statt des Zaumes hatte ein Eſel einen Strick, doch nur an der rechten Seite, der Sattel war ziemlich bequem. Ein Cicerone eröffnete den Zug, die Mundproviſion tragend: neben jedem Eſel ging ſein Führer, und redete ihm zu, ſich brav zu halten. Er that das vorzüglich durch eine einzige Sylbe, die ungefähr wie Au oder Aum klingt, und haſtig herausgeſtoßen wird. Wollte das noch nicht helfen, ſo ſtach er ihn mit einem Stocke in das Hintertheil; wo es ſehr ſteil und holpricht war, da führte er ihn auch wohl am Zaume. So zogen wir nun eine ziemliche Strecke aufwärts durch die Stadt. Die Einwohner, die dergleichen Cavalcaden zu ſehen ſchon gewohnt ſind, lachten nicht über uns, wir ſelbſt aber konnten uns nicht ohne Lachen anſehen. Die Eſel gehen ziemlich ſicher, doch weniger als die Mauleſel. Einer meiner Gefährten ſtürzte mit ſeinem Langohre auf dem glatten Pflaſter der Stadt, beſchädigte ſich aber glücklicherweiſe nur wenig. — Wohlgemuth und ſcherzend erreichten wir das Freye, und fingen an zu klettern. Der Weg windet ſich zwiſchen lauter Weinbergen, die mit Mauern aus Lava eingefaßt. und mit kleinen freundlichen Häuſern beſäet ſind. Hier wächſt der berühmte Lacryma Christi. Dann und

wann machen die Führer Halt, um den Reiſenden einen Lavaſtrom zu zeigen, der in dem oder dem Jahre hier floß. — Wir waren kaum eine Viertelſtunde aufwärts geſtiegen, als wir ſchon den fernern Donner des Berges hörten. Der Cicerone verſicherte uns, es habe ſich in der letzten Nacht ein neuer Schlund geöffnet. Der emporſteigende Rauch ſchien uns doch nicht beträchtlich. Je höher wir kamen, je ſparſamer wurde die Vegetation; doch nahm ſie nur unvermerkt ab; die Weinberge reichten einander noch immer ihre Ranken, und ich fand, zu meiner Verwunderung, in einer ſehr beträchtlichen Höhe, noch Pappeln, die ich auf dieſem trocknen Berge nicht zu ſehen erwartet hatte. — Eine Stunde ungefähr waren wir aufwärts geklimmt, den Veſuv immer grade vor uns habend; jetzt wandte ſich der Weg linker Hand nach dem Somma, ſeinem Nachbar, der vor grauen Jahren mit ihm vereint den Feuerſchlund bildete, und von dem er ſich nun auf ewig getrennt hat. Hier ſahen wir nun den eigentlichen Kegel des Veſuvs, den Aſchenkegel, dem ein gräßliches Schlackenmeer zur Baſis dient. Alles war zu unſerer Rechten ſchwarz und dunkelgrau, nur hie und da zeigte ſich noch ein verbranntes Pflänzchen; kein Vöglein ſchwebte über dieſer Einöde, keine Eidechſe wand ſich durch das ſcharfe Geſtein; aber linker Hand grünte der Sommer.

So wandelten wir auf der Grenze des Reichs der Zerſtörung, bis wir durch einen ſteilen Lavafelſen zu der bekannten Einſiedeley auf dem Somma uns hinaufwanden. Hier empfing uns der freundliche Eremit und bot uns Erfriſchungen an. Aber wir verweilten nur kurze Zeit, um die göttliche Ausſicht zu genießen, die ich nach meiner Gewohnheit nicht beſchreibe, und eilten dann, unſer großes Ziel zu erreichen. Noch etwa eine Viertelſtunde trabten wir auf dem ſchmalen Bergrücken des Somma ziemlich bequem, dann aber mußten wir herab in das Schlackenmeer ſteigen, wo ein kleiner Fußpfad in der Aſche zwiſchen den zackigten Lavaſtücken ſich durchwand. Es waren lauter ſteile Hügel, die ihre Zacken emporreckten, und an welchen unſere Eſel mit großer Geſchicklichkeit auf- und niederklimmten. Wir vernahmen jetzt ſchon ein Sauſen wie vom Sturmwind, den wir hörten, aber nicht fühlten. Rings um uns her ſchien die Natur im Greiſesalter unter Verzuckungen geſtorben; der Anblick ihrer Leiche erregte Schauder. — Jetzt befanden wir uns am Fuße des Aſchenkegels, und verließen unſere müden Thiere, um mit geſparten Kräften das Letzte und Schwerſte zu vollbringen. Die Sonnenhitze (am dreyzehnten November!) nöthigte uns die Kleider wegzuwerfen. Jeder Führer ließ von ſeiner Schulter ein ſtarkes Band herabhängen, und Jeder

von uns faßte ein ſolches Band. Der Cicerone ſtieg voran, wir folgten paarweiſe. Anfangs ging es ziemlich gut. Die viele zerbröckelte, aber harte Lava, erlaubte zu fußen, und da ich kein ungeübter Bergkletterer bin, ſo ſchmeichelte ich mir ſchon, die Beſchwerlichkeiten dieſer Reiſe tief unter meiner Erwartung zu finden. Aber nur allzubald verwandelten ſich die Steinchen in lauter Aſche; der Weg, obwohl er ſich ſchräg an der Wand des Berges hinzicht, wurde immer ſteiler; der Schritt vorwärts gleitete ſehr oft in die Spur des zuletzt gethanen Schrittes zurück, wenigſtens war er immer halb umſonſt gethan; das dumpfe Rollen in dem Schlunde des Berges linker Hand, der Abgrund, der rechts immer tiefer uns angähnte, beengten den Athem auch ein wenig, und wir waren genöthigt oft Halt zu machen, um nur Kräfte zu ſammeln. Aber ſelbſt dieſe Ruhepunkte gewährten wenig Ruhe, denn die Baſis, auf der man ſtand, war ſo locker, daß man, nach wenigen Secunden, von eigner Schwere gedrückt, ſich bis über die Knöchel in Aſche verſunken ſah, und wer etwa zum Schwindel geneigt war, mußte ſich hüten rechter Hand in die Tiefe zu ſchauen. Auch nach dem Gipfel des Berges ſein Auge zu richten, war nicht tröſtlich, denn ach! er war noch ſo fern! — Doch die unermüdeten Führer ſprachen unaufhörlich Muth ein, wir kletterten unverdroſſen höher, und nach

drey Viertelſtunden (die kurzen Zwiſchenräume des Ausruhens mitgerechnet) waren wir dem Gipfel ſchon ſo nahe, daß wir eine Geſellſchaft von Reiſenden, die ſich bereits oben befand, deutlich erkennen konnten. Dieſer Anblick befeuerte unſern Muth — noch wenige Minuten klimmten wir mühſam — jetzt hofften wir uns hinauf zu ſchwingen — ſiehe! da ſtanden wir plötzlich vor einer Wand, welche die letzten, erſt ſeit kurzem verdickten Feuerſtröme zackigt vor uns aufgethürmt hatten. Unſer Führer ſtutzte, man ſah deutlich, daß dieß Hinderniß neu und ihm fremd war. Hinüber zu kommen, ſchien unmöglich, an dem ſteilen Berge wie ein Schwalbenneſt hängen zu bleiben, war eben ſo unmöglich, wir mußten vorwärts oder rückwärts. Das letztere mochte keiner, wir beſchloſſen daher, die Lavaſchlacken zu umgehen. Um dieß zu bewerkſtelligen, mußten wir eine kleine Strecke wieder hinab, und hier war die ganz neue Aſche noch ſo ſehr dem feinſten Staube ähnlich, daß ſie jeden Fußtritt gleichſam verſchlang. Wir vollbrachten es dennoch glücklich, und als wir nun wieder zu der gleichen Höhe uns hinaufgeſchwungen hatten, da ſtanden wir plötzlich auf dem mit einer Kruſte bedeckten Feuerſtrome. Die Hitze drang ſogleich durch die Sohlen, man fühlte ſie deutlich an den Backen. Die Lava hatte verſchiedene Riſſe, welche alle dampften; ſteckte man einen

Stock hinein, ſo ſchlug die Flamme ſogleich heraus. Es war zu heiß und zu gefährlich hier lange zu verweilen. Indeſſen waren wir nur noch etwa funfzig Schritte vom Krater entfernt. Einer meiner Gefährten (der durch ſeine trefflichen Darſtellungen von Italien hinlänglich bekannte Hr. Rehfuß) wollte auf dem dünn belegten Flammenmeere weiter vorwärts gehen, aber das war unmöglich. Wir mußten denſelben Weg zurück, mußten uns wieder um die kältern Lava-Zacken herumwinden. Ich war der erſte, und folgte meinem Führer, der mich in veränderter Richtung einen Aſchenfußſteig hinan, bis auf den Gipfel führte. Hier ſtand ich auf einer ſchmalen Bergwand, durch eine rauchende Kluft, höchſtens zehn Schritte breit, von einer ähnlichen getrennt, welche dem Krater ſelbſt zur Einfaſſung diente. Hier ſah und hörte ich — wer leihet mir eine Sprache für das, was ich ſah und hörte! Doch die einfachſte Beſchreibung wird hier zur erhabenſten Dichtung. Aus der Mitte des Kraters erhob ſich der ſchwefelgelbe Kegel, den die Eruption dieſes Jahrs gebildet hat; jenſeits deſſelben ſtieg unaufhörlich ein dicker Rauch empor, aus dem erſt in der letzten Nacht geöffneten Schlunde. Die Wand des Kraters gegen mir über, die ſich beträchtlich höher erhob, als die dieſſeitige, auf welcher ich ſtand, gewährte einen einzigen Anblick; denn ſie war mit lauter

einzelnen kleinen Rauchſäulen beſäet, die aus ihr hervorbrachen, und gleichſam lauter ausgelöſchte Lichter ſchienen. Die Luft über dem Krater hatte ſich verkörpert; man ſah ſie ſehr deutlich in einer heftig zitternden Bewegung. In der Tiefe des Berges kochte und brauſte es fürchterlich, wie der ſtärkſte Orkan; zuweilen aber — und das machte auf meine Sinne den tiefſten Eindruck — erfolgte plötzlich eine Todtenſtille von einigen Secunden, dann erhob ſich das Brauſen doppelt ſtark, und der Rauch quoll dichter und ſchwärzer hervor. Es war, als habe der Berggeiſt den Schlund plötzlich verſtopfen wollen, aber die Flamme habe ſich nicht einkerkern laſſen, ſondern ſey mit verdoppelter Wuth hervorgebrochen. So weit mein Auge reichte, hatte der Vulkan ſeine gräßlich bunte Decke ausgebreitet, der gelbe Schwefel, die ſchwarzen Schlacken, das blendend weiße Salz, der graue Bimsſtein, das moosgrüne Kupfer, die Metallflittern, Alles das bildete zuſammengenommen den Moſaikboden der Hölle. Dicht vor mir rauchte die kleinere Kluft an mehreren Stellen, und da wo der Rauch ausbrach, löſten ſich von Zeit zu Zeit kleine Steine von der ſchrägen Wand, und rollten hinab, das einzige Geräuſch, welches, außer dem Brauſen des Berges, hier das menſchliche Ohr traf. — Nicht ohne Beklommenheit genoß ich den Anblick dieſes fürchterlich-ſchönen Schauſpiels etwa

eine Viertelſtunde lang. — Zwey meiner Gefährten hatten dennoch gewagt, über ſpitze Zacken und brennende Riſſe, durch erſtickende Schwefeldämpfe, noch näher zu dringen, hatten aber, außer einem etwas größern Theil des neuen Schwefelkegels, nicht mehr geſehen als ich. Das Merkwürdigſte, was ſie in dieſer Nähe des Feuerſchlundes antrafen, war — eine Dame, die Herzogin della Torre, welche in kurzen Hoſen am Rande der Hölle herumſpazierte, doch auch hier die weibliche Sittſamkeit nicht vergaß, denn ſobald meine Gefährten ſich ihr näherten, ließ ſie die Röcke fallen. Ihr Gemahl, der wiſſenſchaftliche Bemerkungen über den Veſuv macht, und ſie drucken läßt, ſtand in meiner Nähe, war ſehr mit ſeinen Experimenten beſchäftigt, und ſchien da ſo zu Hauſe, als befände er ſich in ſeiner Studierſtube.

Voll von dem erhabenſten Schauſpiel der Natur, und doch froh, den Anblick deſſelben überſtanden zu haben, traten wir den Rückweg an. Dieſer wird gewöhnlich von den Reiſenden als ſehr leicht und bequem geſchildert. Was mich betrifft, ich muß bekennen, daß er mir mühſeliger vorgekommen iſt, als das Hinaufſteigen. Freylich geht es ſehr ſchnell, denn jeder Schritt, den man willkührlich thut, bringt Einen glitſchend und unwillkührlich noch zwey Schritte weiter; aber die Kniee fangen ſehr bald an zu

zittern, und kommt man vollends in die Region der kleinen Steine, ſo iſt das Schurren ſehr beſchwerlich; ich mußte meinen Führer beym Kragen faſſen, um nicht zwanzigmahl zu fallen. Reich beladen mit Beute, vom Berge geraubt, und von ſeinem donnernden Murren begleitet, kamen wir glücklich zu unſern Eſeln zurück. Ehe ich aber den meinigen beſteige, nur noch ein Wort im Allgemeinen über dieſe Wallfahrt, die von manchen Reiſenden als ſehr leicht, von andern wiederum als ſehr ſchwer geſchildert wird. Sie iſt keines von beyden. Freylich, wer Menſchen-Quälerey nicht achtet, der kann es ſich ſehr bequem machen; er darf nur zwey tüchtige Kerls an ſeine Arme ſpannen, die ihn ziehen, und von zwey andern ſich hinten ſchieben laſſen, ſo kommt er hinauf, er weiß nicht wie. Oder er laſſe ſich gar in einem Tragſeſſel von acht Menſchen hinauf transportiren, ſo kann er unterweges noch den neueſten Roman leſen. Ich geſtehe hinwiederum gern, daß das Hinaufſteigen, für Jeden der ans Klettern gewöhnt iſt, nur ein Spaß ſeyn würde, wenn der ganze Kegel nicht aus Aſche beſtände; dieſe allein macht es mühſelig. Dennoch mag auch eine Dame es immerhin wagen — und wie viele wagten es nicht ſchon! — nur in einem ſolchen Augenblicke, wo der Berg zürnt, wie jetzt, würde ich fodern, daß es ja keine ſchwachnervige Dame ſey. — Der letzte Aus-

bruch des Veſuvs war ein galanter Ausbruch. Die Damen machten hundertweiſe Luſtpartheicen nach Torre dell'Annunziata, der Mündung, aus welcher die Lava floß, gerade gegenüber. Da ſpazierten ſie dann gemächlich bis an den Fuß des Berges, ſtanden am Ufer des Feuerſtroms, ſprangen muthwillig über die ſchmalen Arme deſſelben hinüber und herüber, ſtellten ſich wohl gar vor den Strom, und erwarteten deſſen Ankunft; denn auch dieß war ohne alle Gefahr, da er äußerſt langſam ſich fortwälzte, oder vielmehr ſeine großen geſchieferten Wellen bedächtig übereinander ſchob, bis ſie durch das Aufthürmen das Gleichgewicht verlohren, und wie ein Waſſerfall herabſtürzten, wo es dann immer noch Zeit war, ſich zu entfernen. Ja, man verſichert mich, der Veſuv habe manchem ſchmachtenden Liebhaber ein Rendezvous verſchafft, das rothe Licht des brennenden Stromes habe den Wangen der Schönen eine reizende Farbe geliehen, und ſo viel Helle verbreitet, daß keiner ihrer verſtohlenen Blicke verlohren gegangen. So miſcht ſich die Liebe in Alles, ſpielt mit den Schrecken der Natur, und gaukelt noch am Ufer des Phlegeton.

Ermüdet aber fröhlich kamen wir zu unſerm freundlichen Eremiten zurück, und ſchlugen die Einladung, ſeine beſcheidene Wohnung zu betreten, nicht zum zweytenmahl aus. Wir fanden ein Zimmer, deſſen vollkommenſter Schmuck ein ziem-

ſich weicher Sofa war. Die Verzierung der Wände, wie ſie jetzt war, möchte wohl nicht lange die nähmliche bleiben, ich eile daher, ſie wenigſtens hier auf dem Papiere feſt zu halten. Ein geübter Mahler war vor kurzem da geweſen, und hatte mit Kohle über dem Kamin, in Lebensgröße, das gutmüthige Geſicht des Wirthes abkonterfeyt. Vermuthlich hatte er ſich in der Geſellſchaft von Lucian Bonaparte befunden; denn dieſer, ſeine Gemahlin, und mehrere franzöſiſche Geſichter, waren rings umher in großen Medaillons, gleichfalls mit Kohle, auf die Wand gezeichnet. Das neufürſtliche Paar fand ich ſehr ähnlich, wie auch den Eremiten; die Uebrigen kannte ich nicht. Natürlich wird hier eine Art von Stammbuch gehalten, in welches jeder, der zu den Wundern des Veſuvs, wenn auch nur bis hieher, wallfahrtet, ſeinen Nahmen verzeichnet, und ſonſt noch etwas Dummes oder Kluges, nach Belieben oder Vermögen, dazu ſchreibt. Hilf Himmel! welch' eine Suppe von Unſinn, auf der die Gedanken wie einzelne Fettaugen ſchwammen. Viele, ſehr viele, hatte die leidige Empfindſamkeit ergriffen, (und das waren die fatalſten) die hatten ſich nun lang und breit über die herrliche Ausſicht und über den gewaltigen Vulcan expectorirt; Einer hatte ſogar verſichert, die Flamme habe ihn hold angeſchauet. Andere hatten ſchlechte Späßchen und

eckelhaften Witz in Waſſerſtrömen von ſich gegeben; Einer erzählte zum Exempel, ſein pfiffiges Kammermädchen Liſette ſey auf dieſer Reiſe vom Eſel gefallen. Ein Wunder, daß er uns nicht auch ihre Stellung beſchrieben hatte. In allen Sprachen fand man hier dergleichen Allotria, doch muß ich beſchämt geſtehen, daß, beym flüchtigen Durchblättern, es mir ſo vorgekommen, als hätten die Deutſchen das meiſte dumme Zeug geſchrieben; wenigſtens affectirten ſie die meiſte Empfindſamkeit. Indeſſen ſind dieſe Bücher, in der öden Wohnung, in welcher ſie gefunden werden, immer ein ganz angenehmer Zeitvertreib für Leute, die eben nichts Beſſeres zu thun haben. Schade nur, daß die älteſten, ſchon voll geſchriebenen Bücher nicht mehr vorhanden, ſondern, ich weiß nicht wohin, abgeliefert worden ſind. Jetzt iſt nur Ein angefülltes zu durchblättern, das zweyte iſt erſt vor kurzem angefangen.

Der behagliche Eremit ſetzte uns Käſe, Brod und recht guten Lacryma Christi von ſeinem eigenen Gewächs vor. Er ſchwatzte auch wohl recht gern, nur erſtreckt ſich ſein Ideenkreis nicht über den Golf von Neapel hinaus. Das Intereſſanteſte, was wir aus ſeinem Munde vernahmen, war die Beſchreibung von drey Erdſtößen, welche in der vergangenen Nacht ſeine Wohnung ſo ſehr erſchütterten, daß, wie er ſich ausdrückte, ihm alle Zähne mitwackelten. Hierauf hatte ſich eben

ein neuer Schlund im Innern des Kraters eröff= net, und das Sauſen und Brauſen im Innern des Schlundes, welches ſchon gänzlich aufgehört hatte, ließ befürchten, daß die dießjährige Erup= tion noch nicht zu Ende, ſondern noch ein ſchreck= liches Nachſpiel zu erwarten ſey. Wir konnten uns des egoiſtiſchen Wunſches nicht erwehren, daß der ſchwarze Vorhang der Hölle doch je eher je lieber wieder aufgezogen werden möchte. — Erquickt verließen wir endlich den dienſtfertigen Eremiten, und rollten zu Fuße den Berg wie= der herab, denn das Reiten auf dem Eſel iſt ab= wärts noch weit beſchwerlicher als aufwärts, und hindert den Reiter oft, ſich mit Muße dem An= ſchauen der himmliſchen Gegend zu überlaſſen. In Reſina ſetzten wir uns wohlgemuth in den zurückgelaſſenen Wagen, und kamen glücklich nach Neapel zurück, nachdem wir ſieben genußreiche Stunden auf dieſer Wallfahrt verlebt hatten.

Noch ein Wort von dem diesjährigen Aus= bruch des Vulkans mag hier ein ganz ſchicklicher Appendix ſeyn. Wer aber den Plinius zur Hand hat, und ihn verſteht, dem will ichs nicht ver= denken, wenn er lieber nach dieſem greift, und die meiſterhafte Beſchreibung lieſt, von der Erup= tion, die im neun und ſiebzigſten Jahre nach Chriſti Geburt Pompeji bedeckte und Herculanum verſchlang. Damahls flog die Aſche bis Rom, ſogar bis über das mittelländiſche Meer. Die

Vögel erſtickten in der Luft, die Fiſche ſtarben im Meere, welches damahls die Mauern von Pompeji beſpülte, aber im ungleichen Kampfe mit dem ſtärkern feindlichen Elemente Meilenweit zurückwich und ſich ſelbſt gleichſam verſchlang. Nachher erfolgten, in längern und kürzern Zwiſchenräumen, bald mehr bald minder ſtarke Eruptionen. Eine der fürchterlichſten war die im Jahr 1633, wo nicht bloß die Feuerſtröme von allen Seiten herabfloſſen, und ſogar den Hafen von Neapel austrockneten, ſondern auch geſalzene Waſſerfluthen das ganze Land überſchwemmten. Eben ſo verwüſtend war der Ausbruch vor zehn Jahren. Drey Tage vorher ſandte der Berg Erdbeben, als Herolde aus, die ſeinen Zorn verkündeten. Plötzlich gähnte der Abhang des Berges, und ein helles Feuer loderte mit ſolcher Gewalt aus dieſem Rachen, daß es, nach Beſchreibung des Eremiten, ausſah, als werde es von ſtarken Blaſebälgen angefacht. Bald darauf öffneten ſich noch vier kleinere Schlünde, Rauch- und Feuerſäulen ſtiegen empor, Blitze ſchlängelten ſich, glühende Steine wurden geſchleudert, Aſche regnete, Feuer floß. In Neapel wurden eine Menge Proceſſionen angeſtellt, das Volk lag ſich die Kniee wund. Die Einwohner der Städte am Fuße des Berges, unter andern die von Torre del Greco, waren von dem Erdbeben aus ihren Wohnungen geſcheucht worden, und

betrachteten auf freyem Felde das grauſende Schau=
ſpiel. Als nun die Lava ſich ergoß, und ihren
Lauf grade nach Reſina richtete, da jammerten
die Einwohner von Torre del Greco über das
Unglück, welches ihre Nachbarn bedrohte. Doch
plötzlich wendete ſich der Strom, und bahnte
ſich verheerend den Weg zu ihrer eigenen Stadt.
Kaum vermochten die Erſchrockenen den nachei=
lenden Fluthen zu entrinnen, an Rettung ihrer
Habſeligkeit war nicht zu denken.

Schnell erreichte der Strom die Stadt, theilte ſich in Bäche, umarmte die Gebäude, ſtürzte ſie nieder, entzündete oder vertilgte ſie; was noch etwa durch Wunder verſchont blieb, ſteckte der glühende Aſchenregen in Flammen. Noch unbeſchädigt ſtand ein Marienkloſter, auf einem Feuermeere gleichſam ſchwimmend; zwey Menſchen kreiſchten heraus um Hülfe, es war nicht möglich ſie zu retten. Am andern Tage, als ſchon eine Rinde den Flammenſtrom, wie ein glühendes Blech bedeckte, wagten es die Unglücklichen, mit geflügelten Füßen herüber zu eilen. Es gelang; aber ſie hatten den Tod ſchon tauſendmahl gelitten. Die Straßen von Neapel waren mit Aſche bedeckt, fünf Linien hoch lag ſie im königlichen Schloſſe zu Portici, und über einen Zoll hoch in der Nähe der Lava. Dieſe hatte die Landſtraße in einer großen Breite geſperrt, und wälzte ſich endlich ins Meer, wo das

umgebende Waſſer kochte und die Fiſche getödtet wurden. Die ſchöne fruchtbare Gegend war verwüſtet, achtzehn tauſend Menſchen wanderten am Bettelſtabe. Aber auch der Berg hatte ſeine Wuth auf eigene Koſten gebüßt, denn wohl ein Fünftheil ſeines Gipfels war an der Mittagsſeite verſunken. Ein krachendes Getöſe drohte noch lange mit neuen Schrecken, und dennoch — — gleich einem Ameiſenhaufen, den eines Bären Fuß zertritt, und den die kleinen Inſekten fleißig durcheinander wimmelnd, ſogleich wieder herzuſtellen ſuchen, unbekümmert ob in der nächſten Minute ihr furchtbarer Feind die Tatze nicht zu neuer Zerſtörung hebt.— ſo wimmelten bald die verſcheuchten Einwohner um die rauchenden Wohnungen, gruben mit verſengten Füßen ſich ſchmale Pfade zu ihren Trümmern, ſcharrten die wenigen noch unverbrannten Reſte ihrer Habſeligkeiten weinend aus der Aſche. In der Dreyfaltigkeitskirche fand ſich noch alles Silbergeräth unverſehrt, das kurz vorher zu einem Feſte in Bereitſchaft geſetzt worden war. — Vor zehn Jahren wurde der angerichtete Schaden nach Millionen berechnet, und vierzehn Menſchen büßten ihr Leben dabey ein. Dieſes Jahr iſt das Unglück bey weitem nicht ſo beträchtlich. Kein Menſch hat das Leben verloren, keine Stadt, kein Dorf iſt zerſtöret worden. Mehrere Weinberge von Privatleuten ſind verwüſtet worden. Das iſt freylich

beklagenswerth, aber der ganze Schade beläuft ſich doch nur auf etwa drey hundert tauſend Thaler.

Der Duca della Torre, deſſen ich oben erwähnte, hat eine etwas langweilige Beſchreibung der letzten Eruption drucken laſſen. Schon am zwey und zwanzigſten May ſpürte der Eremit drey ſtarke Erderſchütterungen von unterirdiſchem Getöſe begleitet. Am ein und dreyßigſten July hatte ſich das Waſſer in den Brunnen und Ciſternen der umliegenden Gegenden merklich verringert; lauter Vorbothen eines nahen Ausbruches. Am eilften Auguſt hörte der Eremit den Veſuv abermahls brüllen, und am zwölften ſtieg ein dicker, ſchwarzer Rauch aus dem Schlunde; am dreyzehnten verwandelte ſich dieſer Rauch in eine Feuerſäule. Unter einem Regen von ſchwarzer Aſche und kleinen Steinen, begab ſich der Herzog auf den Gipfel des Berges. Das Brüllen in ſeinen Eingeweiden war fürchterlich. Der Boden des Kraters hatte ſich ſehr ſtark aber ungleich erhoben; in Südweſten ſpie eine breite Spalte Lava, Flammen und Steine, die letzten fielen faſt alle in den Krater zurück, und häuften ſich da zu kleinen ſpitzen Hügeln. Lange konnte es der Herzog auf ſeinem gefährlichen Standpunkte nicht aushal ten. Er zog ſich weislich zurück und ſchloß, aus der großen Electricität, die er durch ſeinen Electrometer erprobt hatte, daß

es einer der ſchrecklichſten Ausbrüche werden würde, worin er ſich aber geirrt hat. Er ſtieg nachher noch öfter hinauf, und hat ſeine Experimente weitläufig beſchrieben. Da ſie aber bloß Intereſſe für den Naturkündiger haben, ſo übergehe ich ſie mit Stillſchweigen. Er bemerkte unter andern, daß, wenn die Lava auf ihrem Wege einen Baum antraf, ſie ihn umarmte und dann weiter ſtrömte. War es ein dürrer Baum, ſo brannte er augenblicklich wie eine Fackel. War er aber noch friſch, ſo veränderten ſich ſeine Blätter und wurden gelb; dann verkohlten ſich die Zweige, und endlich der Stamm. An denjenigen Bäumen, Eichen und Pappeln, welche bloß die Hitze der Lava in der Nähe ſpürten, krümmten ſich die gelben Blätter, und überzogen ſich mit einem weißen Salzſtaube. — Auf dem Berge ſelbſt, am Rande des Kraters, war der Dampf aus einer neu geöffneten Bocca einmahl ſo ſtinkend und erſtickend, daß er einigen Gefährten des Herzogs die Sprache benahm und ihre Kehlen plötzlich austrocknete; die Hitze war unerträglich. Auch bey dieſer Eruption regnete es mehrmahls Aſche über der Hauptſtadt, und ſie blieb auf den platten Dächern liegen.

Der

Der Veſuv

am zwey und zwanzigſten November 1804.

Schon einige Abende hatte der Veſuv geleuchtet, die Rauchwolke über dem Berge wurde nach und nach roth und immer röther, bis ſie endlich die Farbe der Glut annahm, dann kam in umgekehrter Abſtuffung die Dunkelheit zurück, währte etwa eine halbe Minute, und wich dann aufs Neue dem blutrothen Lichte. Geſtern und vorgeſtern hatte jedoch dieß Schauſpiel nicht Statt gefunden. Die Luft hatte ſich etwas abgekühlt, heute aber kehrte der lähmende Sirocco zurück, und brachte dieſen Morgen einen ſtarken Platzregen. Doch ſchien auch heute der Veſuv ganz ruhig bleiben zu wollen, er rauchte nicht einmahl ſo ſtark als an vorigen Tagen. Noch um neun Uhr, kurz vor dem Abendeſſen, ſtand ich am Fenſter, um ihn zu beobachten; da aber der Mond noch nicht aufgegangen war, ſo konnte ich nicht einmahl den Berg ſehen. Alles war ruhig.

Kaum aber hatten wir uns zu Tiſche geſetzt, als einer von uns ein Licht auf dem Veſuv bemerkte, welches ſchnell in eine feurige Schüſſel ſich zu verwandeln ſchien. Wir ſprangen Alle auf, und eilten auf den Balkon. Siehe, da wuchs

mit jedem Augenblick die hellleuchtende Glut. Schon dehnte ſich das Feuer ſichtbar nach dem Abhange des Berges — ein neuer Strom quoll aus der Mündung, und nun wälzte ſich die Flamme mit zunehmender Geſchwindigkeit den ſteilen Aſchenkegel herab, deſſen Fuß ſie in einer kleinen halben Stunde erreichte. Hier fand ſie ein ſanft abhängiges Thal, wo der Strom einen Augenblick zu ſtocken ſchien, dann aber ſich wiederum fortbewegte, und von ſeinem gewaltigen Zufluſſe gleichſam vorwärts geſchoben wurde. Abermahls eine Stunde, und er hatte das Thal durchſchnitten; der Abhang, über den er jetzt hinweg glitt, machte ſeinen Lauf wiederum ſchneller, und wir verfolgten ihn mit erſtaunten Blicken, bis das Caſtell Nuovo, meiner Wohnung ſchräg gegen über gelegen, ihn uns verdeckte. Wir eilten auf den Molo, von dem wir den Ausbruch beſſer beobachten zu können glaubten, wir ſahen aber dort nichts mehr; nur unſere Vermuthung beſtätigte ſich, daß die feurigen Wellen ſich abermahls ein neues Bett gegraben; daß ſie entweder das unglückliche Torre del Greco wiederum heimſuchen, oder gar noch näher auf Reſina ſich ſtürzen würden. — Die Eruption war erfolgt, ohne irgend eine vorhergehende, ſonſt wohl gewöhnliche Zuckung des Berges. Die Erde bebte nicht, der Schlund donnerte nicht, keine Feuerſäulen ſtiegen in die Luft, keine glühenden Steine wurden

geſchleudert; der Vulkan glich bloß einem über- kochenden Gefäße; aber die große Breite der Lava und ihr ſchnelles Strömen ließen ver- muthen, daß eine gewaltige Maſſe ſich ergieße. Es war recht warm. Wir gingen wieder nach Hauſe, ſetzten uns auf den Balcon, und ſahen dem gräßlichen Schauſpiele zu, das, während wir ruhig ein Glas Punſch dabey tranken, viel- leicht viele tauſend Unglückliche machte. Die Lava ſchien ſich ein wenig rechter Hand unter dem Gipfel einen Weg gebahnt zu haben. Ihr Her- vorquillen aus dem Schlunde konnte man deut- lich gewahr werden, die Stelle leuchtete, nach dem Zwiſchenraum von einigen Secunden, im- mer von friſcher Glut. Oben rauchte der Feuer- bach wenig, tiefer unten, wo er ſich vielleicht in einer Vertiefung mehr geſammelt hatte, ſtieg eine ungeheure Rauchwolke auf; hie und da ſchimmerten Minuten lang weiße Lichter in der rothen Flamme, vermuthlich entzündete Bäume oder Häuſer. Auf der dunkeln Seite des Ber- ges ſah man zuweilen eine Fackel, die ſich nach dem Eremiten zu bewegte; ſie wurde ohne Zwei- fel dem kühnen und unermüdeten Herzog della Torre vorgetragen, der bey jedem Ausbruche der erſte auf dem Berge iſt. Einmahl lagerte ſich ein langer, ſchmaler, dichter Wolkenſtreif zwiſchen uns und den Berg, der aus Aſche zu beſtehen ſchien; er löste ſich gar bald wieder auf. Der

übrige Horizont war hell und ſternenklar. Nach eilf Uhr trat der Mond hervor, und verherrlichte das Schauſpiel, denn er verſilberte die rothen Rauchwolken, auf der ihm zugekehrten Seite, mit einem weißen Saume. Wiederum ein ganz verſchiedenes Licht ſchimmerte aus der Laterne des Leuchtthurms im Hafen, und um die Mannichfaltigkeit der Beleuchtung zu vollenden, zündeten die Gaſſenbuben, auf dem freyen Platze, welchen ich bewohne, zuſammengefegte Strohhaufen an. Dann rollten die Wägen nach wie vor zu den Spielhäuſern, die Leute gingen und kamen wie gewöhnlich, kein Menſch bekümmerte ſich um den brennenden Berg; ja ſogar ein paar Guitarren ließen plötzlich ein luſtiges Liedchen unter meinem Fenſter hören.

Welche Wirkung alle dieſe Contraſte auf mich machten, vermag ich nicht zu beſchreiben. Ich war in einer fieberhaften Spannung. Vergebens legte ich mich ſchlafen. Aus meinem Bette ſelbſt konnte ich den Vulcan brennen ſehen. Alle Augenblicke trieb es mich wieder heraus. Ein unruhiger Schlummer von wenigen Stunden wurde von ängſtlichen Träumen unterbrochen. Um halb vier Uhr ſtand ich auf und aß auf dem Balcon mein Frühſtück von Weintrauben, die vielleicht auf der Stelle gewachſen waren, welche die Zerſtörung dieſer ſchrecklichen Nacht getroffen hatte. Das Schauſpiel war auch am Morgen

noch immer daſſelbe. Immer neue Glutſtröme quollen aus dem Schlunde, ja einige Mahle ſah ich glühende Steine wie Leuchtkugeln in die Luft ſchleudern, doch in ſchräger Richtung und nicht hoch. Der Rauch hatte ſich ganz hinunter nach dem Meere zu gezogen. Ich ſetzte mich, dem Vulkan gegenüber, um meine Bemerkungen aufzuzeichnen, und um mir die Zeit bis zum Anbruch des Tages zu vertreiben. Sobald der erſte Tagesſtrahl im Oſten ſchimmert, will ich mich in den Wagen werfen, und hineilen, das gräßliche Schauſpiel in der Nähe zu betrachten.

Am drey und zwanzigſten November.

Mich hatte die Ferne getäuſcht. Ich fuhr durch Portici und Reſina, ohne eine Spur von den Schrecken der letzten Nacht gewahr zu werden. Das Tageslicht hatte die Flammen des Veſuvs dem Anſchein nach ausgelöſcht; der Krater ſowohl, als der ganze Strich, den die Lava bildete, ſchienen nur zu rauchen. Erſt als ich nahe bey Torre del Greco war, begegneten mir Wagen mit Hausrath, unordentlich bepackt, mehrere noch mit Weinfäſſern, dem Hauptreichthum dieſer armen Leute. Auch holte ich eine Menge Weiber und Kinder ein, die während der Nacht aus den bedrohten Wohnungen geflüchtet waren, und nun gleichſam ſchüchtern einen Beſuch da

legen wollten, denn die Gefahr war noch nicht vorüber. Die kleinen Kinder trugen Hühner unter dem Arme, ihre Lieblinge, deren ſie, als die Noth hereinbrach, ſogleich gedacht hatten. Eine ſehr alte Frau kehrte auch am Stabe langſam zurück, und wurde auf der andern Seite von einem jungen Mädchen geführt. In ihrem kummervollen Geſichte ſtand geſchrieben: ſoll ich denn in meinem hohen Alter noch auswandern? ſoll ich nicht da ſterben, wo ich geboren wurde? — Ich fuhr durch die ganze Stadt; überall trieb man noch Handel und Wandel, doch überall war man auch mit Einpacken beſchäftigt. Uebrigens ſah ich immer nur noch die ältere Schweſter der jetzt ſtrömenden Lava, die ihre ſcheußliche Geſtalt vor zehn Jahren hieher gelagert hatte. Erſt am andern Ende des Städtchens, bey der Villa des Cardinalerzbiſchofs von Neapel, hieß man mich ausſteigen, und zwiſchen den hohen Mauern der Weinberge hinaufklimmen. Viele hatte, gleich mir, die Neubegier hieher getrieben, viele Wagen ſtanden ſchon hier. Nie habe ich einen Weg mit größerer Ungeduld zurück gelegt, als dieſen Fußpfad zwiſchen den Weinbergen. Die Mauern waren ſo hoch, daß ich den vor mir liegenden Veſuv nicht ſehen konnte, und doch überzeugte mich der herüberbringende Rauch, daß ich der brennenden Lava bereits ſehr nahe ſey. Eine gute Viertelſtunde war ich den ſanften Abhang aufwärts

geſtiegen, da erblickte ich endlich vor mir eine gaffende dreydoppelte Menſchenkette, hinter welcher der Rauch empor qualmte. Schnell drängte ich mich herzu, und ſtand ſieben oder acht Schritte von der Lava, die ſich grade auf uns herwälzte. Das klingt wohl ſchrecklich, ſich ſo grade vor einen brennenden Strom hinzuſtellen, und ihn auf ſich zu fließen zu laſſen; aber es klingt gefährlicher, als es in der That iſt. Das Wort fließen ſollte man von der Lava durchaus nicht gebrauchen, höchſtens nur da, wo ſie eben aus dem Krater hervorquillt, denn dort iſt ſie wirklich ein flüßiges Feuer. So bald ſie aber in Berührung mit der äußern Luft kommt, verdickt ſie ſich augenblicklich und ſetzt gleichſam eine Rinde von dünnen Schieferplatten an. Nur ihr Kern glüht noch, fließt aber nicht mehr, ſondern ſchiebt ſich langſam vorwärts, weil die ihn bedeckende Rinde und ſeine eigene Verdickung ihn hindern, gleich einer Flüßigkeit zu ſtrömen. Dieſes Schieben alſo geſchieht auf einem ſanft abhängigen Boden, ſo unvermerkt, daß man es kaum gewahr werden würde, wenn die innere Bewegung nicht die Rinde zwänge, ſich zu zerbröckeln, und ihre geſchülferten Brocken kniſternd über den Abhang auf den noch unberührten Boden zu werfen. Die Lava, die ſich durch die ſchönen Weinberge ſo auf uns her ſchob, hatte eine Höhe von drey bis vier Fuß, nur unter der

Rinde ſah man das rothe Feuer wie glühendes Eiſen, ihre Schlacken warf ſie vor ſich her, faſt wie bey einer Meereswelle zuerſt der Schaum herabſtürzt und dann erſt die Welle ſelbſt dieſem folgt. Eben als ich hinzutrat, erreichte die Glut einen Feigenbaum, der, wie eine Fackel, kniſternd aufloderte. Schon auf einer Strecke von anderthalb Meilen waren alle Weinreben in Aſche und der grünende Boden in ein rauchendes Schlackenmeer verwandelt; noch eine üppig angebaute Strecke lag vor ihr, von welcher die nächſten Weinreben ſchon angeſengt und gekrümmt, ſich zu ihr hin neigten, wie man von den kleinen Vögeln erzählt, die einer Klapperſchlange bezaubert in den Rachen fliegen. Die Eigenthümer der Weinberge haueten ſelbſt ſo ſchnell als möglich ihre mit ſorgfältigem Fleiß gepflegten Reben ſeufzend um, und riſſen die Pfähle aus, um wenigſtens etwas Holz zu retten. Ein hübſches Haus rechter Hand war nur noch etwa drey oder vier Schritte von der Lava entfernt, dennoch meinte man, es werde noch eine gute Stunde dauern, ehe der gräßlich langſame Strom es verſchlingen werde. Die Leute waren noch ängſtlich beſchäftigt, Weinfäſſer aus dem Keller zu retten, indeſſen die nahe Glut ſchon die Mauer des Hauſes erhitzte. Andere, deren Eigenthum bereits verwüſtet war, ſahen nur noch todtenblaß mit ſtarrem Blick hinüber nach der Stelle, wo

noch vor wenigen Stunden ihre Hoffnungen blüh-
ten, und die ſie nicht einmahl mehr zu erkennen
vermochten, weil kein Strauch übrig blieb, an den
die Erinnerung ſich halten konnte. — Der Lava-
ſtrom hatte ſich, wie immer, in mehrere Bäche
zertheilt, zwiſchen welchen ſparſam, kleine etwas
erhaben liegende Inſeln verſchont geblieben wa-
ren. Die Breite zwiſchen den beyden die Ver-
wüſtung begränzenden Bächen mochte wohl eine
halbe Stunde betragen, (eine italieniſche Meile).
Die Lavaſchicht, vor der ich ſtand, bewegte ſich,
wegen des minder abhängigen Bodens, etwas
langſamer, als zwey nahe Bäche linker und rech-
ter Hand, die ziemlich weit vorausgeeilt waren,
und mich gleichſam einzuſchließen drohten. Die-
ſer zwar nicht Gefahr bringende, aber doch die
Phantaſie aufregende Umſtand, beſtimmte mich,
nach einer Viertelſtunde den Rückweg anzutreten,
auf einer Straße, die nun bald für viele Jahr-
hunderte von der Oberfläche des Erdbodens ver-
ſchwinden ſollte. Die Lava nimmt ihren Lauf
wiederum gradeswegs nach Torre del Greco,
nur etwas höher aufwärts als vor zehn Jahren.
Sollte ſie die Landſtraße erreichen, ſo würde die
Villa des Cardinalerzbiſchofs eines ihrer erſten
Opfer ſeyn. Ich zweifle aber noch, daß ſie bis
dahin ſich ſchieben werde, denn es ſcheint, die
Wuth des Vulkans habe nachgelaſſen. Zwar
ſtrömt noch immer friſche Lava aus dem Schlun-

de, doch nicht reichlich genug, um ihre erſten, ſchon ſo weit entfernten Wellen noch mit hinlänglicher Gewalt vorwärts zu ſchieben. Dieſe werden, wenn kein neuer Ausbruch erfolgt, ſich immer mehr abkühlen, und bald ſtehen bleiben. So hätte denn auch bey dieſem Kampfe der Elemente, wie in den Kriegen der Menſchen, meiſt nur der Arme gelitten.

Am ſechs und zwanzigſten November.

Meine Vermuthung iſt nunmehr Gewißheit. Die Lava ſteht, und hat, ſeitdem ich ſie zum letztenmahle ſah, ſehr wenig Raum mehr gewonnen. Mit Erſtaunen ſah ich heute das Haus, welches neuerlich dem Untergange ſo nahe ſchien, faſt völlig unverſehrt. Die Lava hatte allerdings das Haus erreicht, ſich an demſelben hinaufgethürmt, war dann links und rechts herab geſloſſen, hatte es an drey Seiten dicht umgeben, ja ein langer Feuerzipfel hatte ſogar ſchon an der vordern Seite ſich hingezogen, das ganze Haus hatte ſich gleichſam in einen Mantel von brennender Lava gehüllt, nur dieſen Mantel vorn nicht zuſammen geſchlagen — und dennoch war die hölzerne Thür des Hauſes unbeſchädigt; ich trat hinein, und fand inwendig alles ſo wie der fliehende Eigenthümer es verlaſſen hatte. In einen Keller, der einige Schritte vor dem Hauſe lag, hatte der Strom

ſich ergoſſen, und augenblicklich die darin befind-
lichen Balken, welche den Fäſſern zur Unterlage dienten, in Brand geſteckt. Der Landſchaftsmahler Denis war grade gegenwärtig, als dieß geſchah, und verſicherte mich, der Effect von dieſem brennenden Keller, in den man hinabſchauen konnte, ſey herrlich geweſen. Heute war die Lava an dieſer Stelle ſchon ganz erkaltet; um ſie noch glühend zu finden, mußte ich den Berg weiter hinaufſteigen. An vielen Orten rauchte ſie noch, an einigen war auch noch die Luft über derſelben in einer ſichtbaren zitternden Bewegung. Doch um bis zu einer ſolchen Stelle zu gelangen, mußte man über die erkalteten Ufer hinwegklettern. Ich that es, obwohl es äußerſt beſchwerlich iſt, denn Alles beſteht jetzt entweder aus ſcharfen Zacken, oder aus geſchieferten Brocken, nirgend iſt ein feſter Tritt. Die Schwefelglut, die mir entgegen ſchlug, bewog mich ohnehin bald wieder umzukehren. Ich begnügte mich, ein Stück Lava zu erbeuten, welches ſo heiß war, daß man die Hand keine Secunde lang daran halten konnte; eine Viertelſtunde nachher war es kaum noch warm. —

So hat das gräßliche Schauſpiel für dieſesmahl ſein Ende erreicht, wenn nicht die warmen Regengüſſe, die jetzt fallen, einen neuen Ausbruch bewirken; denn immer nach ſtarken Regengüſſen pflegen die Flammen mit verdoppelter

Wuth hervor zu brechen, gleichſam um dem Himmel trotzend zu verkünden, daß er vergebens ſeine ſchwerſten Wolken in den Krater ausleert. Ja, die innere Kraft des Berges zieht wohl noch obendrein das Waſſer aller Brunnen in der Nachbarſchaft an ſich, und macht, daß ſie Tagelang verſiegen. — Ein noch ſchwerer zu erklärendes Phänomen iſt: daß während jedes Ausbruches die Fiſche weit häufiger an der Küſte wimmeln, und ſo reichlich gefangen werden, daß ſie nie wohlfeiler ſind, als um dieſe Zeit. Vielleicht zieht der Berg die Ströme des Meeres an ſich und die Fiſche folgen unwillkührlich den Strömen. — Ich ſchließe mit einer Beobachtung, die mir wichtig ſcheint. Sehr deutlich habe ich bemerkt, daß ſchwache Weinbergsmauern den Feuerſtrom eine Zeitlang aufzuhalten im Stande ſind, daß er ſich, durch ſie begrenzt, zuſammenzieht, und mit dem engen Bette, welches ſie ihm zuweilen anweiſen, ſich in einer Länge von zehn bis zwanzig Schritte begnügt, bis endlich die Gewalt der aus Feuer in Felſen verwandelten Maſſen, die Mauern dennoch umſtürzt und ſich neue Wege bahnt. Nach dieſer Beobachtung ſcheint es mir unwiderſprechlich, daß man wenigſtens die am Fuße des Veſuvs gelegenen Städte und Dörfer auf immer vor einem Unglück bewahren könnte, wie das war, welches vor zehn Jahren Torre del Greco und vor tauſend achthundert Jahren

Herculanum traf. Man müßte nähmlich nach der Seite des Berges zu die Stadt im halben Cirkel mit einer dicken, hohen, inwendig mit ſtarken Strebepfeilern verſehenen Mauer umgeben; der mittlere Theil dieſes Halbcirkels müßte am erhabenſten liegen, und dann zu beyden Seiten immer abhängiger werden; die Enden des Halbcirkels müßten links und rechts ſich nach dem Meere hinabziehen, und ſo viele Schritte von der Stadt entfernt bleiben, als nöthig wäre, die nächſten Häuſer vor den Wirkungen der allzunahen Glut zu ſichern. Es iſt gar kein Zweifel, daß die Lava, wenn ſie dieſe Mauern erreichte, ſich zwar anfangs höher thürmen, bald aber, durch den zu beyden Seiten abhängigen Boden gezwungen, links und rechts an der Mauer herabgleiten, und ſo einen unſchädlichen Lauf nehmen würde. Freylich müßte die Mauer ſehr hoch und ſehr dick ſeyn, aber ich verlange ſie weder höher noch dicker als diejenige iſt, welche die Chineſer gegen die Einfälle der Tartaren aufgeführt haben; folglich verlange ich zwar ein Rieſenwerk, aber nichts unmögliches. Ich meine der Veſuv iſt ein ſchlimmerer Feind als die Tartaren, und verdient wohl, daß man gleiche Anſtalten gegen ihn treffe. Was die von uns für halbe Wilde geachteten Chineſer vollbracht haben, das wird uns klugen Europäern doch nicht zu ſchwer ſeyn? Ha! welche treffliche Gelegenheit

für einen König, ſeinen geſegneten Nahmen auf die ſpäteſte Nachwelt zu bringen. Und wie viel wohlfeiler könnte er zu dieſem Ruhme gelangen, als der Chineſiſche Kaiſer? Die Materialien liegen den Arbeitern unter den Händen, die Lava ſelbſt liefert den Stoff zu ihrer Bezähmung. Die Arbeiter darf er nur aus den vollen Kerkern nehmen. Die Strecke, die er zu befeſtigen hat, kommt gar nicht in Betrachtung gegen die vielen hundert Meilen, welche die Chineſiſche Mauer einnimmt. Er dürfte fürs erſte nur mit Torre del Greco und Reſina den Anfang machen, weil es ſcheint, die Lava werde vielleicht noch lange in den zuletzt gegrabenen Betten ſich fortwälzen. Ja, ich halte es gar nicht für unmöglich, ſchon am Fuße des Aſchenkegels die Mauer anzufangen, in einem einzigen großen Halbcirkel alle die unten liegenden Städte einzuſchließen, und zugleich auch alle darüber gelegenen Weinberge zu ſchützen, indem alsdann die Lava, ſie breche aus wo ſie wolle, immer nur zwey offene Wege finden würde, dem Meere zuzuſtrömen. Der Menſch hat ſo oft die Elemente ſiegreich bekämpft, warum denn nicht auch hier? — Der Gedanke iſt groß! ach! warum erwärmt er nicht jedes Herz wie das meinige! Warum bin ich nicht ein Liebling an dieſem Hofe, daß meine Stimme durchdringe und gelte! Wahrlich! nach einigen Jahren ſollten die Bewohner von Torre del Greco ruhig ſchlafen,

und nach Tauſenden von Jahren noch mein Andenken ſegnen!

Am dreyßigſten November.

Wir haben heute in guter und froher Geſellſchaft auf dem Veſuv gefrühſtückt. Sogar drey Damen hatten die Eſelsreiterey nicht geſcheut, um den grämlichen Nachbar ein wenig mehr in der Nähe kennen zu lernen; die Eſel wurden am Zaume geführt und jede Dame glich einer Flucht nach Egypten. Unter Scherz und Lachen, bey warmer herrlicher Witterung, erreichten wir die Wohnung des freundlichen Eremiten und ſchlugen die unſrige da auf. Um doch aber auch dem Berge die gebührende Ehre zu erweiſen, wurden einige Herren hinauf zu ſeinem Krater deputirt, welche bey ihrer Zurückkunft folgenden Rapport abſtatteten: An der Seite, wo die Lava ausfließt, hat der Berg ſich geſpalten und gleichſam einen tiefen Hohlweg gebildet. Die Bergwände, da wo ſie auseinander geriſſen worden, prangen gräßlich mit allerley Farben. Nur oben, gleich beym Ausfluß der Lava, iſt er noch wie vormahls, zuſammenhängend, ſo daß die Lava ſich wie ein Waſſerfall, wohl dreyßig Fuß hoch und etwa zehn Fuß breit — herunter in die neue Schlucht ſtürzt, dann einige Schritte ſich fortwälzt, unter einer Decke von ſchon erkalteter

Lava auf kurze Zeit verſchwindet, bald aber, wie die Rhone im ſüdlichen Frankreich, aufs neue hervorbricht, und glühend in das Thal ſtrömt. Wir glaubten unſerm Erzähler aufs Wort, daß dieſer Anblick furchtbar-herrlich ſey. Die mit gelbem Schwefel überzogene Pyramide, in der Mitte des Kraters, iſt noch vorhanden, aber weit höher geworden; der Geiſt des Berges hat ſie gleichſam heraufgeſchoben. Mehrere kleine Kegel ſind entſtanden, der ganze Krater ſcheint ausgefüllt, die Geſtalt der Wände hat ſich an mehreren Stellen verändert, manches iſt in den Schlund hinabgeſtürzt, manches dünn und hohl geworden; kurz alles bewies, daß die Feuermaſſe noch immer mit großer Kraft koche und gähre. Heute zwar ſcheint der Berg ziemlich ruhig; die Lava ſtrömt ſtill, der Rauch iſt gering, das Brauſen und Donnern des Schlundes hat ganz aufgehört; aber — man fürchtet dennoch eine neue Exploſion, denn die Brunnen in Portici gaben geſtern zum Theil wenig, zum Theil ſehr ſchlechtes Waſſer; ein Beweis, daß der Berg die Quellen wieder an ſich ſaugt, um ihre Wäſſer zum eigenen Gebrauch ſeiner hölliſchen Küche zu verwenden. Auch ſeine Stille iſt verdächtig.

Einer kürzlich erſchienenen, gelehrten Abhandlung zu Folge, ſoll das Klima von Neapel nur dann recht mild und geſund ſeyn, wenn der Berg von Zeit zu Zeit Flammen auswirft. So-

bald

bald er aber mehrere Jahre hartnäckig ſchweigt, will man bemerkt haben, daß nicht allein mehrere Krankheiten im Schwange gehen, ſondern daß ſie auch einen bedenklichern Charakter annehmen. Die Beobachtung mag allerdings gegründet ſeyn; denn wie ungeheuer muß die Electricität der Luft durch den wochen= und mondenlangen Flammenhauch des Veſuvs ſich anhäufen. Es vergehet, ſeit meinem Hierſeyn, faſt kein Tag, an dem nicht Abends oder Morgens, ein ſtarkes Wetterleuchten, oft auch vom Donner begleitet, am Firmament ſich blicken ließe. Die Luft, die wir einathmen, iſt mit electriſcher Materie geſchwängert.

30.

C a ſ e r t a.

So heißt ein Luſtſchloß des Königs, funfzehn Italieniſche Meilen von Neapel. Es liegt in der Ebene von Capua, welche als ſehr reizend geſchildert wird, mir aber ſehr langweilig vorgekommen iſt. Ich gebe gern zu, daß Felder, die noch jetzt im Anfang Decembers, mit dem friſchen Grün der jungen Saat prangen, und in lauter Alleen von Pappeln und Maulbeerbäumen, zwiſchen welchen die Weinreben ſich ranken, getheilt ſind, daß ſolche Felder dem Auge wohl thun — aber — ich mag nur nicht funf-

zehn Meilen hintereinander immer und ewig denſelben Anblick; das Auge wird doch gewaltig dadurch ermüdet; ſo wie Jedermann bekennen wird, daß eine, ſchnurgrade durch einen Wald gehauene Landſtraße von mehreren Meilen, (wie z. B. zwiſchen Narva und Jamburg) zwar anfangs vergnügt, aber zuletzt faſt unerträglich wird. So iſt der Menſch nun einmahl! Abwechſelung erheitert ſeinen Geiſt, und wäre der Himmel ſtets blau, ſo würde er nach Donnerwolken ſeufzen.

Das Schloß zu Caſerta iſt ſehr groß, wohl ſo groß als das Winterpalais zu Petersburg, auch von ähnlicher Form, aber bey weitem nicht ausgebaut, ohngeachtet ſchon ſeit funfzig Jahren daran gearbeitet wird. Jetzt vollends hat man dringendere Ausgaben. Indeſſen iſt auch der vollendete Theil ſchon groß genug, um die ganze königliche Familie, bequemer als in Neapel ſelbſt, zu beherbergen. Die Treppe iſt die ſchönſte, die ich in meinem Leben geſehen habe, jede Stufe ein einziges Stück Marmor, achtzehn Fuß lang, die Wände mit dem herrlichſten Marmor ausgelegt, die Decke ſchön gemahlt. Auf der Treppenruhe liegen zwey große Löwen von weißem Marmor. Den Vorſaal möchte ich lieber einen achteckigen offenen Tempel nennen, deſſen Kuppel auf vier und zwanzig der ſchönſten Säulen ruht. Ueberhaupt findet man hier einen ungeheuern Reichthum der vortrefflichſten Marmorgattungen, und, was den

Werth dieſes Schatzes noch ſehr erhöht, iſt, daß er ganz inländiſch iſt; Apulien, Sicilien, Benevent und die Gegend von Neapel ſelbſt, haben ihn geliefert. Außer dem Könige von Neapel iſt nur der Kaiſer von Rußland noch im Stande, einen ſolchen Pallaſt von inländiſchem Marmor aufzuführen, und wirklich ſtehen manche Sibiriſche, auch Finniſche Marmorgattungen, den beſten Italieniſchen in nichts nach.

Im erſten Saale ſteht die coloſſale Statüe eines Helden, der vom Siege gekrönt wird. Sie ſoll die Eroberung Flanderns durch Alexander Farneſe vorſtellen. Unter den Füßen des Helden krümmt ſich eine nackte männliche Figur (nähmlich Flandern). Eine recht gute Idee war es, dieſen Saal durch zwölf Basreliefs zu verzieren, welche zwölf Thaten der Römer vorſtellen, deren Schauplatz in dieſer Gegend gefunden wird. Die Deckengemählde ſind im ganzen Schloſſe von geringer Bedeutung und die Zimmer überhaupt gar nicht prächtig ausgeſchmückt; faſt überall einfarbige ſeidene Tapeten, nirgends ausgezeichnete Kunſtwerke.

Im zweyten Zimmer hängen ein paar große Landſchaften, den Prater bey Wien vorſtellend. Im dritten Zimmer findet man von Hackert fünf Landſchaften. Auf der einen werden wilde Schweine durchs Waſſer getrieben, der König ſteht auf einer Brücke und ſchießt darunter. Auf

der andern iſt eine ähnliche Jagd mit Hunden. Auf der dritten ſchießt der König Enten am See Fuſaro. Auf der vierten hält er Revüe bey Gaeta, und das ganze Bild zeigt nichts als bunte Soldaten in Reihe und Glieder geſtellt. Auf der fünften kommt die Neapolitaniſche Flotte von Algier zurück. Merkwürdig blieb das letztere Bild dadurch, daß der Veſuv auf demſelben abgebildet iſt, wie ſein Kegel noch im Jahr 1784 ausſah. Seitdem hat ſich die Geſtalt deſſelben ſehr verändert. —

Bey ſieben kleineren Landſchaften im vierten Zimmer hat Hackerts Genius ein freyeres Spiel gehabt, denn hier ſind Ausſichten von den Inſeln Capri, Iſchia u. ſ. w., die ſeines Pinſels würdig waren. —

Ein kleines Badezimmer der Königin iſt mit paſſenden Gemählden verziert. Venus aus dem Bade ſteigend, die drey Grazien, Diana im Bade u. ſ. w.

Jetzt folgen drey Bibliothekzimmer der Königin, man könnte ſie auch wohl Säle nennen. Im erſten ſind eine Menge hiſtoriſche und philoſophiſche Werke, meiſt in Franzöſiſcher Sprache, ſauber gebunden, in zierlichen Wandſchränken aufgeſtellt und oben auf den Schränken ſtehen ſchöne Etruſciſche Vaſen. Der zweyte Saal iſt ganz der Deutſchen Literatur gewidmet, aber hilf Himmel! welch eine Bibliothek. Da iſt doch auch ſeit zwanzig Jahren kein einziger ſchlechter Ro=

man erſchienen, der hier nicht anzutreffen wäre. Die Königin iſt daran ganz unſchuldig; ſie hat, wie ſie mir ſelbſt nachher ſagte, oft kaum Zeit die Titel der Bücher zu leſen, aber derjenige Buchhändler, welcher den Auftrag hat, ihr Deutſche Bücher zu ſenden, ſollte ſeiner Wahl und ſeines Eigennutzes ſich ſchämen, und der Bibliothekar ſolchen Schofel augenblicklich ausmerzen. Im dritten Saal findet man eine ziemlich auserleſene, nicht längſt erſt wieder ausgepackte Sammlung von Büchern, welche die Königin nach Sicilien begleiteten, von da nach Trieſt und Wien mitgingen, und endlich auch die Rückreiſe hieher wiederum glücklich vollbrachten. Uebrigens wird dieſer Saal durch herrliche Freſcogemählde von unſerm verdienſtvollen Landsmann Füger verſchönert. — Gleich an denſelben ſtößt ein kleines Familien-Theater, auf welchem die Prinzen und Prinzeſſinnen ſich dann und wann üben. Die noch ſtehende Decoration, ein Altar mit Inſchriften, bewies, daß die Kinder hier zuletzt ein frohes Familienfeſt, ihren Eltern zu Ehren, gefeyert hatten. Die Königin hängt an ihren Kindern und Enkeln mit der zärtlichſten Mutterliebe. In einem andern Zimmer, wo ſie gern ſich aufhält, fanden wir, außer mehreren Familienportraits, auch die fünf allerliebſten Kinder des Oeſtreichiſchen Kaiſers, trefflich gemahlt. — Die meiſte Pracht in dieſem Pallaſt iſt an die Kapelle verſchwendet,

beſonders zeichnen ſich die Wände durch das herrliche Giallo antico aus, welches der Tempel des Serapis hat liefern müſſen. Das Altargemählde, die Himmelfahrt Mariens, von einem Mahler Nahmens Bonita (wo ich nicht irre) iſt nicht außerordentlich; aber auf der Gallerie, welche die königliche Familie einzunehmen pflegt, finden ſich ein paar herrliche Bilder. Das eine iſt von unſerm wackern Landsmann Mengs, die Vorſtellung Mariens im Tempel. Eine reinere Jungfrau ward nie geſehen. Sie gleicht einer in der Morgendämmerung aufgebrochenen Knospe, deren reine Farbe ſelbſt der Lichtſtrahl noch nicht berührte. Vielleicht iſt das Colorit des Ganzen ein wenig zu grell, aber nie werde ich die reizende Unſchuld vergeſſen, die da ſo kindlich vor dem hohen Prieſter kniet. — In dem andern Bilde, von Conca, die Geburt Mariens, ſind die Farben ſanfter verſchmolzen, und der Lichtſtrahl, der, vom heiligen Geiſt herab, auf das Kind im Schooße der lieblichen Mutter fällt, giebt der ganzen Gruppe etwas Ueberirdiſches, die Phantaſie warm Ergreifendes. — Das dritte große Bild auf dieſer Gallerie, die Vermählung Mariens, iſt leider wiederum von Bonita, und nichts daran zu bewundern.

Das Theater im Schloſſe zu Caſerta iſt im Kleinen nach dem Plane des großen Theaters San Carlo erbaut. Es ſtrotzt von Marmor und

Gold, iſt aber doch nicht bunt, ſondern gewährt einen äußerſt gefälligen Anblick. Der Hintergrund der Bühne kann, nach dem Felde hinaus, geöffnet werden, wenn man Luſt hat, große Aufzüge oder ganze Schlachten vorſtellen zu laſſen. —

Einige Meilen weiter liegt Belvedere, ein niedliches Jagdſchloß des Königs, an einem Bergrücken. Den Fuß des Berges umgeben eine Menge kleiner neugebauter Häuſer. Ein großer Flügel des Schloſſes iſt einer Seidenfabrik eingeräumt, welche ſehr beträchtlich ſeyn, und deren Geſetze und Einrichtungen der König ſelbſt eigenhändig entworfen haben ſoll. — Der nahe engliſche Park iſt klein, die Anlage unbedeutend, den Park bey Weimar zum Exempel an Schönheie bey weitem nicht erreichend. Daß er mit ſchönen ſüdlichen Bäumen und Gewächſen prangt, verdankt er dem Klima; ich habe unter andern den Kampferbaum hier ſehr üppig gefunden. — Ein Waſſerfall außerhalb des Parks, von dem man viel Weſens macht, iſt kaum des Anſehens werth. Zwar iſt die Waſſermaſſe nicht gering, und die Höhe, von welcher ſie herabſtürzt, anſehnlich, aber man hat beyde Vortheile nicht zu benutzen, und durchaus keinen großen Effekt hervorzubringen gewußt. Den Eindruck, den er etwa jetzt noch machen könnte, hat man vollends durch eine Menge ſchlechter Statüen an.

kleinliche Spielereyen vernichtet. Mehreren Fenſtern im Schloſſe zu Caſerta dient dieſer Waſſerfall zum Schlußpunkt des Geſichtskreiſes, und man meint Wunder, wie ſchön das ſey! Aber in dieſer Entfernung ſieht er vollends aus, wie ein weißer Zwirnsfaden. — Die Waſſerleitung von Caſerta iſt ſehr berühmt, und wird von Volkmann den größten Werken der Römer nicht allein gleich geſetzt, ſondern ſogar vorgezogen. Darüber kann nur die Zeit entſcheiden. Kühn angelegt iſt ſie freylich, und zuweilen in drey Stockwerken über einander von Bergen zu Bergen fortgeführt; aber wird ſie auch Jahrtauſende ſtehen wie die römiſchen? — Ueberall bemerke ich, daß die Werke unſerer Zeit nicht einmahl Jahrhunderte ausdauren: man muß ewig daran flicken; man bauet weder mit demſelben Mörtel, noch mit denſelben kunſtreichen Händen.

31.

Portici.

Den Vorzug, daß die Königliche Familie dieſes Luſtſchloß ſo gern und ſo lange Zeit im Jahre bewohnt, hat es gewiß nicht ſeiner Schönheit zu danken; vermuthlich der Nähe der Stadt, der Geräumigkeit und andern mir unbekannten Urſachen. Der Einfall, die Landſtraße mitten durch das Schloß zu führen (ſo daß Jeder,

der nach Calabrien, oder auch nur nach Torre del Greco, Pompeji, Caſtel al mare u. ſ. w. reiſt, zu einem Thore des Schloſſes hinein, und zum andern wieder herausfahren muß) iſt ſo ſeltſam, und verträgt ſich ſo wenig mit der ländlichen Stille, daß ich ſchon deßhalb dieſe geräuſchvolle Einſamkeit nie zu meiner Erholung wählen würde. Tag und Nacht gehen Poſt- und andere Wagen durch; ich begreife nicht, wie man da ſchlafen kann. — Iſt der Aufenthalt für Wachende etwa deſto angenehmer? mir kommt es nicht ſo vor. Der Garten liegt nicht einmahl am Meere. Er beſteht eigentlich nur aus einem Wäldchen von immer grünenden Eichen, durch welches breite Alleen zum Fahren und Reiten gehauen ſind. Dieſe Eichen haben ſchmale Blätter, und geben im Sommer nicht Schatten genug. Im Winter hingegen iſt dieſer Buſch allerdings ſehr reizend; denn da nirgend ein Blatt vom Baume fällt, und auch der Boden grün bleibt, ſo ſpaziert man darinnen herum, wie mitten im Sommer: höchſtens erinnern die umher geſtreuten Eicheln an den Herbſt. Nahe am Palloſt ſind einige große mit Mauern eingefaßte Plätze, wo viele tauſend Orangenbäume mit Millionen goldenen Früchten prangen. Hier ſah ich (am zwölften December) Blüthen und Früchte zugleich auf den Bäumen; Levcoyen und Nelken blüheten in Töpfen, Narciſſen und Jonquillen

im freyen Lande. Die Luft war milde, wie bey uns mitten im Sommer; der Himmel bewölkt, doch konnte man keinen Oberrock dulden. — Ha! welch ein Clima! — — Der Erbprinz hat dieſes Jahr eine neue engliſche Partie angelegt, in welcher die Gänge viel zu ſchmal ſind. Das Schloß iſt groß, aber man kann ſich die Mühe erſparen hinein zu gehen, denn es iſt nichts Merkwürdiges darin zu ſehen, man müßte denn das bunte Zimmer dahin rechnen, welches Tapeten von Porcelain hat, oder einige mittelmäßige Gemählde von Bonita, unter andern ein Raub der Proſerpina, der nicht übel ſeyn würde, wenn das Bild nicht mit Figuren ſo ſehr überladen wäre, daß man ſich der Furcht nicht erwehren kann, ſie werden in dem kleinen Raume nicht Luft genug haben, um Athem zu ſchöpfen. In einem Saale hängen ſechs mächtig große, nicht ſchlecht gemahlte, allegoriſche Gemählde, die aber unausſtehlich allegoriſch ſind; das heißt: man muß einen wohl unterrichteten Mann bey ſich haben, der die Gegenſtände erklärt, und wenn ſie er erklärt hat, verſteht man doch nichts davon. In einem andern Saale ſind in Lebensgröße ein paar Rieſen gemahlt, die ſich zu verſchiedener Zeit in Europa für Geld ſehen ließen; daneben erblickt man die Conterfeys eines Türkiſchen und Tuneſiſchen Geſandten, nebſt ihrem Gefolge. Das letztere Bild ſcheint

mir das beſte im ganzen Schloſſe zu ſeyn. In der Kapelle erwartete ich ſicher Pracht, oder doch ſchöne Gemählde zu finden. — Keins von beyden. Eben dieſe Hoffnung täuſchte mich in drey oder vier kleinen Kapellen, zur Privatandacht der Königlichen Familie beſtimmt, in welchen auch die Altargemählde nicht vortrefflich ſind. — In des Königs Zimmer giebt es Landſchaften und Proſpecte in Menge, in denen der Königinn recht artige Bilderchen, von buntem Wachs en Basrelief gemacht. Ueberhaupt iſt nirgend eine Spur von Pracht oder Luxus. Ein paar antike Fußböden aus Pompeji wären allenfalls zu bemerken. Man erhohlt ſich von dieſer vergeblichen Reiſe durch mehr als hundert Zimmer, wenn man heraus auf die ſchöne Treppe kommt, wo ein paar Statüen aus Herkulanum durch die herrlichen faltenreichen Gewänder auffallen, und endlich vollends unten im Portikus, wo man die köſtlichen Bildſäulen zu Pferde der beyden Balbus bewundert. — Jedermann weiß, daß ſie in Herkulanum ausgegraben wurden; ſie ſind vortrefflich erhalten und ſcheinen mir beyde das Werk großer Meiſter. Kenner ziehen die Statüe des Sohnes der des Vaters vor. Ich bin kein Kenner und zolle meine Bewunderung beyden zu gleichen Theilen. Der Kopf des Vaters iſt wenigſtens gewiß ſprechender als der des Sohnes. —

32.

Die Favorite.

Dies iſt der Nahme eines gleich hinter Portici gelegenen Luſtſchloſſes, deſſen Garten ſich bis an die See erſtreckt. Es iſt ein ſehr angenehmes Landhaus, deſſen Eintheilung und Verzierung den Wunſch erweckt, es zu beſitzen; ein Wunſch, der in den Palläſten der Großen mir wahrlich ſehr ſelten aufſteigt. Es wird Einem in dieſer Favorite ſo wohl, ſo behaglich. Das untere Geſchoß iſt zu Bällen und Hoffeſten eingerichtet; tiefer als alle die übrigen Zimmer liegt der Tanzſaal, man ſteigt von zwey Seiten auf einer ſchönen Treppe von weißem Marmor zu ihm hinab. Er iſt einfach mit Büſten verziert, ein großer Kronleuchter von Bergkryſtall, zwiſchen Blumen-Guirlanden ſchwebend, erleuchtet ihn. Ob es ſich auf den rothen Backſteinen gut tanzt? ſie ſind zwar mit einem Oelfirniß überzogen, und dadurch glatt, aber zum Tanze ſcheint ein Fußboden von Holz doch tauglicher. Ueberhaupt muß ich hier die Bemerkung einſchalten, daß man nirgend weniger auf ſchöne Fußböden hält, als in Neapel; ſie ſind faſt durchgehends, in den reichſten wie in den ärmſten Häuſern, von rothen Backſteinen, die höchſtens noch einmahl mit einer rothen Oelfarbe überzogen werden. Holz iſt frey=

lich aus manchen Urſachen hier nicht zu rathen; es wärmt zu ſehr, begünſtigt das Ungeziefer und iſt zu theuer. Aber warum ahmen reiche Leute nicht die Fußböden der Alten nach, die ſie doch ſo ſehr bewundern? Dieſe lieblichen Moſaiken aus Pompeji? dieſe köſtlichen Marmorplatten aus Herkulanum? Alle die Steine, deren die Alten ſich dazu bedienten, ſind ja auch noch jetzt vorhanden. — Noch einen beſonderen Zierrath des Tanzſaals der Favorite darf ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, eben weil er dazu beyträgt, dem Ganzen ein ſo häusliches, behagliches Anſehen zu geben; es ſind die Portraits von ſehr vielen Wiener Damen, denen die Königin wohl will. Sie ſind ſämmtlich in gleicher Größe, en Medaillon gemahlt, und ſo kunſtreich, theils im Saale ſelbſt, theils auf den Treppen vertheilt, daß ſie dem höhern Style des Gebäudes, welches wohl eigentlich keine Portraits leidet, nicht Hohn ſprechen. — Mehrere um den Saal gelegene Zimmer haben Balcons zum Herabſchauen unter die Tanzenden. Eine große luftige Terraſſe, von welcher man das Meer ſieht, gewährt den erſchöpften Tänzern Kühlung, und daneben eine herrliche Ausſicht. Alle Zimmer ſind übrigens mit der nothwendigſten Möbel, nähmlich mit Spieltiſchen ſehr reichlich verſehen. Sonſt findet man da nichts Prächtiges, und muß ſogar auf Strohſtühlen ſitzen. — Das obere Ge-

ſchoß hingegen, das ſogenannte Appartamento nobile, prangt mit Kunſtwerken, die zu ſehen kein Fremder verſäumen ſollte. Hiezu rechne ich vorzüglich die vierzehn Seehäfen des Reichs von Hackert gemahlt und alle ſeines Pinſels würdig. Vielleicht hat er die lebenden Figuren ein wenig zu häufig angebracht, und etwa zu viel Fleiß darauf verwändt; man ſieht zuweilen den Hafen vor lauter Menſchen nicht. Auf einem dieſer Bilder, wo ein Kaſtell den Vorgrund bildet, hat er gar drey Trommelſchläger, als Hauptfiguren hingeſtellt, die das Trommeln lernen. — Von höherm Kunſtwerth als dieſe vierzehn Häfen halte ich die übrigen zahlreichen Landſchaften deſſelben Meiſters, die man hier antrifft. Es ſind größtentheils herrliche Gegenden aus Sicilien, beſonders um Meſſina; man mag, gleich mir, noch ſo wenig Liebhaber von Landſchaften ſeyn, hier wird man dennoch gefeſſelt. — Den nächſten Rang nach Hackerts Meiſterwerken, und für manchen Verehrer des Alterthums vielleicht den erſten, nimmt der prächtige marmorne Fußboden ein, der einen ovalen Saal ſchmückt. Er iſt auf der Inſel Capri in Nero's Pallaſte ausgegraben worden, die Füße jenes Unmenſchen berührten dieſen Boden, der dadurch verunreinigt, aber nicht zerſtört wurde, denn er iſt trefflich erhalten. — Einen neugierigen Blick verdienen die ſeidenen, zum Theil recht lebhaft geſtickten Ta-

peten in mehreren Zimmern, weil ſie in des Königs Fabrik zu Belvedere gearbeitet worden. Sie ſind ſchön und geſchmackvoll. Bemerkenswerth ſind auch einige Tiſche von verſteinertem Holz, in Amethyſt und Lapis lazuli gefaßt. — Die Bibliothek, unfern des Königs Schlafzimmer, iſt niedlich eingerichtet, die Schränke ſind ſehr ſauber gearbeitet, mit Glasthüren und grünen ſeidenen Vorhängen verſehen. — In einem folgenden Kabinette erblickt man eine Tiſchuhr, deren Gehäuſe ganz von Hirſchgeweihen gedrechſelt und geſchnitzt iſt. Es befinden ſich eine Menge ſehr künſtlich gearbeiteter wilder Beſtien daran. — Einige ſehr hübſche Frescomahlereyen, und einen Kamin von weißem Marmor, deſſen erhabene Figuren von einem jungen neapolitaniſchen Künſtler recht geiſtig gearbeitet ſind, wird der Fremde nicht überſehen. — So angenehm der Eindruck iſt, den dieſes Haus hervorbringt, ſo wenig befriedigend iſt der Anblick des Gartens. Läge er nicht am Meere, ſo beſäße er gar keinen Reiz; denn kleine krumme Orangenbäume findet man überall hier beſſer, und die Weinſtöcke ſind auf den Feldern mahleriſcher gezogen. Das möchte alles noch hingehen, wäre nur nicht der ganze Garten mit geſchmackloſen kleinen Gebäuden vollgepfropft, und wären dieſe nicht wiederum mit unbedeutenden Büſten und Statüen belaſtet. Es thut überall weh, ſchlechte Bildhauerey an-

zutreffen, am weheſten aber gewiß in dieſem Lande, wo man ſich an den Anblick von Meiſterwerken ſo ſehr verwöhnt.

33.

Fahrt nach Bajä.

An einem der ſchönſten Sommertage — es war aber der zehnte December — fuhren wir in einem offenen Wagen nach Bajä. An unſerm Wege ſahen wir Erbſen blühen, die um Weihnachten gegeſſen werden; alle Gartengewächſe prangten mit dem friſcheſten Grün, und an den Orangenbäumen ſchimmerten die goldenen Früchte. Hinter Puzzoli gelangten wir an den Averner See, der ſeiner giftigen Ausdünſtungen wegen von den Alten nur mit Schauder genannt wurde, ja ſelbſt ſein Nahme deutete ſchon an, daß nicht einmahl Vögel auf ihm und über ihm leben konnten.*) Hier ließ Homer ſeine Schatten hervorrufen; wer ſich dem See nahte, mußte zuvor die Geiſter der Unterwelt durch Opfer beſänftigen. Selbſt Hannibal wagte es nicht, dieſer Phantome zu ſpotten. Von hohen, ſchroffen Hügeln war der See umgeben, die, mit dichten Wäldern bekränzt, der Luft den Durchzug verwehrten. Jetzt iſt das alles anders. Das unter=

*) Ἄορνος. Avibus carens.

terirdiſche Feuer, welches durch den Mund des Avernus peſtilenzialiſche Dünſte hauchte, iſt vermuthlich verloſchen; die Hügel ſind zwar noch vorhanden, doch die Wälder abgehauen, worüber einſt die Bildſäule der Calypſo Thränen vergoß. Man blickt hinunter auf einen ſehr ruhigen kleinen See, der eben nichts reizendes hat, an und auf dem aber Menſchen und Vieh jetzt ohne Gefahr wohnen und ſchwimmen.

In einem der umgebenden Felſen iſt die ſogenannte Grotte der Sybille. Die Gelehrten ſtreiten darüber, ob ſie hier oder zu Cumä ihre Orakel gegeben habe; mir gilt es gleich. Man muß bey Fackelſchein die erſten funfzehn Schritte gebückt hinein kriechen, dann wird es zwar wieder hoch genug, um aufrecht zu wandeln, aber alles iſt ſo mit Waſſer angefüllt, daß man nur auf Menſchen reitend vorwärts kommen kann, welche Reiterey höchſt beſchwerlich und unangenehm iſt. Ueberdieß lohnt es nicht einmahl der Mühe, denn man ſieht da gar nichts; es wäre denn, daß man den Worten des Cicerone glaubte, der viel ſieht. Man vermuthet, daß einſt die Grotte zum bequemern Wege von Cumä nach dieſer Seite von Bajä diente. Vor einigen Jahren hat man einen zweyten Eingang derſelben entdeckt, nach dem Luciner-See ſich neigend. Es bleibt aber immer ſchwer zu beweiſen, daß ſie mit den Grotten von Cumä zuſammen hieng.

An der andern Seite des Sees liegt eine große Ruine, welche die meiſten Reiſebeſchreiber, ihrem Cicerone nachplaudernd, einen Tempel des Apollo nennen, da doch in keinem alten Schriftſteller eine Spur davon zu finden iſt. Die Badezimmer, die noch jetzt um das runde Hauptgebäude herliegen, und eine warme Quelle, die unter einem dieſer Zimmer gefunden wird, machen es wahrſcheinlicher, daß auch hier eins der prächtigen und wollüſtigen Bäder von Bajä zu ſuchen iſt.

Wir fuhren weiter über die Hügel, die den Averner-See einfaſſen, und gelangten bald an den Arco felice. So heißt ein großer Bogen, der den Felſenweg ſperrt, und einem alten Stadtthore gleicht, daher man ihn auch wohl mit Recht für eins der alten Thore von Cumä hält. Man verſäume nicht, den ſchmalen Felſenpfad hinauf zu klimmen, nicht aber um die oben liegenden Ruinen zu betrachten, (ob es gleich intereſſant genug iſt, eine moderne Weinkelter unter den Trümmern eines Apollotempels zu finden,) ſondern vorzüglich um der herrlichen Ausſicht zu genießen, da man in der Ferne das Meer mit allen ſeinen Inſeln und rechter Hand ſogar Gaeta erblickt. Iſchia ſcheint hier kaum durch einen Fluß getrennt, faſt möchte man die Häuſer der Stadt am Ufer zählen. Weit näher liegen die Ruinen von Cumä, welches durch die große

Wahrſagerin des Alterthums ſo berühmt wurde, denn ſie war es, die den Sturz von Troja und die Gründung Roms prophezeyte. — Vor nicht langer Zeit waren nahe bey dem Berge von Cumä noch Ueberreſte eines Tempels des Jupiter Stator zu ſehen, den das Volk Rieſentempel nannte, weil man daſelbſt die coloſſale Statüe fand, die nun vor dem königlichen Schloſſe ſteht; jetzt ſind von dieſem Tempel nur noch zerſtreute Steinhaufen übrig.

Die berühmten Auſtern des See Fuſaro lockten uns an deſſen Geſtade. Wir ließen uns nach einem artigen kleinen Hauſe überſetzen, welches der König zum Behuf ſeiner Fiſcherey und Entenjagd am See erbauet hat. Hier aßen wir unter freyem Himmel, von der mildeſten Sonne beſchienen, Auſtern, die vor unſern Augen aus dem Waſſer gezogen wurden, ſehr groß waren und einen trefflichen Geſchmack hatten. Nach dieſer Erquickung eilten wir wieder an das jenſeitige Ufer, ließen unſern Wagen bald ſtehen, und kletterten zu Fuß hinab zu den gewaltigen Trümmern der Bäder von Bajä. Aus jedem derſelben macht der Cicerone einen Tempel, daher fanden wir zuerſt linker Hand einen ſogenannten Tempel der Diana, eigentlich ein warmes Bad, von dem noch eine Rotunde zu ſchauen, deren Gewölbe zum Theil eingeſtürzt iſt. Rechter Hand nennt man den Tempel

des Merkur, auch einſt ein Bad in Form einer ſchönen Rotunde, die ihr Licht von oben empfängt. Der Cicerone läßt die Fremden ganz leiſe gegen die Mauer reden, welches derjenige hören kann, der ſein Ohr gegenüber anlegt, und er verlangt, daß man dieſe bekannte Wirkung eines elliptiſchen Gewölbes bewundern ſoll. Wenige Schritte von Merkurs Tempel wird man in einen Keller geführt, deſſen Gewölbe noch ganz mit Basreliefs in Stuck gearbeitet, bedeckt ſind. Ein altes Weib zündet eine Fackel an, bindet ſie an einen Beſenſtiel und fährt dann mit der lodernden Fackel ganz dicht an der Decke hin und her. Man erkennt allerdings noch allerley Figuren, eine badende Venus, und beſonders eine Menge Sphynxe, aber in wenigen Jahren wird von allem dem nichts mehr zu erkennen ſeyn, denn der Fackelrauch hat es ſchon gewaltig geſchwärzt. — Am nächſten dem Meeresufer ſteht der Tempel der Venus, eine Rotunde, durch welche jetzt ein Weg zum Hafen führt, und die ſelbſt in ihren Trümmern noch imponirt. — Die Beſchwerden des Weges, den wir jetzt am Meeresufer auf- und niederklimmten, wurden uns reichlich vergolten, theils durch die romantiſche Ausſicht, theils dadurch, daß wir über lauter Ruinen von Bajä kletterten. Wir giengen darauf, wir ſahen ſie rechts bis zum Meere hinab, ja im Meere ſelbſt, wir erblickten ſie links uns

zur Seite, und unſere Kleider ſtreiften zuweilen an den innern Wänden der Häuſer, die, bis auf geringe Reſte verſchüttet, doch an manchen Stellen noch den Ueberzug von Stuck erhalten hatten. Das war alſo die uralte Stadt, der ein Gefährte des Ulyſſes ſeinen Nahmen gab, die durch die Sicherheit ihres Hafens, die Reinheit der Luft, die Menge der warmen Quellen ſo viele Fremde und Einheimiſche zu ſich lockte, wo die reichſten Römer die prächtigſten Landhäuſer bauten, von der Horaz ſang: daß kein Ort in der Welt ſie an Lieblichkeit übertreffe; die Seneca ſo reitzend und ſo wollüſtig beſchreibt; die Clodius dem Cicero als einen für Philoſophen ungeziemenden Aufenthalt vorwarf, und deren Beſuch Properz ſeiner Cynthia verbot, weil ſie der Unſchuld junger Mädchen gefährlich ſey. Von aller der wollüſtigen Herrlichkeit ſind nur Trümmer und Schutthaufen übrig geblieben; die Geſchöpfe des neunzehnten Jahrhunderts kriechen auf ihnen herum, ſprechen von der Vergänglichkeit und handeln dennoch als ob es keine gäbe. Der Ueberfluß dieſer Gegend an warmen Quellen iſt noch jetzt ſichtbar, denn an vielen Stellen längs dem Fußſteig dampft das aufgelöſte Waſſer hervor. Zwiſchen allen dieſen Trümmern ſteht auf dem Rücken eines Hügels ein unter der jetzigen Regierung errichteter Denkſtein, der, zur bitterſten Satyre auf unſere modernen

Denkmähler, bereits eben ſo zertrümmert iſt, als das dreytauſendjährige Bajä. — Durch ein langes ſchmales Gewölbe führte uns endlich der Weg zu den ſogenannten Bädern des Nero, eigentlicher Tritoli genannt, von einem griechiſchen Worte, welches Heilung des dreytägigen Fiebers andeutet. Dieſe Gänge und Badekammern ſollen größtentheils in neuern Zeiten erbaut ſeyn. Ein Kerl erwartet hier die Fremden, der ſich bis auf den Gürtel entkleidet, und dann, mit einigen friſchen Eyern und brennenden Fackeln verſehen, ihm durch einen engen Gang zu folgen einladet. Verſuchen mag es wer Luſt hat, die ſchreckliche Hitze wird ihn bald wieder zurückjagen. Der Halbnackende aber dringt muthig bis in eine Kammer, in deren Waſſer er in wenigen Minuten die Eyer kocht, und, ſelbſt von Schweiß triefend, ſie zurückbringt. Der Mensch hat ſein Trinkgeld ehrlich verdient. Man verſicherte mich, daß noch jetzt, im Monath July, dieſe Bäder für viele Krankheiten mit großem Nutzen gebraucht werden, und, nach dem was ich ſelbſt ſah und fühlte, zweifle ich keinen Augenblick daran.

Kaum hatten wir den Bädern des Nero den Rücken gewandt, als wir uns am Luckriner-See befanden, deſſen Auſtern bey den Alten ſo berühmt waren, als jetzt die Auſtern von Fuſaro, und an dem einſt Hercules einen Damm auf-

führte, um ſeine geſtohlenen Ochſen darüber zu treiben. Auf den Uiberbleibſeln dieſes Dammes endigte unſere heutige Wallfahrt, und faſt ſchwindelnd von dem mannichfaltigen Genuß dieſes Tages, kehrten wir nach Neapel zurück.

Leſer, welche die möglichſte Vollſtändigkeit lieben, werden in meiner Beſchreibung noch manches vermiſſen; ſie werden das Dorf Baoli ſuchen, das ich nicht betreten, und mir dadurch das Andenken an Nero's Muttermord erſpart habe; ſie werden mich von Agrippina's Grabe wollen ſprechen hören, das ich nicht geſehen, von der piscina mirabile, die ich nicht bewundert habe. Die letztere iſt ein großes, unterirdiſches, wohl erhaltenes Gewölbe, welches auf acht und vierzig Pfeilern ruht. Wenn man von Puzzoli nach der Solfatara hinaufſteigt, ſieht man linker Hand ein ganz dem ähnliches, nur wenig kleiner, welches vor kurzem entdeckt und ausgeräumt worden, und kann ſich daher den beſchwerlichen Gang zu der piscina mirabile erſparen. Die nämliche Bewandtniß hat es auch mit den ſogenannten hundert Kämmerlein, die vormahls Terraſſen zur Stütze dienten. Auf dem Cap Miſene und in den Steinhaufen, welche man Theater nennt, bin ich auch nicht geweſen, die Grotte von Traconara habe ich folglich auch nicht geſehen. — Aber warum nicht? höre ich den zürnenden Leſer fragen. Was ſoll

ich antworten? Mangel an Zeit, Bequemlichkeit, und — nur heraus damit? — Ueberdruß haben mich davon abgehalten. Ja wahrhaftig, man wird es endlich überdrüßig, bey jedem Schritt ſtehen zu bleiben, Steinhaufen anzugafſen, die nichts mehr ähnlich ſehen, in Schlünden und Spalten herum zu kriechen, wo man nichts ſieht, Fabeln und Mährchen anzuhören, die nichts bedeuten. Der plaudernde Cicerone erläßt dem Fremden keinen Stein, verſpricht alle Augenblick ihm Gott weiß, welche Merkwürdigkeit zu zeigen, und iſt man ihm nachgekrochen, ſo wird man doch wieder nichts anders gewahr, als dunkele Bilder, welche die Erinnerung vor die Phantaſie ſchieben muß, um die todte Gegenwart zu beleben. — Mit einem Worte, ich will nun keine Ruinen mehr ſehen. Wenn man mich aber aufs Aeußerſte treibt, ſo will ich alle diejenigen, die ich nicht geſehen habe, weitläuftig beſchreiben. Das kann ſo ſchwer nicht ſeyn, haben es doch hundert Andere vor mir gethan.

34.

Pompeji.

Ein brennender Berg iſt allerdings ein großes Schauſpiel, aber die Natur giebt es an mehreren Orten. Eine Stadt hingegen, eine gro=

ße, reiche Stadt, die achtzehn Jahrhunderte lang tief im Grabe lag, dann zum erſtenmal wieder von der Sonne beſchienen wurde, und jetzt ſo fremd da ſteht unter den übrigen Städten, wie Einer ihrer vormahligen Bewohner unter ſeinen heutigen Enkeln ſtehen würde; eine ſolche Stadt iſt einzig in der Welt. Die Gefühle, die an ihrem Thore mich ergriffen haben, dieſe Wehmuth, dieſer Schauer, dieſe traumähnliche Beklommenheit — dieſe Neigung zu weinen, wie man ſie wohl empfindet, wenn man etwas Edles, Großes erzählen hört — ja ſagen kann ich ungefähr, wie mir zu Muthe war, aber lebendig darſtellen nicht. Als die gläubigen Heerſchaaren Gottfrieds von Bouillon zum erſtenmahl Jeruſalem erblickten, und, von frommem Gefühl überwältigt, niederſtürzten auf ihre Kniee, da mochte eine ähnliche Empfindung ſie durchbeben. — Es gibt Augenblicke im menſchlichen Leben, die einzig da ſtehen, und ſich nicht an die Kette der übrigen Erinnerungen anreihen laſſen; es ſind Punkte, die noch hell leuchten, wenn auch ſchon Nebel und Nacht die übrige Vergangenheit umhüllen; es ſind die letzten Gegenſtände, auf welchen unſer Auge noch verweilt, wenn Charons Kahn bereits vom Ufer ſtieß. Ein ſolcher lichter Punkt bleibt mir Pompeji, dieſer Epimenides unter den Städten, und was ich dort in wenigen Stunden ſah, wird

meinen Geiſt noch oft, an ſtill heitern Tagen, der Welt entrücken. —

Der Weg von Neapel nach Pompeji — nicht viel über zwey deutſche Meilen — iſt eine ununterbrochene Kette von blühenden Städten, die, des Vulkans Tücke verhöhnend, ſeinen Fuß bekränzen und den Meerbuſen ſchmücken. Ueber Portici und Reſina gelangt man nach Torre del Greco, jener unglücklichen Stadt, die überall noch Spuren der gräßlichen Verwüſtung trägt, wo das Auge den geronnenen ſchwarzen Lavaſtrom bis ins Meer verfolgt, und verwundert die neuen Wohnungen zwiſchen den Ruinen anblickt, welche vergebens zu warnen ſcheinen. Noch haben Witterung und Menſchenfleiß die Lava hier nicht geebnet, überall reckt ſie noch ihre ſcharfen Zacken empor, und ungeheure ſchwarze Steinmaſſen, einſt feurig ins Aſchenbett gewälzt, ſtarren längs dem Weg. Leichtern Athem ſchöpft die Bruſt, wenn man die hochgethürmten Schlacken hinter ſich, und das von Menſchen wimmelnde Torre dell' Annunziata vor ſich ſieht. Von da fährt man zwiſchen Weinbergen und Baumwollenpflanzungen, durch eine lachende Gegend, vormahls Meeresgrund. Nicht lange mehr, ſo gewährt das Auge linker Hand zwiſchen den Rebenhügeln die Stadt, die, das Leichentuch von Aſche von ſich werfend, aus ihrem Grabe hervorging. Ohne Dächer ſind die Gebäude, un=

vorbereitet hielte man ſie für zerſtört durch Feindes Wuth oder abgedeckt durch einen Orkan. — Jetzt hält der Wagen — zitternd ſteigſt Du heraus, und zitternd ſchreiteſt Du durch das unbewachte Thor deſſelben Pompeji, welches Seneca und Tacitus einſt die berühmte Campaniſche Stadt nannten. Ja damahls, als ſie noch vom Meere umfloſſen war, ſtarrte ein Maſtenwald in ihrem verſchwundenen Hafen, der Handel blühte, der Luxus ſchwelgte, Käufer und Verkäufer wimmelten vor dieſem Thore, in dieſen jetzt öden Straßen. Dein Fuß betritt noch daſſelbe Pflaſter, noch ſind ihm die Spuren der Räder eingedrückt, die hier vor achtzehnhundert Jahren rollten. Zu beyden Seiten der Häuſer läuft ein erhöhter Gang für die Fußgänger, und, damit ſie auch bey Regengüſſen, queer über die Straße, bequem auf die andere Seite gelangen möchten, hat man in verſchiedenen Zwiſchenräumen große flache Steine zur Brücke gelegt, deren drey die ganze Breite des Fahrweges einnahmen. Weil nun die Wagen, um dieſen Steinen auszuweichen, immer die kleinen Räume zwiſchen denſelben benutzen mußten, ſo ſind auch da die Spuren der Räder am ſichtbarſten. Das ganze Pflaſter iſt ſehr wohl erhalten; es beſteht aus lauter anſehnlichen Lavaſtücken, die jedoch nicht, wie jetzt geſchieht, zu Vierecken behauen ſind, vielleicht eine Urſache ihrer Dauerhaftigkeit.

Man hält dieſe Straße für die ehemahlige Hauptſtraße von Pompeji, woran ich doch faſt zweifeln möchte; denn die Häuſer zu beyden Seiten waren, vielleicht ein Paar ausgenommen, nur Wohnungen gemeiner Bürger, alle klein, meiſtens mit Buden verſehen; die Straße ſelbſt iſt eng, nur zwey Wagen konnten ſich auswei- chen; auch iſt es wohl noch ſehr ungewiß, ob ſie durch die ganze Stadt lief; denn von der Stelle, wo man zu graben aufhörte, bis zu der, wo man wieder anfing, und dieſelbe Straße wieder gefunden zu haben glaubt, iſt noch eine ſo weite Strecke mit Weinbergen bedeckt, daß ſehr be- quem die prächtigſten Märkte und Straßen ſich darunter verbergen können. Doch ohne ergrü- beln zu wollen, was der neidiſche Aſchenſchooß hier noch verbirgt, laßt uns bey dem verweilen, was offen vor uns liegt, und geſegnet ſey das Andenken des ehrlichen Winzers, der, als er vor fünfzig Jahren Bäume pflanzen wollte, mit dem erſten Stoß der Schaufel in die Erde, das Zeichen zur Auferſtehung einer Stadt gab. — Bleiben wir einen Augenblick vor dieſer Bude ſtehen, in der man warme Getränke verkauft. Wir möchten den Hausherrn bey Nahmen rufen, er ſcheint nur, um eines kleinen Geſchäftes wil- len, ſich auf kurze Zeit entfernt zu haben, viel- leicht um die Gefäße wieder zu füllen, die in dieſen Vertiefungen ſtanden; denn ſeht, der

Marmortiſch trägt ja noch die geringelten Spuren der Taſſen, welche von Trinkern, die eben weggegangen ſind, hier niedergeſetzt wurden. Will Niemand erſcheinen? wohlan, wir gehen in das nächſte Haus. Hat doch auf der Schwelle der Hausherr ein Salve von ſchwarzen Steinen auslegen laſſen, wir ſind alſo willkommen und wollen ohne Bedenken die Neubegier ſtillen. Daß wir Wohnungen betreten, deren Bauart uns völlig fremd iſt, ſehen wir gleich auf den erſten Blick. Die Mitte des Hauſes nimmt ein Viereck ein, ungefähr wie der Kreuzgang eines Kloſters, oft von Säulen umgeben, reinlich, bunt und zierlich mit Moſaik gepflaſtert, in der Mitte ein kühlender Springbrunnen, zu beyden Seiten kleine Zimmer; nur etwa zehn bis zwölf Fuß ins Gevierte, aber hoch, mit ſchönen Farben, roth oder gelb gemahlt, der Fußboden von Moſaik, das Licht bloß durch die Thüre empfangend, denn nur in einem einzigen Zimmer fand man ein Fenſter von dickem blauen Glaſe. Manche dieſer Zimmer hält man für Schlafgemächer, weil eine erhöhte breite Stufe darinnen befindlich, auf welcher das Bett mag geſtanden haben, und weil einige der Gemählde am beſten in ein Schlafzimmer zu paſſen ſcheinen. Andere glaubt man zu Toilettezimmern beſtimmt, weil an der Wand noch jetzt Venus von den Grazien geſchmückt wird, und weil man allerley Fläſchchen

und Bächschen darinnen fand. Größere Gemächer dienten wohl als Speiſeſäle, wiederum in andern ſind bequeme Anſtalten zum kalten und warmen Baden getroffen. Die Art, wie man ein ganzes Zimmer ſehr ſtark erwärmen konnte, iſt mir beſonders aufgefallen. Es wurde nähmlich an der gewöhnlichen Wand eine zweyte, von der erſten etwas abſtehende Wand errichtet. Dazu nahm man große viereckte Ziegel die an der inwendigen Seite, gleich unſern Dachziegeln einen ſtumpfen Haken oder Spitze hatten, ſo daß ſie gleichſam die erſte Wand damit von ſich abhielten; es blieb alſo ein hohler Raum rings umher von oben bis unten, und in dieſen waren die Röhren geleitet, welche die Wärme hineinführten, daher war das ganze Zimmer gewiſſermaſſen ein Ofen. — Auch den Lampendunſt oder Geruch wußten die Alten künſtlich zu vermeiden. In einigen Häuſern iſt für die Lampe eine Niſche in der Mauer angebracht, mit einem trichterförmigen kleinen Schornſtein, durch welchen der Dampf hinauszog. Der Hausthür gegenüber ſieht man gewöhnlich das größte Zimmer, eigentlich eine Art von Halle, denn ſie hat nur drey Wände und iſt vorne ganz offen. Hier, ſtelle ich mir vor, ſaß die Hausfrau mit ihrer Arbeit, von ihren Kindern umgeben, die Kühle genießend, welche der Springbrunnen vor ihr verbreitete, und die eintretenden Gäſte willkom-

men heißend. — Die Zimmer an den Seiten haben keine Verbindung untereinander, ſie ſind alle wie die Zellen der Mönche abgetheilt; die Thüre eines jeden führt zum Springbrunnen.

Die meiſten Häuſer beſtehen bloß aus einem ſolchen, mit Zimmern eingefaßten Viereck, hie und da führt noch eine zerſtörte Treppe in das obere Stockwerk, welches nicht mehr vorhanden iſt. Einige Wohnungen jedoch, reicher und vornehmer Leute vermuthlich, waren weit geräumiger. Durch Gänge nähmlich hängt der erſte Hof mit einem zweyten, und auch wohl mit einem dritten zuſammen, wo man, mit geringen Veränderungen, überall wieder die nähmliche Eintheilung findet. Noch manche Guirlande von Blumen und Weinranken, noch manches artige Gemählde zeigt ſich auf der Wand. Vormahls war es dem Führer erlaubt, dieſe Gemählde, in Gegenwart des Reiſenden, mit friſchem Waſſer anzuſprützen, und ſo ihren alten Glanz auf Augenblicke wieder hervor zu rufen: jetzt iſt das ſcharf verboten, welches freylich nicht zu tadeln, da die öftern Waſſergüſſe die Wände wohl endlich durchweichen möchten. — Ueber einer der Hausthüren iſt ein Priap oder Phallum eingehauen, über deſſen Bedeutung man nicht einig iſt. Einige glauben, es ſey hier eine Wohnung der Freudenmädchen zu ſuchen, andere halten es für ein Attribut des Gottes der Gärten, unter deſſen

Schutze man in dieſer Straße vielleicht Garten-früchte verkaufte. Dazu ſcheint mir jedoch die Straße viel zu eng. Gewiſſer iſt, daß ein anderes dieſer Häuſer, einem Bildhauer zugehörte, denn man fand ſeine Werkſtätte, noch voll von den Spuren ſeiner Kunſt. Ein drittes wurde wahrſcheinlich von einem Wundarzte bewohnt, deſſen Gewerbe gleichfalls, durch die in ſeinem Zimmer entdeckten Inſtrumente verrathen wurde. — Ein großes Landhaus, nahe am Thore, hat gewiß einem ſehr wohlhabenden Manne zugehört, und ladet wahrlich noch jetzt Bewohner ein. Es iſt ſehr geräumig, lehnt ſich an einem Hügel, hat mehrere Stockwerke, ungewöhnlich große, ſchön verzierte Zimmer, luftige Terraſſen, von welchen man hinab in einen niedlichen Garten ſchaut, der jetzt wieder mit einigen Blumen bepflanzt worden. In der Mitte dieſes Gartens iſt ein großer Fiſchteich und neben demſelben eine Erhöhung, aus welcher an zwey Seiten ſechs Säulen hervorgehen. Man pflegt dieſen Platz eine Laube zu nennen, ich weiß aber nicht warum? denn er hat nicht die geringſte Aehnlichkeit mit einer Laube. Die hintern Säulen ſind am höchſten, die mittlern etwas niedriger, die vordern am niedrigſten, ſie ſcheinen alſo ein ſchräges Dach geſtützt zu haben. Ein bedeckter, auf Säulen ruhender Gang ſchließt an dreyen Seiten den Garten ein; er war gemahlt, und dien-

diente vermuthlich bey Regenwetter zum angenehmen Spaziergang. Unter demſelben, ſo lang und breit, als er iſt, befindet ſich ein ſchöner gewölbter Keller, der durch eine Menge Oeffnungen von außen Licht und Luft empfing, folglich gar wohl auch, im heißen Sommer, zum erquickenden Luſtwandeln dienen konnte. Hier ſieht man noch jetzt eine Menge Amphoren (große Weinkrüge), die noch grade ſo an der Wand lehnen, wie ſie der Kellermeiſter verließ, als er den letzten Trunk Wein für ſeinen Herrn heraufhohlte. Hätten die Einwohner von Pompeji ihre Weinkrüge mit Stöpſeln verwahrt, ſo iſt zu vermuthen, daß man noch Wein darin gefunden haben würde; da ſie aber, wie die heutigen Italiäner, nur Oel darauf goſſen, ſo hat natürlich der hineindringende Aſchenſtrom den Wein herausgedrängt, und den König von Neapel des Vergnügens beraubt, achtzehnhundertjährigen Wein zu trinken. Statt deſſen fand man in dieſem Keller mehr als zwanzig menſchliche Gerippe, einſt Fliehende, die ſich hier zu retten vermeinten, und gewiß einen zehnfach grauſamern Tod fanden, als diejenigen, die er unter freyem Himmel ereilte — Ach! wenn man ſo durch die öden Straßen und Häuſer wandelt, ſo möchte man alle Augenblicke fragen: wo ſind denn nun alle die Einwohner geblieben, die nur eben weggegangen zu ſeyn ſcheinen, da ſie hier alles ſtehen un

liegen ließen? — Ihr Schickſal war fürchterlich! kein Feuerſtrom umfloß ihre Wohnſtätten; dann hätten ſie Rettung und ſchnellere Flucht gefunden. Kein Erdbeben verſchlang ſie; dann hätten ſie, ſchnell erſtickt, den Tod gelitten, aber nicht gefühlt. Ein Aſchenregen begrub ſie nach und nach lebendig. Man leſe die Schilderung des Plinius: „Eine Finſterniß brach ein, nicht wie die einer mondloſen Nacht, ſondern wie die Finſterniß eines verſchloſſenen Zimmers, in welchem das Licht plötzlich ausgelöſcht wird. Weiber heulten, Kinder winſelten, Männer kreiſchten. Hier riefen Kinder angſtvoll ihre Eltern, dort ſuchten Eltern ihre Kinder, Gatten ihre Weiber, alle erkannten ſich bloß am Geſchrey. Dieſe beklagten ihr eigenes Schickſal, jene bejammerten das Schickſal der Ihrigen. Viele wünſchten ſich den Tod aus Furcht vor dem Tode. Viele riefen zu den Göttern um Hülfe! Andere verzweifelten am Daſeyn der Götter, und hielten dieſe Nacht für die letzte, ewige Nacht der Welt. Wirkliche Gefahren wurden durch erlogene Schrecken vergrößert. Die Erde bebte immer fort, und halb wahnſinnige Menſchen taumelten herum, durch Weiſſagungen ihre und Anderer Furcht vermehrend.“ —

So ſchrecklich wahr mahlt Plinius das Entſetzen derer, die doch ſchon fern vom eigentlichen Schauplatz des Jammers ſich befanden. Wie

aber mag den unglücklichen Pompejanern zu Muthe geweſen ſeyn, als das Brüllen des Berges und das Beben der Erde ſie aus dem erſten Schlafe weckte! Auch ſie verſuchten dem Zorne der Götter zu entrinnen, das Koſtbarſte ergreifend, was in Dunkelheit und Verwirrung ihnen zuerſt in die Hände fiel. Auf der Straße, vor dem Hauſe, deſſen Schwelle mit dem freundlichen Salve bezeichnet iſt, fand man ſieben Gerippe, das erſte trug eine Laterne, die übrigen alle hatten noch etwas, das ſie retten wollten, zwiſchen ihren Knochenfingern. Plötzlich ereilte ſie das vom Himmel herabſtürzende Grab. Vor dem zuletzt beſchriebenen Landhauſe ſtand noch ein männliches Gerippe, mit einem Schlüſſel in der Hand, und da ſein Finger noch einen jener Ringe trug, welche nur römiſchen Rittern zu tragen vergönnt waren, ſo vermuthet man, daß er der Hausherr geweſen, der eben zur Flucht die hintere Gartenthür geöffnet hatte, wo ihn das Grab verſchlang. Mehrere Gerippe fand man noch in eben der Stellung, die ſie im letzten Augenblicke ihres Lebens gehabt hatten, ohne daß der Todeskrampf ihnen die verſchiedenen Dinge entriſſen hätte, die ſie eben hielten. Wie war das möglich? muß man ſich fragen, wenn man einen Augenblick über dieſes Phänomen nachdenkt. Ein Aſchenregen, er falle auch noch ſo dicht, kann doch immer nur nach und nach den Boden bedecken; folglich

müßten die Menſchen anfangs darin gewatet ſeyn, freylich immer ſchwerer und mühſamer, ſo wie ihnen die fallende Aſche vom Knöchel zum Knie, vom Knie zu der Lende heraufſtieg. Doch auch dann noch machten ſie gewiß die fürchterlichſten Anſtrengungen weiter zu kommen, bis die Aſche ihnen unter die Arme reichte, bis endlich das Aſchenmeer bis zum kreiſchenden Munde drang, und ihn auf ewig verſchloß. — Aber nein, ſo kann es nicht zugegangen ſeyn. Die ſieben Menſchen, die aus ihrer Wohnung flohen, wären ja ſchnell wieder umgekehrt, hätten, von Mauern geſchützt, ihren Untergang um einige Minuten verzögert; oder, bey den gewaltigen Anſtrengungen ſich fort zu helfen, hätten ſie freye Hände und Arme gebraucht, würden alles von ſich geworfen haben. Dieſe Betrachtungen laſſen mich vermuthen, daß die Aſchenwolke nicht als ein Regen, ſondern als eine dicke Maſſe auf einmahl herabfiel, eine Maſſe, die ſo dicht war, daß ſie kaum, bey Berührung der Gegenſtände, auswich, ſondern ſie gleichſam abdrückte, grade wie man einen Gipsbrey über eine Statüe hergießt. Nur wenn ich mir die Begebenheit ſo vorſtelle, begreife ich, wie es möglich war, die Fliehenden Alle in ihrer letzten Stellung gleichſam feſt zu zaubern; und ſo war ihr Schickſal minder gräßlich, denn der Tod verwandelte ſie plötzlich in leblose Bildſäulen; ſie

fühlten ihn nicht mehr, ſie hatten nur ſeine vorhergehenden Schrecken empfunden. Aber doppeltes Mitleid erregt nun auch der Jammer der Elenden, die ſich in Keller und Gebäude flüchteten. In dicke Finſterniß begraben, mußten ſie zu ihrer Quaal leben, bis der Tod nach und nach durch die Oeffnungen zu ihnen herein drang, bis der Mangel an Luft zuerſt die etwa mitgenommenen Lampen, und endlich unter grauſamer Angſt ihr Lebenslicht erſtickte. Man ſchaudert, wenn man das Bild ſich ausmahlt. — Hinweg davon!

Wir haben die Einwohner in ihren Privathäuſern beſucht, ich führe die Leſer jetzt in ihre öffentliche Gebäude. Da ſteht noch der Tempel der Iſis mit ſeinen doriſchen Säulen. Auf dieſen Altären wurde geopfert, von dieſen weißen Marmorſtufen floß das Blut der Opferthiere herab; aus jener Gruft erſcholl die Stimme des Orakels. Hier waren die Mauern mit Emblemen des Dienſtes der Iſis bemahlt: dem Hippopodamus, der Kokosblume, dem Ibis u. ſ. w. Hier fand man noch die heiligen Gefäße, Leuchter, Lampen, Iſistafeln. Aus einer kleinen noch vorhandenen Kapelle ſoll vormahls ein giftiger Dunſt aufgeſtiegen ſeyn, den die Götzenprieſter zu allerley Gaukeleyen wohl benutzt haben mögen. Schon Seneca erwähnt deſſen. Nach der ſtarken Eruption des Veſuvs vor zehn Jahren

ſoll dieſer Dunſt ſich noch vermehrt haben; jetzt aber habe ich nicht den geringſten Geruch bemerkt.

Ein kleiner griechiſcher Tempel, von dem nur noch zwey Säulen ſtehen, iſt vermuthlich ſchon durch das Erdbeben zerſtört worden, welches, unter Titus, einige Zeit vor dem fürchterlichen Ausbruche des Vulkans erfolgte. — Jenſeits dieſes Tempels ſteht noch auf vier und ſiebenzig Säulen ein Gebäude, welches man das Quartier der Soldaten zu nennen pflegt, weil man daſelbſt allerley Waffengeräth, auch gemahlte Soldaten und ein Gerippe in Ketten angetroffen. Andere halten es für das Forum von Pompeji.

Zwey Theater ſind trefflich erhalten worden, beſonders das kleinere, welches mit geringen Koſten wiederum zum Spielen eingerichtet werden könnte. Seine Bauart iſt die bey den Alten gewöhnliche und leider bey uns ungewöhnliche. Wer in Petersburg das Theater der Eremitage (zu Kaiſer Pauls Zeiten) geſehen hat, ſich daſſelbe unbedekt vorſtellt und ohne Logen, der hat ein treues Bild des Theaters zu Pompeji. Ich kann nicht begreifen, warum man heut zu Tage nicht mehr ſo bauet. Die Forderungen der Zuſchauer ſind jetzt, wie damahls, bequeme Sitze, freye Ausſicht auf die Bühne, und Leichtigkeit zu hören. Alles das wird in ſolcher Vollkommenheit in keinem unſerer modernen Thea=

ter erreicht; für den Unternehmer wäre ja noch der Vortheil, daß auf dieſe Weiſe kein einziges Plätzchen unbenutzt bleibt, und daß jeder Winkel des Hauſes gleich viel werth iſt, oder vielmehr, daß es gar keinen Winkel giebt. Ich habe das kleinere Theater zu Pompeji, welches zweytauſend Menſchen faßte, von oben bis unten durchklettert, ich habe mich bald da, bald dorthin geſetzt, überall mußte ich vollkommen mit meinem Platze zufrieden ſeyn. Selbſt der Pöbel, der ganz in der Höhe, auf einer breiten Gallerie ſtand, wo jetzt noch die Anſtalten ſichtbar ſind, die man zum Ueberſpannen der Segel traf, ſelbſt dieſer Pöbel verlor eben ſo wenig von dem, was auf der Bühne vorging, als der Magiſtrat auf ſeinem Marmor-Balkon. Die Bühne ſelbſt iſt ſehr breit, da ſie keine Seitenwände hat, und ſcheint weniger tief als ſie wirklich iſt. Eine Wand nähmlich läuft queer über dieſelbe, und ſchneidet gerade ſo viel Raum ab, als zur Bequemlichkeit der ſpielenden Perſonen nöthig iſt, das heißt, ungefähr ſo viel, als bey uns ein Vorhang hinter der zweyten Couliſſe thun würde. Aber dieſe Wand hat drey mächtige breite Thüren, die mittelſte unterſcheidet ſich durch ihre Höhe, hinter derſelben iſt der Raum noch tiefer als vorne. Wenn nun dieſe Thüren, wie ich vermuthe, immer offen ſtanden, ſo war die Bühne in der That groß, und gewährte noch den Vortheil, ei-

ne doppelte Decoration zeigen zu können, denn wenn z. B die Schauſpieler vorne in einer Straße ſprachen, ſo konnten ſie hinter ſich die freye Ausſicht ins Feld haben. Jene zweyte Abtheilung der Bühne iſt im Hintergrunde abermahls durch eine Wand verſchloßen, die keine Thüren weiter hat, und hinter welcher noch ein ſehr großer Raum für die Schauſpieler, zum Ankleiden oder Herumſpazieren übrig iſt. Ich gäbe viel darum, einmahl ein Schauſpiel auf einem ſolchen Theater aufführen zu ſehen, wo die Täuſchung durch keine Couliſſen geſtört wird, an die ſich unſer Auge zwar einmahl gewöhnt hat, die aber doch im Grunde eine ſehr abſurde Einrichtung ſind.

Ein Spaziergang durch eine vor kurzem noch begrabene Stadt läßt ſich wohl nicht beſſer endigen, als bey den Gräbern der Einwohner vor dem Thore an der Landſtraße. Hier iſt beſonders das Grabmal der Prieſterin **Mamea** merkwürdig, das ihr, der Inſchrift zufolge, Kraft eines Decrets der Decemvirn errichtet wurde. Zwar ſpreche ich nicht von ihrer eigentlichen Ruheſtätte, einem Kämmerlein in einem viereckten Steinklumpen, in deſſen Mitte ihr Aſchenkrug auf einer Art von Altar ſtand, umgeben von den Aſchenkrügen ihrer Familie in kleinen Wandniſchen; ich ſpreche auch nicht von den zerbrochenen gräßlichen Larven, die noch auf der äußern Mauer kleben; aber nie werde ich den ſchönen

Ruheſitz vergeſſen, der in einem großen hal=ben Zirkel ſich vor ihrem Grabe an der Land=ſtraße herzieht, und Raum für zwanzig bis drey=ßig Perſonen hat. Vermuthlich war er vor acht=zehnhundert Jahren von Bäumen überſchattet; hier ſaßen gewiß an kühlen Abenden die Bürge=rinnen von Pompeji, und ihre Kinder ſpielten vor ihnen im Sande, und ſie ſelbſt muſterten neugierig die Spaziergänger und Reiſenden, die durch dieſe Thore gingen und fuhren. Hier ſaß auch ich, ermüdeter von Gefühlen als von kör=perlicher Anſtrengung, und ſchaute noch einmahl mit umwölkten Blicken auf die Leiche von Pom=peji zurück. — Guter Gott! wie wimmelten hier einſt die Menſchen, von Bedürfniſſen und Leiden=ſchaften in Bewegung geſetzt! und nun — wie öde! wie öde! — Mit Augen von erhabner Rüh=rung feucht, betritt man Pompeji, mit Thränen, vom Schauder der Vergänglichkeit erpreßt, ver=läßt man es wieder. — Nur der kleinſte Theil der Stadt iſt ausgegraben, wohl mehr als zwey Drittel derſelben liegen noch unter der Aſche. Nur eine einzige Hauptſtraße, und ein Theil ei=ner engen Nebenſtraße ſind gangbar. Wenn man eben rechts die Häuſer durchlief, und nun links zum Nachbar gegenüber gehen möchte, ſo ſtößt man an die Aſchenwand, aus welcher überall Spuren der Häuſer hervorragen, und um Weg=räumung ihrer Laſt zu flehen ſcheinen. Aber es

wird wenig mehr gegraben, oft gar nicht. Kürzlich hat die Königin, (wie man ſagt, auf Anregung des Prinzen von Würtemberg), den Befehl ertheilt fortzufahren, und ich fand wirklich zwanzig Mann beſchäftigt, ein Haus zu entblößen. Aber was iſt hier die Arbeit von zwanzig Mann! — Es wird eingewendet, der Schade, der durch Zerſtörung der oben liegenden Weinberge entſtehe, ſey allzugroß; aber was iſt ſolch ein Weinberg gegen die Schätze, die er bedeckt? — Es wird eingewendet, man wiſſe nicht wohin mit der vielen ausgegrabenen Erde. Indeß, glaube ich, könnte man die müßigen Lazzaroni und die Galeerenſclaven gut zu dieſem Zwecke verwenden; die letztern würden gar nicht bezahlt, die erſtern arbeiten um geringen Taglohn. Dann würde man auch ſtrenge Maßregeln gegen die Bettler ergreifen können, und ſo würde Pompeji noch die Wohlthäterin Neapels werden. Die Franzoſen haben bey ihrem Hierſeyn einige hübſche Häuſer ausgegraben; auch auf Koſten des Prinzen Leopold ſind kürzlich einige aufgedeckt worden; denn gewöhnlich trägt jeder Prinz und jede Prinzeſſin etwas zu dieſem Zwecke bey. Dieſe erſt ſeit wenigen Monathen wieder an das Licht der Welt getretene Gebäude, haben ſchöne marmorne Springbrunnen mit dergleichen Einfaſſungen, und in den Zimmern findet man artige, ziemlich wohl erhaltene Gemählde, deren

Deutung die Alterthumskundigen wohl beſchäftigen wird. Auf dem einen ſteht eine nackte weibliche Figur, den Schleyer hinter ſich empor haltend. Gegen ihr über ſitzt ein Jüngling, dem zwey lange umgekehrte Spieße im Schooße ruhen, und über deſſen Haupt ein Stern ſchwebt. Zwiſchen beyden ſteht ein geflügelter Knabe mit einer brennenden Fackel. Der Cicerone iſt ſchnell mit der Erklärung fertig: es iſt Venus, ſagt er, Apoll, Amor. Er könnte eben ſo gut noch ein Dutzend andere Götter oder Halbgötter nennen, ohne daß mir das Bild deutlicher werden würde. Das zweyte iſt noch räthſelhafter. Ein nackter Mann ſteht, von einer hübſchen weiblichen, aber bekleideten Figur, traulich umfaßt. Beyde ſcheinen ſehr ruhig einen Drachen zu betrachten; aus der Luft kommt ein Spieß herab, nicht gegen den Drachen, ſondern gegen ſie ſelbſt gerichtet, und hinter dem jungen Manne iſt ein Schwert an einen Hügel gelehnt. Auch hier blieb der Cicerone die Antwort nicht ſchuldig; denn das iſt die unentbehrliche Kunſt ſolcher Leute, ſie müſſen antworten, gleichviel was? nur ſchweigen dürfen ſie nicht. — Auf dem dritten Gemählde iſt ein Herkules deutlich zu unterſcheiden, das übrige aber ſehr beſchädigt. — Niedliche Arabesken werden auch in dieſen neuen Zimmern angetroffen, aus welchen ſich beweiſen ließe, daß unſere jetzigen Gartenleitern ſchon vor

achtzehnhundert Jahren im Gebrauch geweſen, denn es klettern da Genien auf ſolchen Leitern herum, die von andern Genien gehalten werden.

Tief erſchütternd iſt der Anblick von Pompeji noch jetzt; aber ach! wie unendlich mehr würde er es ſeyn, wenn es dem Könige gefallen hätte, die große Menge von Statüen, Hausrath, Opfergeräth u. ſ. w. welche dort ausgegraben worden, an der Stelle zu laſſen, wo man ſie fand. Selbſt die vielen Gerippe hätte man ſollen ſtehen und liegen laſſen, ihnen nicht nehmen, was ſie noch in Händen hielten. Die Form der alten Dächer hatte in dem Aſchenteige ſich deutlich abgedrückt; dieſe Form nachahmend, hätte man die Häuſer wieder decken ſollen. Wenn dann der Fremde, in Pompeji herumwandelnd, die Opfergeräthe noch auf den Altären, den Hausrath in den Zimmern, die halb zubereiteten Speiſen in den Küchen, die Oel- und Salbenfläſchchen in den Bädern gefunden, die beſchäftigten Gerippe angeſtaunt hätte, welche nahmenloſe Empfindungen würden ihn ergriffen haben! In einer von lebenden Todten bewohnten Stadt hätte er zu wallen geglaubt, und aufgelöſt im Schauer der Vergangenheit, würde er Pompeji, als die Grenzſtadt der Unterwelt, verlaſſen haben.

Man wendet ein, das Project ſey unausführbar geweſen, weil man in wenigen Wochen alles geſtohlen haben würde, was ſich nur fort-

bringen läßt. Aber dafür könnte leicht durch eine mäßige Anzahl Soldaten geſorgt werden; man könnte Wachhäuſer an den Thoren von Pompeji errichten und mit einer oder zwey Compagnien Invaliden bequem alle Zugänge bewachen. Aus Pompeji ſelbſt — das traue ich den Franzoſen zu — würden ſie keinen Nagel geraubt, und alles, was ſich dort befand, als Eigenthum der Todtengerippe reſpectirt haben. —

35.

Herkulanum.

Laſſe ſich doch ja kein Reiſender verleiten, tief unter die Erde in Herkulanum hinabzuſteigen. Das Trinkgeld, welches er ſeinem Cicerone dafür geben muß, iſt auf die Straße geworfen, denn ſeine Neubegier wird faſt in jedem Keller daſſelbe finden. Große Anſtalten werden gemacht, Fackeln angezündet, jedem ein brennendes Wachslicht in die Hand gegeben; nun klettert man hinunter, eine zahlloſe Menge von Stufen, die auf der Straße rollenden Wagen hört man über ſich wie fernen Donner; und was ſieht man denn Merkwürdiges? ungeheure Maſſen von Lava, welche einſt die Stadt begruben. Alles übrige muß man dem Führer aufs Wort glauben. Durch allerley kalte, feuchte, Luft ermangelnde Gänge wird man, wie durch ein unter-

irdiſches Labyrinth auf und niedergeſchleppt; dieſe Mauer, heißt es, gehört zum Theater. Hier iſt noch ein Pröbchen von Marmor zu ſchauen, jene Treppe führte hinab in die Arena, hier ſaßen die unglücklichen Herkulanenſer, und ſahen ruhig dem Schauſpiele zu, während der Veſuv ihnen den Untergang bereitete. Man gafft die Mauer und die Treppe an, winkt dem Cicerone Beyfall zu, bleibt ſo klug als zuvor, und iſt am Ende herzlich froh, aus der dumpfen Kellerluft wieder an das Tageslicht herauf zu klimmen. — Ja vormahls war dieſer Gang belohnend, Tempel und Schauſpielhäuſer, Gemählde, Statuen u. ſ. w. gab es da in Menge zu bewundern; aber jetzt iſt faſt alles wieder zugeworfen, weil man nicht gewußt hat, wo man die viele außgebrochene Lava laſſen ſollte; jetzt iſt da, im ſtrengſten Wortverſtande, ſo gut als gar nichts zu ſehen. Die herrlichen Kunſtwerke, die man aus dieſem reichen Schacht zu Tage gefördert hat, befinden ſich ſämmtlich in dem Königlichen

36.

Muſeum zu Portici.

Leider befinden ſich jetzt auch nur die wenigſten daſelbſt, denn, was nur irgend durch Materie oder Kunſt einen höhern Werth zu haben

ſchien, hat man, aus Furcht vor den Franzoſen, weislich nach Palermo geſchickt, wo es in zwey- und funfzig Kiſten ruht, bis die brennende franzöſiſche Lava ſich einſt abgekühlt haben wird. Doch merkwürdig bleibt noch immer auch das wenige Vorhandene. Wer kann ohne die ſeltſamſten Regungen der Verwunderung, die Ueberreſte der vergänglichſten Dinge anſchauen, welche ſeit achtzehn Jahrhunderten der gewaltigen Zeit ſpotten! Da iſt noch Brod, Korn, Teig, der eben in den Ofen geſchoben werden ſollte, Seife, mit der man ſich eben gewaſchen hatte; da ſind Feigen, Johannisbrod, ja ſogar Eierſchalen, völlig weiß und wohl erhalten, als habe der Koch ſie erſt vor einer Stunde zerſchlagen. Da iſt eine Küche mit allem nöthigen Geräth verſehen. Dreyfüße und Töpfe ſtehen auf dem Heerde, Caſſerollen hängen an den Wänden, Schaumlöffel, Zangen, in der Ecke ein metallener Mörſer, auf einem alten Säulenſchafte ruhend; Gewichte, Hammer, Senſen und anderes Ackergeräth; Helme und Waffen; Opferſchaalen und Meſſer; eine Menge artig geformter Gläſer, große und kleine gläſerne Flaſchen; Lampen, Vaſen, Möbelverzierungen; ein Stück Tuch, Netze, Schuhſohlen ſogar; allerley Damenſchmuck, Halsbänder, Ohrgehänge, Ringe; ein hölzernes, frey-

lich verkohltes Schachſpiel. Alle dieſe Dinge ſind mehr oder minder vom Feuer angegriffen, aber doch alle auf den erſten Blick kenntlich. Unverſehrt hat Metall in Stein ſich erhalten. Alle Zimmer des Muſeums ſind mit den herrlichſten antien Fußböden belegt, theils Moſaik aus Pompeji, theils Marmor aus Herkulanum. Statuen, Springbrunnen, Vaſen, Büſten, Candelabres, Altäre, Tiſche von Marmor und Bronze, ſind alle noch ſo beſchaffen, als wären ſie geſtern aus der Hand des Künſtlers hervorgegangen. Tauſende von Münzen füllen die Schränke. Eine ſonderbare Zimmerverzierung der Alten iſt mir aufgefallen. An kurzen feinen Ketten hiengen runde Medaillons von Marmor von der Decke herab, ungefähr ſo wie heut zu Tage Kronleuchter oder Vogelbauer zu hängen pflegen. Dieſe Medaillons ſind auf beyden Seiten mit Basreliefs verſehen, die mir keinen großen Kunſtwerth zu haben ſcheinen. Sie hängen ſo, daß man ſie mit der Hand erreichen, alſo nach Belieben hin und her wenden und betrachten konnte. Ich will nicht entſcheiden, welche Wirkung ein ſolcher Zierrath gethan haben mag. Da alle, welche man gefunden, hier in einem einzigen Zimmer zuſammen gepropft, von der Decke herabhängen, ſo iſt der Anblick unangenehm. — Die meiſten Gemählde in Herkulanum, Pompeji und Stabiä hat man bekanntlich von der

Wand

Wand geſägt, und im Muſeum eine lange Reihe von Zimmern damit tapezirt. Ich kann eben nicht ſagen, daß man eine ſorgfältige Auswahl getroffen; es iſt viel faſt ganz verwiſchtes, auch viel ſchlechtes darunter. Es ſcheint, man ſey nur darauf ausgegangen, je mehr Zimmer, je beſſer damit anzufüllen, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß der Anblick ſehr ermüdet, und vielleicht nur ein Zwanzigtheil des Ganzen die Mühe lohnt. Hat man nicht ſogar den kindiſchen Einfall gehabt, alle die Kritzeleyen, welche die Soldaten zu Pompeji in ihren Kaſernen an die Wand geſchmiert hatten, (wie heutzu Tage noch die Schulknaben in den Schulen zu thun pflegen) mühſam abzulöſen, und ein großes Zimmer damit zu ſchmücken? — Alles, was zu viel Raum einnahm, hat man in den Hof verwieſen, der von Grabſteinen, Inſchriften, Ciſternen, Säulen, Statüen u. ſ. w. wimmelt. In der Mitte iſt ein ſchönes Pferd von Bronze aufgeſtellt. Die neue Inſchrift ſagt, daß ihrer vier geweſen, aber nur dieſes Eine gerettet worden ſey.

Das Merkwürdigſte in dem Muſeum zu Portici ſind die Manuſcripte, welche man in Herkulanum in zwey Zimmern eines Hauſes fand. So viele Beſchreibungen man auch davon geleſen haben mag, ſo iſt es doch kaum möglich, ſich eine deutliche Idee zu machen, wenn man ſie nicht ſelbſt geſehen hat. Sie gleichen verkohlten, zum

Theil auch verſteinerten, Holzknüppeln, ſind ſchwarz und Caſtanienbraun, liegen in mehreren Glasſchränken und ſind leider ſo bröcklich, daß man unter jedem derſelben eine Menge Staub und Abgebröckeltes gewahr wird. Sämmtlich, nach Art der Alten, aufgerollt, vielleicht auch nach und nach von der durch die Aſche dringenden Feuchtigkeit beſchädigt, ſcheint es jetzt faſt unmöglich, jemahls wiederum einen Buchſtaben davon an das Licht zu bringen. Aber des Menſchen Genie und Fleiße iſt nichts unmöglich, und ſeine Erbſünde, die Neubegier, macht ihn zum Schöpfer der ſinnreichſten Erfindungen. Die Maſchine, vermittelſt welcher die Manuſcripte aufgewunden werden, deutlich zu beſchreiben, muß ich faſt verzweifeln. Sie gleicht, doch nur dem Aeußern nach, einem Handwerksgeräth der Buchbinder, auf welchem ſie die Bücher zu heften pflegen. Im Schooß von zwey Bändern, mit dem einen Ende oben befeſtigt, ruht auf etwas Baumwolle das Manuſcript, gerade ſo wie der Vorhang vor einer Bühne in Stricken ruht. Dann wird mit Eyweiß auf die äußere Seite deſſelben, Goldſchläger-Häutchen in ganz kleinen Stücken oder Streifen mit einem Pinſel aufgetragen, um doch etwas zu haben, woran man halten könne. An dieſes Häutchen werden ſeidene Fäden befeſtigt, die oben, neben den Bändern, um Wirbel ſich winden, wie eine Violin-

ſaite um ihren Wirbel. Wenn nun der Arbeiter einen Theil des Manuſcripts, wo es nur immer möglich und thunlich war, mit dem Häutchen beklebt, und mit einem ſpitzen Stift das erſte Blatt ſo viel möglich gelöſt und gelüftet hat, denn dreht er mit großer Behutſamkeit die Wirbel, und iſt ſehr froh, wenn er ſo glücklich iſt, einen Viertelzoll abzuwickeln, worauf er die Operation von neuem anfängt. Man darf ſich auch ja nicht vorſtellen, daß dieſer mühſam errungene Viertelzoll nun etwa ein zuſammenhängendes Gewebe bilde; o nein, es gleicht vielmehr einem ausgebrannten Stück Zunder, das überall durchlöchert iſt. Hat der Arbeiter endlich ein ganzes ſolches Zunderblatt gewonnen, ſo trägt er es mit zurückgehaltenem Athem auf eine Tafel, die er nunmehr den Abſchreibern übergiebt. Dieſe müſſen ſehr geübt ſeyn, um die Buchſtaben zu erkennen. Man ſollte ſie auch nicht Abſchreiber, ſondern Abzeichner nennen, denn ſie copiren das ganze Blatt mit allen ſeinen Lücken auf das ſorgfältigſte, worauf ein Gelehrter die fehlenden Buchſtaben zu e r g ä n z e n ſucht. Natürlich iſt bey dieſer Ergänzung ſehr viel Willkührliches. Faſt keine Zeile, in der nicht Buchſtaben oder Worte fehlten, oft mangeln ganze Zeilen, oft mehrere ſogar hinter einander. Welch ein weites Feld für den Grübler! Glücklicher Weiſe ſchreibt man die Ergänzungen mit r o t h e n Buchſtaben zwiſchen die ſchwarzen; man wird alſo

gleich auf den erſten Blick gewahr, was dem Original angehört, und was der heutige Gelehrte hinzugefügt hat. So bunt ſollen die Manuſcripte auch gedruckt werden, und dann ſeh' ich ſchon im Geiſte, wie die Sprachforſcher Europens darüber herfallen, und jeder nach ſeiner Weiſe die Ergänzungen bekritteln oder andere an deren Stelle ſetzen wird.

Wie unendlich mühſam das ganze Geſchäft ſey, begreift jeder leicht. Vor einiger Zeit hatte man es bereits ganz liegen laſſen; bekanntlich hat aber jetzt der Prinz von Wallis ſich deſſen angenommen und giebt die Koſten dazu her. Eilf junge Leute wickeln die Manuſcripte ab, zwey kopiren ſie, und an der Spitze der Unternehmung ſteht ein verdienſtvoller, von Enthuſiasmus glühender Engländer, Nahmens Haiter. Er verſicherte mich, daß die Leute jetzt ſchon ſehr viel ſchneller und geſchickter arbeiteten als vor einigen Jahren. Er giebt die Hoffnung gar nicht auf, die noch vorräthigen ſechszehnhundert Manuſcripte ſämmtlich zu entziffern, und zweifelt keinesweges, daß er einen Menander, einen Ennius u. ſ. w. entdecken werde, ſo wie er in dieſem Augenblick einen Polybius in der Arbeit zu haben ſich ſchmeichelt. Gerade den Tag vorher, ehe ich das Muſeum beſuchte, hatte er einen ganz neuen, oder vielmehr bisher unbekannten Autor gefunden, der

Κωλωτος heißt. Sein Werk iſt philoſophiſch. Da der Nahme des Verfaſſers immer erſt auf der letzten Seite ſteht, ſo kann man nie eher wiſſen, von wem das Werk iſt, bis man das letzte Blatt aufgerollt hat. — Sieben lateiniſche Autoren waren Herrn Haiter nach und nach in die Hände gefallen, aber leider alle ſo bröcklich, daß es nicht möglich war, ſie aufzuwinden. Er klagte hierüber um ſo herzlicher, da einer derſelben ihm Livius ſchien, wenigſtens war es gewiß ein hiſtoriſches Werk, in ſeinem Styl geſchrieben, und hub mit einer Rede an, in welcher viel von einer Familie Acilius vorkam. Mehr war leider nicht heraus zu bringen. Herr Haiter jammert auch darüber, daß der Erſte, dem die Manuſcripte anvertrauet waren, (ein Spanier, Nahmens Albuquerque) ſie alle unter einander geworfen, denn er meinte, ſie ſeyen vielleicht in den verſchiedenen Kammern, in welchen ſie gefunden wurden, auch von verſchiedenem Werth geweſen. — Bis jetzt hat man nunmehr fünf Schriftſteller entdeckt: Philodem (von welchem die meiſten Werke gefunden werden, unter andern ein Traktat von den Laſtern, welche an Tugend gränzen, allerdings ein reichhaltiger Gegenſtand, wenn ein Mann von Geiſt ihn behandelt hat), Epicur, Phädrus, Demetrius Phalerius, und nun ſeit geſtern Kolotos. — Es iſt Herrn Haiter freylich nicht recht, daß er

immer auf philoſophiſche Werke ſtößt; doch ſagt er, daß auch in dieſen viele noch unbekannte hiſtoriſche Notizen zerſtreut gefunden werden. So wird unter andern in einer Abhandlung über den Zorn ein Beyſpiel angeführt, wie Bachus den Kadmus des Zorns wegen beſtraft habe; ein Umſtand, von dem wir bis jetzt kein Wort wußten. — Jeder Reiſende, der ſich für die Wiſſenſchaften intereſſirt, wird, ſo wie ich, mit Begierde an den Lippen des verdienſtvollen Haiter hängen, und ihm, gleich mir, Geſundheit wünſchen. An allen übrigen, zu ſeinem Beruf erforderlichen Eigenſchaften fehlt es ihm nicht.

Nachſchrift.

In einer neuen Unterredung mit dem fleißigen Haiter habe ich erfahren, daß die gefundene Handſchrift von Kolotos eine Widerlegung von des Plato Traktat über die Freundſchaft enthält. Haiter hat indeſſen auch den Nahmen Kolotos im Plutarch aufgeſpürt, er hat gefunden, daß Plutarch gegen dieſen Philoſophen, ſo wie dieſer wiederum gegen Plato geſchrieben hat. Es ging alſo damahls unter den Philoſophen ſo zu, wie heutiges Tages. — Eine neue wichtige Entdeckung iſt in dieſen Tagen gemacht worden. Bisher hatte man die Schriften Epicurs nur einzeln gefunden, jetzt hat man ſie in einem Manuſcript alle zuſammen angetroffen. Dies Manuſcript iſt eins der wohl erhaltenſten, und Haiter wird nun ſeine vorher gemachten Supplemente daraus berichtigen können. Es muß äußerſt intereſſant für einen geiſtreichen Mann ſeyn, ſich jetzt überzeugen zu können, ob er richtig ſupplirte? — Hundert und dreyßig Manuſcripte ſind jetzt theils aufgewickelt, theils in der Arbeit.

Inhalt
des erſten Theils.

Seite

Vorrede.

1. Einleitung. 11
2. Kaiſer Alexander. 15
3. Neue Conſtitution der Liefländiſchen Bauern. 18
4. Ungewitter am Peipusſee. . . . 21
5. Dorpat. 24
6. Riga. 30
7. Robertſons Luftfahrt. 33
8. Beſchaffenheit der Extrapoſten von Petersburg bis Neapel. 36
9. Reiſe von Riga nach Berlin durch Weſtpreußen. 53
10. Zwiſchen Leipzig und Nürnberg. . 60
11. Nürnberg. 64
12. Augsburg. 69
13. Zwiſchen Augsburg und Inſpruk. . 76
14. Tyrol. 83
15. Die Gemſenjagd. 92
16. Tyrol. 94
17. Zwiſchen Verona und Florenz. . . 105
18. Zambeccari's Luftfahrt. . . . 110
19. Ein Morgen in den Apenninen. . . 125

Seite

20. Florenz. 129
21. Zwiſchen Florenz und Rom. . . 151
22. Ein Spaziergang in Rom. . . . 157
23. Werther und Lotte. . . . , 178
24. Zwiſchen Rom und Gaeta. . . . 181
25. Cicero's Villa. 187
26. Zwiſchen Gaeta und Neapel. . . 191
27. Neapel. 194
28. Einige Straßenſcenen in Neapel. . 216
29. Der Veſuv. 237
— — am zwey und zwanzigſten Nov. 1804. 257
— — am drey und zwanzigſten Nov. 261
— — am ſechs und zwanzigſten Nov. 266
— — am dreyßigſten Nov. . . 271
30. Caſerta. 273
31. Portici. 280
32. Die Favorite. 284
33. Fahrt nach Bajä. 288
34. Pompeji. 296
35. Herkulanum. 316
36. Muſeum zu Portici. 318

2596-106